This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 120 090 191

Leopold von Pedina.

UM AFRIKA

Skizzen von der Reise Sr. Majestät Corvette „Helgoland"
in den Jahren 1873–75.

A. HARTLEBEN'S VERLAG, WIEN, PEST, LEIPZIG

FORD LIBRARIES

HOOVER INSTITUTION
on War, Revolution, and Peace

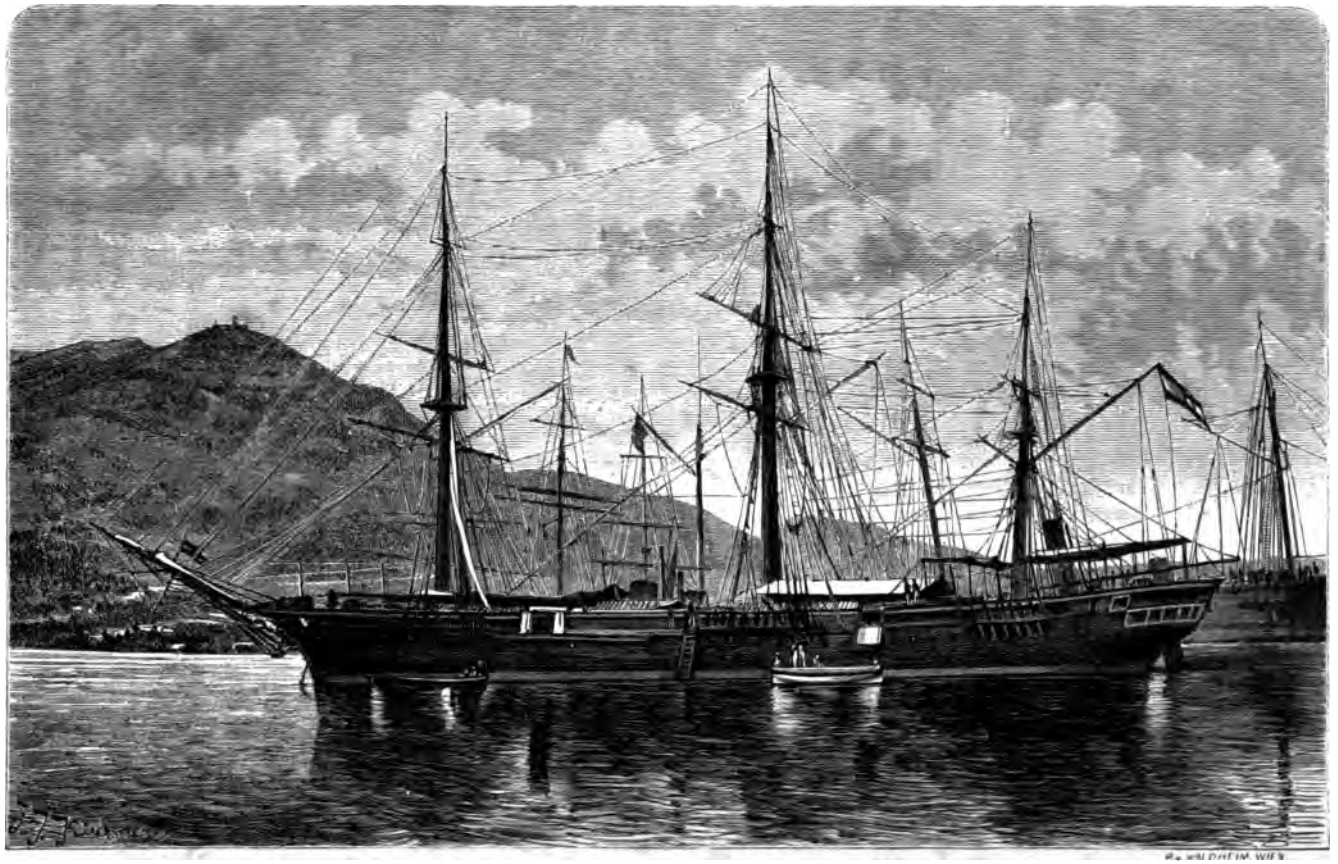
FOUNDED BY HERBERT HOOVER, 1919

D4/R
£1.17.6

Zur Erinnerung an Weihnachten 1878

Leopold.

Um Afrika.



Corvette Helgoland.

Am Afrika.

Skizzen

von der Reise Sr. Majestät Corvette „Helgoland"

in den Jahren 1873–75.

Von

Leopold von Jedina

k. k. Linienschiffsfahnrich.

Mit 70 Illustrationen, einer Karte und mehreren Beilagen

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1877.

(Alle Rechte vorbehalten.)

DT3
J44

Kunst- und Buchdruckerei „Steyrermühl", Wien.

THE NOVICE LIBRARY

Vorwort.

Von mehreren Freunden aufgefordert habe ich im Vorliegenden meine Erlebnisse und Wahrnehmungen während der Reise mit Sr. Maj. Corvette Helgoland zusammengestellt.

Da hastige Notizen in den karg bemessenen Mußestunden und unter den für solche Arbeiten höchst ungünstigen Verhältnissen an Bord dem Werkchen zu Grunde liegen, so kann dasselbe weder auf wissenschaftliche Tiefe, noch auf den Werth als Reisehandbuch zu dienen, Anspruch machen. Auch beschränkte ich mich darauf, jene Orte, Gegenden und Länder näher zu beschreiben, von denen ich vermuthe, daß sie dem Leser weniger bekannt seien, und habe dabei meist nur solche Daten verwendet, welche ich in der Lage war, theils aus eigener Anschauung, theils aus verläßlichen Quellen an Ort und Stelle zu sammeln.

Hauptsächlich war jedoch mein Bestreben dahin gerichtet, dem Binnenländer ein Bild von der Lebensweise zur See und speciell auf einem Kriegsschiffe zu geben, da man im Inlande, wie ich mich überzeugte, zumeist von der Wirklichkeit weit abweichende Begriffe darüber hat.

Die Meisten denken sich das Seeleben dem Wirken und Treiben zu Lande in Allem und Jedem entgegengesetzt, oder wenn sie die Werke eines Marryat oder dergleichen lesen, werden sie mißtrauisch, ob nicht der Beschreibung zu viel Romantik beigegeben sei, eben weil es galt, Romane zu schreiben. Anderseits behandeln andere Werke die Aufgabe wissenschaftlich und zu ernst, um sich in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen.

Wenn nun auch die Beſchreibung der durch die Fregatte Novara in den Jahren 1857, 1858 und 1859 bewirkten Weltumſegelung, bei den ausgezeichneten Kräften, die dazu mitwirkten, und durch die erſchöpfenden Darſtellungen darin, alles in dieſer Beziehung fehlende erſetzt, ſo dürfte doch das eben jetzt unter der Preſſe ſich befindende Werk über die öſterreichiſch-ungariſche Nordpol-Expedition des ernſten Gegenſtandes halber, den es behandelt, auch eine Beſchreibung einer heiteren, mit geringeren Gefahren und weniger Schwierigkeiten verbundenen Reiſe nach völlig entgegengeſetzter Richtung, gerne geſehen machen. Der junge Mann aber, der Neigung für den ſchönen Seemannsberuf fühlt, und der vielleicht durch die imponirenden Scenen der arktiſchen Fahrten nachdenkend wurde, kann hier die Beruhigung finden, daß das Seeleben auch freundliche Seiten habe.

Wenn es mir gelingen ſollte, durch mein Buch beizutragen, die vaterländiſche Marine im Inlande bekannter zu machen und das Intereſſe für das Seeweſen zu fördern, ſo fände ich den ſchönſten Lohn meiner Bemühungen, und möge in dieſem, mich erfüllenden innigen Wunſche auch die Entſchuldigung dafür gefunden werden, daß ich mit vorliegenden Blättern vor die Oeffentlichkeit trete.

Erſtes Capitel.

Wechſelvolles Leben des Seeofficiers. — Die Corvette Helgoland. — Die erſten Tage der Ausrüſtung. — Abfahrt von Pola. — Liſſa. — Das Leben an Bord. — Ankunft in Port Said.

Wohl kein Leben iſt ſo reich an Abwechslung wie jenes des Seeofficiers.

Jetzt am Lande in der vollſten Bequemlichkeit, in dem regſten geſellſchaftlichen Verkehre, im Contacte mit der höchſten Civiliſation; jetzt auf hoher See zwiſchen Himmel und Waſſer in der beengten ſchwankenden Behauſung; nun wieder in der Wildniß unter Völkern aller Schattirungen, mitunter auf der primitivſten Stufe der Entwickelung.

Je nach der individuellen Anſchauungsweiſe gewinnen oder verlieren durch dieſe Gegenſätze und ihre ſchnelle Aufeinanderfolge die momentanen

Verhältnisse an Reiz. Aber selbst dem minder Abenteuerlustigen verfehlt dieses Leben des beständigen Wechsels nicht, wenigstens anfänglich ein reges Interesse abzugewinnen, wenn auch mit der Zeit die mit dem Berufe verbundenen Strapazen und Nachtheile die Neigung für das Ganze erkalten lassen mögen.

Im Herbste des Jahres 1873 befand ich mich in einer Lage, die zu ähnlichen Reflexionen führte.

Nach einem fast zweijährigen Aufenthalte in der Residenz verließ ich das durch die Ausstellung höchst lebhaft gewordene Treiben der Weltstadt, um mich einzuschiffen. Mir war das Glück zu Theil geworden, auf S. M. Corvette Helgoland bestimmt zu werden, welche Anfangs November auszulaufen und eine Umschiffung Afrika's zu machen hatte.

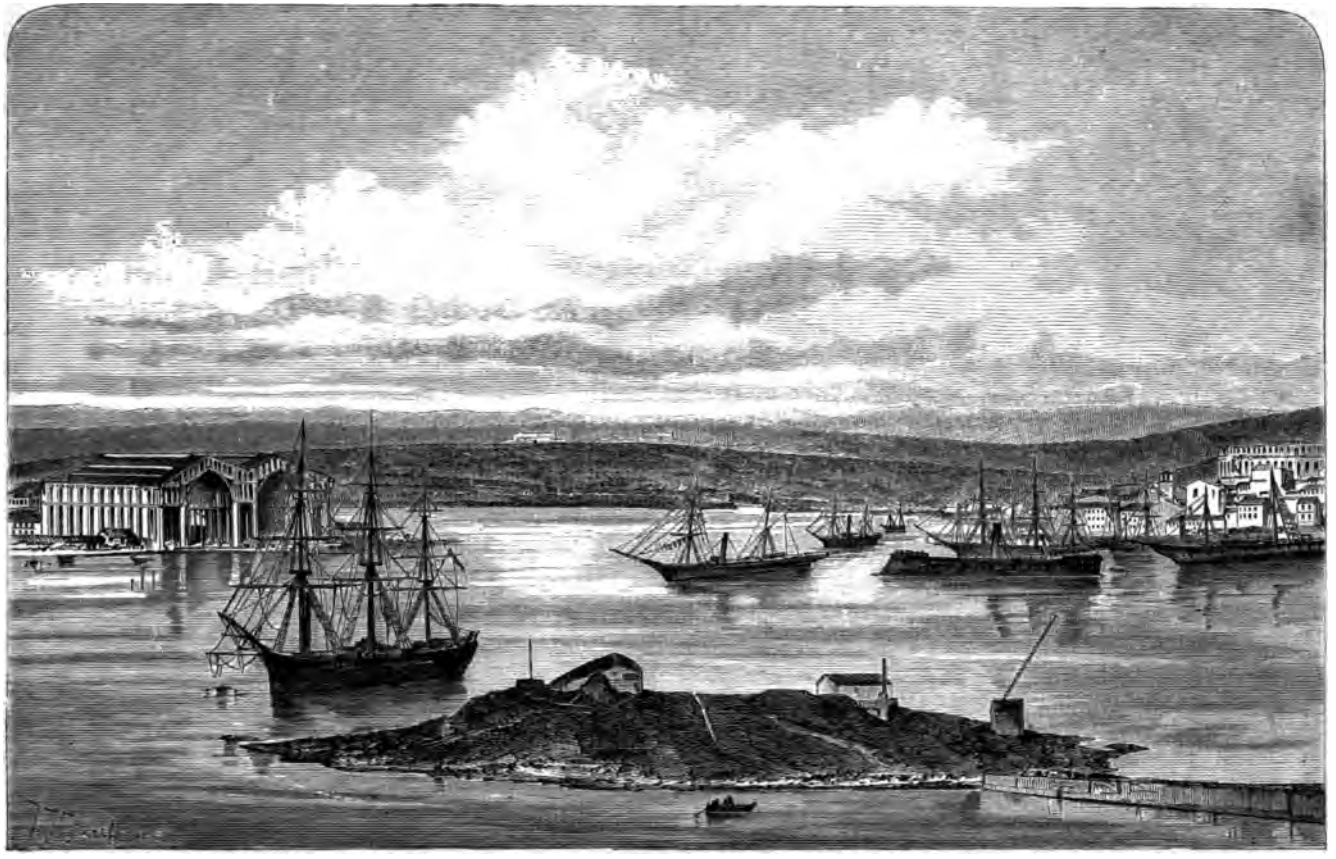
Rasch wurde Abschied von Angehörigen und Bekannten genommen und mit dem Betreten des Südbahnwaggons das Capitel Wien geschlossen, um sich nun mit allem Eifer der bevorstehenden Reise zu widmen.

Triest vermag nach Wien einen mit der See Vertrauten nur wenig zu fesseln, und mit Vergnügen setzte ich meine Weiterreise nach Pola ohne Zeitverlust fort.

Die See empfing den ihr durch längere Zeit Ungetreuen eben nicht sehr freundlich. Regnerisches Wetter und mitunter heftige Windstöße ließen den Aufenthalt auf Deck des Dampfers wenig angenehm erscheinen, während das Stöhnen und Aechzen der nicht seefesten Passagiere in der Cajüte zur Genüge bewies, daß gegen die Wirkungen der heftigen See auch die unteren Räumlichkeiten keinen Schutz boten.

Die Gefühllosen, die von den Einflüssen des Rollens und Stampfens nicht berührt wurden, gingen trotzdem zur Tagesordnung, dem auf Lloyd-Dampfern meist guten Diner, über und verbrachten damit wenigstens den letzten Theil der langweiligen Fahrt an der istrianischen Küste in angenehmer Weise.

Mittlerweile war es bei hereinbrechendem Abend heiter geworden, der Dampfer war in den Vorhafen Pola's eingelaufen und die Reisegesellschaft versammelte sich auf Deck, um sich an dem Anblicke, den Pola von der See aus gewährt, zu ergötzen.



Hafen von Pola.

Mich interessirten, weil mir schon längst gut bekannt, weder das ausgedehnte Arsenal mit den abgerüsteten Schiffen, noch die riesigen Etablissements der Oliveninsel, noch die in der Dämmerung röthlich schimmernde Arena; meine Aufmerksamkeit war durch meine zukünftige Behausung, die Helgoland, gefesselt, welche schon ganz getakelt an einer Boje lag.

Der Dampfer legte an dem Quai an; schon drängte sich Alles in Ungeduld, um das Land bald zu erreichen, als plötzlich ein Sanitätsboot mit einem Beamten erschien und bekannt machte, daß in Folge der in Triest herrschenden Cholera die Passagiere und deren Effecten eine Räucherung zu passiren hätten, bevor ihnen der Verkehr mit dem Lande gestattet würde.

Wer so eine Procedur mitgemacht, wobei man in einer Holzhütte im wilden Durcheinander und Gedränge, in steter Sorge für sein Gepäck, dem Ersticken durch den eklen Chlorgestank ausgesetzt ist, wird unsere Qualen zu würdigen wissen und die Befriedigung begreifen, die uns erfüllte, als wir endlich, wenn zwar noch mit Hustenreiz, wieder in freier Luft aufathmeten.

Meine erste Sorge war, mich gleich auf die Helgoland zu begeben, da schon auf den folgenden Tag deren Ausrüstungs-Musterung festgesetzt war.

Es ist so etwas Eigenthümliches darum, nach mehrjähriger Unterbrechung wieder alte Gewohnheiten aufzunehmen, sich in wohlbekannte Verhältnisse hineinzufinden. Wie begreiflich, dauert dies nicht lange, und da ich auf der Helgoland bereits früher eine längere Campagne mitgemacht hatte, schien es mir schon den nächsten Tag, als wäre ich nie von derselben ausgeschifft gewesen.

Am folgenden Tage, es war der 3. November 1873, waren der Stab und die Bemannung vollzählig; es wurde uns der bei jeder neuen Ausrüstung übliche Eid abgenommen, und damit das Schiff der activen Dienstleistung übergeben. Nun wurden auch die näheren Details unserer vorzunehmenden Reise bekannt. Hauptzweck der Ausrüstung der Corvette war die Einübung der eben aus der Marine-Akademie ausgemusterten Seecadeten, dabei sollten aber auch die Handelsverhältnisse Zanzibars, Mada-

gaskars und der Maskarenen erforscht werden, weshalb als Reiseroute die Umschiffung Afrika's, von Osten durch den Suezcanal ausgehend, um das Cap der guten Hoffnung, und mit der Rückfahrt durch die Straße von Gibraltar, festgesetzt wurde. Was die anzulaufenden Häfen betraf, so waren alle wichtigeren am Wege liegenden Punkte Afrika's, besonders jene der vorgenannten Länder in das Reiseprogramm aufgenommen worden.

Nun glaube ich den Leser mit dem Schiffe, das diese Aufgabe zu lösen hatte, ein wenig näher bekannt machen zu sollen.

Sr. Majestät Corvette Helgoland wurde im Jahre 1867 in Pola vom Stapel gelassen, hat, auf Deck gemessen, eine Länge von 224 Fuß, ist 36 Fuß breit und taucht mit completem Proviant und allen Vorräthen an Bord, bei einem Deplacement von nahezu 1800 Tonnen, vorne $16^1/_2$, achter *) $17^1/_4$ Fuß.

Eine zu Fiume von der Firma Whitehead construirte Maschine von 400 Pferdekraft nominell, gespeist mit in vier Kesseln erzeugtem Dampfe, treibt einen zweiflügeligen Griffith'schen Propeller und vermag bei voller Dampfkraft von 28 Pfd. per Quadratzoll das Schiff über 11 Seemeilen in der Stunde vorwärts zu bringen, und die Takelage, obwohl wie bei allen modernen Schraubenschiffen von mäßigen Dimensionen, reicht aus, um der Corvette, auch wenn sie mit Segel allein fährt, eine genügende Geschwindigkeit und Manövrirfähigkeit zu sichern. Am Schlusse der Reise, wo die Flügel des Propellers ausgehoben wurden, zeigte sich eine merkbare Besserung der Segeleigenschaften des Schiffes und überholte es dann die meisten Kauffahrer.

Da die Helgoland als Kreuzungsschiff gebaut ist, so hat sie im Verhältniß zu ihrer Größe eine geringe Bestückung; zwei Armstrong-18 cm.-Geschütze auf Pivôts, vier 10 cm. Broncekanonen als Salutgeschütze, sowie ein 7cm. Bootgeschütz machen ihre ganze artilleristische Stärke aus.

In Folge ihrer gedachten Bestimmung hat die Helgoland sehr ausgedehnte Vorrath- und Proviantraumlichkeiten; es fassen letztere Lebensmittel für nahezu 100 Tage. Die Wasserkisten enthalten jedoch nur die

*) „Achter" heißt der Hintertheil des Schiffes.

für 22 Tage benöthigte Wassermenge. Zur Ergänzung des Wasservorrathes auf größeren Reisen und in den fieberverdächtigen Häfen dient ein in der Nähe der Wasserkisten angebrachter Destillator.

Eine 36—48stündige Thätigkeit desselben, je nach der Temperatur des als Kühlwasser gebrauchten Seewassers, genügt, um sämmtliche Wasserkisten zu füllen.

Der Kohlenvorrath, den die Corvette ursprünglich einnehmen konnte, war ein beträchtlicher. Da jedoch die Depôts, um Raum im Banjerdeck zu gewinnen, verkleinert wurden, betrug selber bei dieser Campagne nur 190 Tonnen, welche für 96 Fahrstunden bei Benützung aller, und für 190 Stunden bei Benützung von zwei Kesseln auslangten.

Darnach war es unter normalen Umständen möglich, mit der Corvette ohne Aufenthalt, d. h. ohne den Kohlenvorrath ergänzen zu müssen, über 1300 Seemeilen zu dampfen.

Der normirte Bemannungsstand der Helgoland besteht aus einem Fregatten-Capitän als Commandanten, 5 Seeofficieren, 2 Aerzten, einem Verwaltungsbeamten, 6 Cadeten und 3 Maschinisten, sowie 240 Personen des Mannschaftsstandes; während der gegenwärtigen Reise jedoch belief sich die Gesammtzahl der Eingeschifften auf 266 Köpfe, und waren 1 Seeofficier und 7 Seecadeten über den Stand eingeschifft.

* * *

Einige Tage nach der Ausrüstung des Schiffes wurde die übliche Probefahrt unter Dampf an der gemessenen Meile gemacht und lieferte recht befriedigende Resultate, so daß nun, nachdem die Helgoland alle Proben der Seetüchtigkeit bestanden hatte, der Abfahrtstag festgesetzt werden konnte.

Die wenigen Tage bis dahin waren Tage der größten Rührigkeit, besonders für die Angehörigen des Stabes.

Galt es doch, sich für ein ganzes Jahr vorzusehen und einzurichten und war hierbei umsomehr Aufmerksamkeit geboten, als irgend ein

Versehen in dieser Richtung bei dem voraussichtlichen Aufenthalte in meist uncivilisirten Ländern kaum gut gemacht werden konnte. Bei der Mannschaft ist alles Diesbezügliche durch Reglements bestimmt, allein bei den Stabsangehörigen selbstverständlich dem Einzelnen überlassen.

Vor Allem nimmt uns die Sorge bezüglich der mitzunehmenden Effecten und der Menge an Kleidung, Wäsche und derlei Vorräthen in Anspruch. Man kennt die klimatischen Verhältnisse der zu befahrenden Gewässer und ihrer Küsten nicht, und die dabei sich aufdrängenden Fragen, ob es dort sehr heiß, gemäßigt oder gar kalt sei, und ob man häufigen und starken Regen ausgesetzt sein wird, vermehren das Schwanken zwischen dem Zuviel und Zuwenig der Einkäufe, während endlich der beschränkte Raum in den Cabinen den entscheidenden Factor abgibt. Solche Ausrüstungen sind immer glänzende Momente in den Annalen der polesaner Kaufleute, denn nur sehr Erfahrene bewahren sich vor dem Fehler, sich um jeden Preis mit Sachen zu überladen, die man, ohne sie benützt zu haben, in Folge der schlechten Aufbewahrung an Bord unbrauchbar zurückbringt.

Nun denkt man an den Magen, die Lebensmittel, die anzulegenden Wein- und Cigarrenvorräthe und an die stets brennende Koch- und Dienerfrage. Den Hausfrauen zum Troste gesagt, sind nämlich diese Plackereien dem Landhaushalte nicht allein eigen, sondern sie greifen auch gewaltig in das Bordleben, ja es sind hier Mißgriffe dabei weitaus schrecklicher, weil, besonders bei einer großen Reise kein Wechsel außer vom Schlechten zum noch Schlechteren möglich ist. Hier mag auch noch zur Hebung des Patriotismus der österreichischen Raucher beigefügt werden, wie gut jeder Seereisende thut, wenn sein Ziel nicht gerade Havannah ist, sich mit österreichischen Cigarren zu versehen. Es wird nicht nur das Verhältniß von Preis zur Güte kaum irgendwo so günstig wie bei uns angetroffen, sondern es tragen auch unsere besseren Sorten die Palme über das beste auswärts zu findende Kraut davon. Hiezu kommt noch, daß die giftige Virginia-Cigarre durch ihre Länge und die Manipulation mit dem Strohröhrchen dem Wilden wie dem civilisirten Colonisten gleich imponirt, allgemein als besonderes Curiosum geschätzt wird, somit zu einer „Freundschaftscigarre" wie geschaffen erscheint.

Nach und nach kommt Klarheit in die Situation, ja muß kommen, denn bei aller Toleranz erlaubt der Dienst nicht, den eigenen Interessen zu viel nachzugehen. Allein noch immer bleibt das drückende Gefühl, dies oder jenes vergessen zu haben oder zu benöthigen, und will nicht aufhören, so lange man sich im Hafen befindet, so daß man endlich froh ist, wenn der Abfahrtstag anbricht und allen weiteren Sorgen durch das non possumus ein Riegel vorgeschoben wird. Der 11. November war dieser für uns wichtige Tag und um 1 Uhr Nachmittags verließ die Helgoland, mit dem Scheidegruße von drei Hurrah's, unter voller Dampfkraft den Hafen.

Es wehte eine heftige Bora*), welche sich in dem Grade, als wir uns dem Quarnero näherten, derart steigerte, daß die Passage desselben angesichts der jungen Mannschaft und der bei jedem erst kurz in Dienst gesetzten Schiffe noch nicht vollkommen durchgeführten Diensteintheilung an Bord nicht räthlich erschien.

Es wurde auf die Rhede von Fasana abgefallen, von hier erst am 12. des Morgens, als sich das Wetter besserte, die Reise fortgesetzt und den 13. Morgens Lissa angelaufen, um die Kohlenvorräthe noch in der Heimat zu ergänzen.

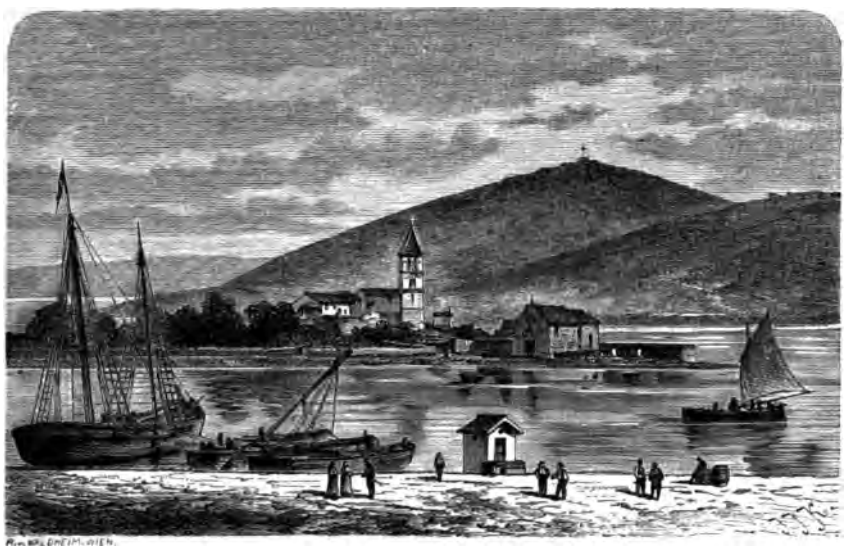
Trotz des reinen Gesundheitpatentes, welches wir vom Sanitätsamte zu Pola erhalten hatten, verweigerte die übervorsichtige Local-Sanitätscommission, der Helgoland den Verkehr mit dem Lande, da sie Pola als einen für den Moment bezüglich der Cholera verdächtigen Ort betrachtete. Natürlich verfehlte dies nicht, besonders bei jenen von uns, welche die angenehme Chlorräucherung bei der Ankunft in Pola mitgemacht hatten, eine gewisse Erbitterung wachzurufen.

Der Aufenthalt auf dieser durch die Ereignisse des Jahres 1866 so bekannt gewordenen Insel beschränkte sich somit auf das ausnahmsweise gestattete Kohleneinnehmen, nach dessen Beendigung wir sogleich in See gingen, um die Fahrt nach Port Said fortzusetzen.

---

*) So heißt ein böiger Nordostwind im adriatischen Meere.

Hatten ſich während der erſten Ausrüſtungstage im Hafen noch perſönliche Intereſſen in den Vordergrund gedrängt, ſo trat mit dem Momente des Auslaufens der Dienſt in ſeine vollen Rechte und es begann die den Anfang einer jeden Seecampagne kennzeichnende Periode der rührigſten Dienſtesthätigkeit für Officiere und Mannſchaft.



San Girolamo auf Liſſa.

Jeder erhält ſeine ſpecielle Dienſtesbeſtimmung für alle möglichen Verhältniſſe zugewieſen, und hat ſich mit den daraus erwachſenden Obliegenheiten vertraut zu machen, damit das Schiff allen Eventualitäten gegenüber gerüſtet daſtehe, und damit die heut zu Tage mitunter ſehr complicirten Hilfsmittel, die zur Handhabung einer derartigen Kriegsmaſchine zu Gebote ſtehen, auch entſprechend verwerthet werden können.

Die Theilung der Arbeit iſt hiebei beſonders bei den Officieren unerläßlich, und wenn auch keine ſeparaten Branchen unter ihnen exiſtiren und alle dem Seeofficierscorps angehören, ſo wirken ſie doch, was den militäriſchen Theil ihrer Obliegenheiten anbelangt, während einer beſtimmten Ausrüſtung auch nur zumeiſt in einer beſtimmten Richtung.

Der Commandant eines Schiffes beaufsichtigt Alles im Allgemeinen und beschäftigt sich zumeist mit der nautischen und militärischen Leitung des Schiffes.

Der im Range zunächst stehende Officier, der sogenannte Gesammt-Detailofficier, ist eigentlich die Seele des Dienstbetriebs an Bord; er ist, so zu sagen, gleich dem Commandanten stets im Dienste, indem Alles, was an Bord geschieht und was sowohl die Rein- und Instandhaltung des Schiffes, als die Exercitien und die Administration betrifft, durch seine Hände läuft.

Die übrigen Officiere erhalten nun je einer die Aufgabe die Handhabung der Geschütze zu leiten, die Mannschaft in dem Gebrauche der Handwaffen zu unterweisen, die Segelexercitien zu beaufsichtigen oder die astronomischen Beobachtungen und die Schiffsführung in nautischer Richtung zu übernehmen, wobei auf Schiffen, die, wie diesfalls die Helgoland, als Cadeten-Instructionsschiff zu dienen haben, noch einem Officier die Aufsicht und die weitere theoretische und praktische Ausbildung der Cadeten zufällt.

Außer diesen besonderen Obliegenheiten haben mit Ausnahme des Commandanten und des Detailofficiers, welch' ersterer nur in wichtigen Fällen beim Ein- und Auslaufen oder bei einer Gefahr persönlich das Commando übernimmt, letzterer jedoch mit dem inneren Dienste genügend beschäftigt ist, die übrigen Officiere die Leitung des Schiffes in See und dessen Ueberwachung im Hafen tourweise zu übernehmen.

Dieser Wachdienst wird zumeist derart gemacht, daß jeder Officier denselben volle vier Stunden unausgesetzt versieht und der Reihe nach die übrigen folgen.

Selbstverständlich hat die Zahl der tournirenden Officiere großen Einfluß auf die Beschwerlichkeit dieses Dienstes.

Auf der Helgoland, wo die Anzahl der Wachofficiere fünf betrug und somit jeder im Durchschnitte täglich kaum fünf Stunden Wache zu halten hatte, konnte dieser Dienst als verhältnißmäßig leicht bezeichnet werden.

Wenn nun aus dem Vorhergesagten erhellt, daß die dienstliche Beschäftigung die Zeit des Seeofficiers genügend beansprucht, somit jene Langeweile weit von ihm ferne hält, der man gemeiniglich den Seemann

besonders auf weiten Fahrten verfallen glaubt, so erübrigt derselbe doch noch immer etwas Muße, um sich seiner Fortbildung zu widmen und sich nach Geschmack und Neigung zu vergnügen.

Von großem Einflusse hiebei ist unstreitig die Frage seiner Unterkunft, die begreiflicherweise nach der Größe und Bauart des Schiffes eine verschiedene ist.

Bei einem Schiffe moderner Construction wie bei der Helgoland ist dieselbe nicht überspannten Anforderungen ganz entsprechend.

Dem Commandanten ist der achtere Theil des Banjerdecks vorbehalten, wo derselbe einen geräumigen Empfangssalon, zugleich Speisezimmer, eine Schreibcabine, ein Schlafzimmer, eine Badecabine und das Zugehörige besitzt.

Jeder der übrigen Officiere hat unmittelbar vor den Commandanten-Localitäten oder unter der Deckhütte eine Cabine, welche Schlaf- und Schreibezimmer zugleich ist, während ein größeres Appartement, die sogenannte Officiersmesse, als gemeinschaftliches Speisezimmer dient. Die Maschinisten sind ähnlich den Officieren, die Cadeten in der Cadetenmesse, einem als Schlaf-, Wohn- und Speisezimmer zugleich dienenden größeren Salon untergebracht.

Das ganze übrige Banjerdeck dient zur Unterkunft der Mannschaft, und haben die höheren Unterofficiere daselbst separate Cabinen.

Für Kranke ist am Vordertheil des Schiffes ein luftiges Spital eingerichtet.

Als Versammlungsort des ganzen Stabes dient das Conversationszimmer, ein freundliches, lichtes Local unter der Achterhütte. Hier war die mit Rücksicht auf die Reiseroute zusammengestellte Schiffsbibliothek aufgestellt und man konnte sich daraus Details über die zu berührenden Häfen holen, während die aufliegende Seekarte mit dem darauf verzeichneten Schiffspunkte ermöglichte, sich in jedem Momente über die Lage und die zurückgelegte Fahrt des Schiffes Gewißheit zu verschaffen. Ein Piano, Eigenthum einiger Mitglieder des Stabes, dann Spieltische erlaubten daselbst Erheiterung in Musik oder Kartenspiel zu suchen.

* * *

Das Tagewerk an Bord eines Kriegsschiffes kann der Natur seiner Bestimmung und seiner Führung nach nicht anders als sehr gleichförmig sein.

Des frühen Morgens nach dem Frühmahle der Mannschaft wird mit dem Reinigen und Waschen der Decke begonnen, sodann folgt die Reinigung der Geschütze und der Metalltheile, sowie die Musterung der Mannschaft seitens der Officiere. Um 10 Uhr fangen die verschiedenen Exercitien an und dauern bis 11½ Uhr, wo eine Ruhepause eintritt, während welcher von den Officieren das Gabelfrühstück, von der Mannschaft das Mittagsessen eingenommen wird.

Um 2 Uhr wiederholen sich die Exercitien und dauern bis 4 Uhr, d. i. bis zur Speisestunde der Officiere. Die Mannschaft macht indessen Nachttoilette und bereitet sich zu den Segelexercitien vor, die zumeist in den kühleren Abendstunden abgehalten werden, jedoch um 6 Uhr, wo das Abendmahl der Mannschaft statthat und ihre Erholungszeit beginnt, beendet sein müssen.

Gegen 8 Uhr Abends endlich werden die Hängematten unter Deck gebracht und die Hälfte der Mannschaft, welche um Mitternacht in den Dienst kömmt, geht zur Ruhe, während die andere die Bedienung der Takelage übernimmt. In See, wo stets eine Hälfte auf Deck zum Manövriren bereit sein muß, findet die Ablösung sowohl des Tags, als bei Nacht nach je vier Stunden statt.

Die einzige Abwechslung in diese Eintheilung bringt an den fünf ersten Wochentagen die Verschiedenheit der Exercitien, während der Samstag ganz der Reinigung des Schiffes und der Sonntag, soweit es die elementaren Verhältnisse gestatten, der Ruhe und Erholung gewidmet wird.

Aus dem Gesagten ist begreiflich, daß auf allen Kriegsschiffen der Abend zu den angenehmsten Momenten des Bordlebens zählt. Wenn des Tags über jedermann an Bord so zu sagen nur ein Glied einer regelmäßig arbeitenden Maschine bildet, so lebt dann das Individuum als solches wieder vollkommen auf.

Ein Rundgang im Schiffe zu dieser Zeit ist nicht unlohnend, wenn man in das Thun und Treiben des Einzelnen Einblick gewinnen will.

Beginnen wir beim Achtertheil des Schiffes, dem Aufenthaltsorte des Stabes. Jeder der Officiere, mit Ausnahme des Wachhabenden, gibt sich seinen besonderen Neigungen hin. In der einsamen Cabine sucht der eine Ruhe zur ernsten Lectüre oder zum Studium, andere schmauchen auf Deck in der kühlen Abendluft ihre Cigarren, die meisten jedoch suchen Erholung in den gemüthlichen Räumen des Conversationszimmers. Hier begegnen wir vorerst der permanenten Whistpartie, an der gewöhnlich auch der Commandant theilnimmt.

Da mag es nun wettern oder nicht; wenn auch wegen der hohen See die Stühle angebunden werden müssen, mit unbeirrtem Interesse wird dem Spiele gefolgt, und das mitunter nöthige Anklammern am Tische entschuldigt ein unrichtiges Ausspielen oder einen mißlungenen „Impaß" durchaus nicht.

Auch das heimische Tarock findet hier ausübende Anhänger und vielleicht mag den Psychologen die Thatsache interessiren, daß mit den wachsenden Schwierigkeiten, unter denen die Spieler ihr physisches Gleichgewicht bewahren, auch unfehlbar die Anzahl der „Contra's" wächst.

Musikliebhaber gruppiren sich um das Piano. Mit großer Unparteilichkeit wird daselbst von Beethoven's Sonate pathétique bis zum „Fischerlied" alles Mögliche gut und schlecht producirt, und selbstverständlich fehlt es auch hier nicht an gewissen Musikern, die nur ein Stück und dies nur bis zu einem bestimmten schweren Tact können, dagegen zur Entschädigung sich so oft wie möglich hören lassen.

Der Rest der Gesellschaft bespricht die Tagesneuigkeiten; auch in der Mitte des Oceans gibt es deren an Bord eines Kriegsschiffes, und wenn nicht anders, so liefern die „unüberwindlichen Schwierigkeiten" mit denen der erste Lieutenant zu kämpfen hat und die hochinteressanten „Fälle" des Doctors stets Stoff hiezu.

Lebendiger als in dem Conversationszimmer geht es in der Cadetenmesse, auch Contrecarré genannt, zu. Hier concentrirt sich Alles, was von den Officieren erwähnt wurde, in einem einzigen, kleinen Raum. An einem und demselben Tische wird mit Karten gespielt, studirt, zu Abend gegessen und musicirt. Hier ist die Pflanzstätte des unverwüstlichsten

Humors und es gibt keinen noch so ernsten Gegenstand, dem nicht im Contrecarré auch heitere Seiten abgewonnen werden.

Da wird alles kritisirt und besser gemacht, vom Admiralsbefehl bis zur letzten Anordnung des „tyrannischen" ersten Lieutenants, und kaum einem Hyrtl dürfte das Seciren so geläufig sein, wie dem wahren Seecadeten das Zergliedern der Individualität jedes einzelnen seiner Vorgesetzten.

Der Rangälteste der Cadeten ist das Haupt und der Leitstern der ganzen Gemeinschaft. Er ist derjenige, der bei schlechtem Wetter den Anfragen der „grünen" Anfänger gegenüber stets die Versicherung bereit hat, daß dies noch lange nichts sei, daß er dort und dort ganz anderes mitgemacht habe. Er ist die unbestrittene Autorität, gleichviel ob es sich handelt, einen Grog zu mischen, dem „schuftigen" Koch eine Verwarnung wegen zu kleiner Rationen zu ertheilen oder einen Streit über ein schwieriges Schiffsmanöver zu entscheiden.

Ungeachtet des Vorranges, welches der Contrecarrépapa genießt, bleibt doch dem Contrecarré durch lebhafte Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes seiner übrigen Mitglieder der Charakter einer Republik gewahrt. In erster Linie machen diese Erfahrung wohl die Cadetendiener. Ist es bekanntermaßen schon schwer, zwei Herren auf einmal zu dienen, so ist es wirklich staunenswerth und ergötzlich zugleich zu sehen, wie zwei bis drei Leute es anstellen, den Anforderungen eines Dutzends mitunter auch anspruchsvoller Herren gerecht zu werden. Zur Abendzeit, wo alle dienstfreien Cadeten zusammenkommen, tritt dies am auffallendsten vor Augen. Nicht selten soll da ein Diener zugleich diesem Thee kochen, jenem die Regenstiefel einfetten, in die Speisekammer hinab-, zum Wachcadeten hinaufeilen, und trotz allem bewahren Herren und Diener die beste Laune, ja letztere schwören bei ihren „guten Herrchen" und ist das Amt eines Cadetendieners bei der Mannschaft ein gesuchter Posten.

Verlassen wir nun diese Räumlichkeit, an welche sich für jeden Seeofficier die heitersten Jugenderinnerungen knüpfen und suchen wir die Mannschaft auf, welche sich auf dem Vorderdeck befindet.

Den ersten Eindruck, den wir empfinden, ist jener der ungezwungensten Lautheit, die natürliche Reaction auf das lange Schweigen während

des Tages. Selbstverständlich verleugnet sich hiebei der polyglotte Charakter der Bemannungen österreichischer Kriegsschiffe nicht. Dalmatiner besingen die Thaten des Kraljevic Marko in elegischen Weisen; das „Fuchslied" und Aehnliches, weit besser als in manchem deutschen Studentencommers vorgetragen, ertönt, ja sogar das ungarische „Szozat" und böhmische Lieder hört man nicht selten. Sicher ist man jedoch, Cavatinen aus italienischen Opern zu begegnen, denn der Bordkalfaterer, mit dessen Stellung eine stark tremolirende Tenorstimme unzertrennlich zu sein scheint, weiß stets unter den „Städtern" genügend viele Kunstenthusiasten herauszufinden, um mindestens den beliebten Rachechor aus „Hernani" aufzuführen. Daß dieses Durcheinandersingen im Ganzen genommen ein ohrenzerreißendes Charivari gibt, ist begreiflich, um so angenehmer berührt es daher, wenn sich die Dissonanzen zu einem gemeinschaftlich gesungenen, lustigen Matrosenliede lösen, oder wie es zum Schlusse geschieht, die vielsprachigen Sänger, geleitet von dem sie Alle gleich beherrschenden Gefühle der Loyalität, sich zum Anstimmen der erhebenden Volkshymne vereinen.

Allein nicht blos Gesang, auch das Erzählen und der gemüthliche Plausch spielen eine hervorragende Rolle bei der Abendunterhaltung der Mannschaft. Begreiflicherweise bilden sich zu diesem Zwecke ebenso wie zum Singen verschiedene Gruppen, allein wenn dort Muttersprache und Stimmbegabung bei der Scheidung maßgebend sind, so bestimmen hier Chargengrad, Einfluß und Intelligenz die einzelnen Kreise. So sehen wir den grauen Bootsmann, den Schiffsprofoß, den Geschützmeister und einige andere höhere Unterofficiere den ihnen freigelassenen Ehrenplatz am Vordercastell einnehmen. Auch der Speisemeister und der Stabskoch sind mitunter auf Basis des Princips: „Eine Hand wäscht die andere" gern gesehene Mitglieder dieser Gesellschaft. Hier sind stets die „alten Zeiten" am Tapet.

Bald sind es die unglaublichsten Leistungen vor St. Jean d'Acre, bald die drakonische Strenge früherer Admirale „die selbst den Bordcaplan in die Takelage sandten", welche das Staunen der jüngeren Zuhörer erregen. Jedenfalls fehlt aber der Stoßseufzer nach der guten alten „Stockzeit" nie, wo ein Bootsmann ganz anders angesehen war wie jetzt, und wo

der wohlmeinende Contact seiner Hand mit der Wange eines Jungen noch nicht als ein so großes Verbrechen betrachtet wurde, wie heutzutage.

Eine lebhafte Debatte lenkt unsere Aufmerksamkeit auf einen anderen Kreis. Da werden Livingstone und Decken genannt, und bei der Besprechung der Reiseroute ganz achtenswerthe geographische Kenntnisse entwickelt. Es sind dies Steuerleute und auf der „Universität", dem Jungenschulschiffe, ausgebildete Matrosen, und erklärt die von den meisten genossene Bildung in Mittelschulen, das ihnen kaum zugemuthete Wissen. Im schroffen Gegensatz hiezu steht ein alter abergläubischer Quartiermeister, der im überzeugenden Tone jungen Recruten ganz wunderbare Geschichten über die Beschaffenheit des Meeresbodens erzählt. Natürlich zufolge der untrüglichsten Beweise muthet er diesem gleiches Aussehen und gleiche Bewohner wie der Erdoberfläche zu, und meint auch durch jedes Ankerwerfen immer eine Art Gewitterwirkung dort unten hervorzurufen.

Noch eine der charakteristischen Figuren im Leben vor dem Maste glaube ich dem Leser nicht vorenthalten zu sollen, es ist dies der Commandanten-Steward.

Wenn auch im Allgemeinen der Matrose sich seines männlichen Berufes sehr bewußt ist und selbst auf einen „officier de cuisine" Seiner Majestät als auf einen „Diener" bedauernd herabsieht, so macht er hierin mit den Dienern an Bord, und besonders mit jenem des Commandanten, eine entschiedene Ausnahme, er betrachtet letzteren gewissermaßen als eine Art Vertrauten seines an Bord allmächtigen Herrn.

Mit diesem Nimbus umgeben, findet der Steward Eingang in alle Kreise des Vordercastells, selbst der aristokratische Bootsmannscirkel sieht ihn nicht ungern, besonders zu Zeiten, wo in der Commandanten-Cabine wichtige, das Schiff betreffende Entscheidungen getroffen werden. Mit geheimnißvoller Miene wird da jedes erlauschte Wort, jede noch so geringe Vorfallenheit mitgetheilt und auf das begierigste aufgenommen und ausgelegt. Ja derart bildet sich oft eine förmliche Kleidersymbolik, wo nach den Kleidungsstücken, die der Commandant anlegt, auf dessen Stimmung und so indirect auf dessen Dispositionen geschlossen wird. Durch den Verkehr, welchen der Steward mit allen Kreisen an Bord unterhält, ist er,

was Bordverhältniſſe anbelangt, der beſtunterrichtetſte Mann des Schiffes und in einer Perſon der Reporter, Redacteur und Expeditor der „Gallions-Zeitung“*), wie die Matroſen ſcherzhaft den nie verſiegenden Bordklatſch zu benennen pflegen.

Vor dem Maſte am Einſchiffungstage.

Raſch verfließt die kurz bemeſſene Zeit, in welcher das Schiff das eben ſkizzirte Bild gemüthlichen Treibens bietet, der Befehl „Rauchen einſtellen“ verkündet das nahe Ende. Eilig werden die letzten Züge aus der Cigarette gemacht, noch ſchnell der Schluß einer ſpannenden Geſchichte gegeben und alsbald ertönt der Glockenſchlag der achten Stunde. „Alle Mann antreten zum Verleſen“ heißt es, und der Dienſt tritt in ſeine Rechte. Nach 9 Uhr lichtet es ſich auch im Converſationszimmer, der Stab geht ebenfalls zur Ruhe, nur hie und da verräth eine beleuchtete Cabine, daß deren Inhaber einer der Glücklichen iſt, welche die Nacht wachfrei

*) Gallion heißt ein Aufbau am Vordertheil des Schiffes.

sind, und sich daher eine längere Lectüre erlauben können. Das zeitweise erschallende Commando des Wachofficiers, das halbstündige „Alles wohl", der Auslugger und vielleicht die leisen, klagenden Töne einer Zither, die aus einer Cabine klingen, sind die einzigen Lebenszeichen, durch welche die Nachtruhe unterbrochen wird.

Nach dieser kurzen Zeichnung des Seelebens überhaupt und jenes auf der Helgoland insbesondere, nehme ich wieder die unterbrochene Erzählung unserer Fahrt auf.

Die Reise nach Port Said wurde theils mit Dampf, theils bei günstiger Brise mit Segel fortgesetzt und es wurden dabei die jonischen Inseln, Candien und endlich den 22. Nachmittags der scheinbar dem Meere entsteigende Leuchtthurm von Damiette gesichtet.

Es war gegen Abend, als wir das egyptische Ufer zuerst erblickten. Die Sonne war eben untergegangen, das Firmament erglänzte in den unbeschreiblich prachtvollen Farbentönen des tropischen Himmels; nach und nach wurde es dunkler, die schmale Sichel des Mondes zeigte sich neben dem glänzenden Abendsterne und einzelnstehende Palmen stachen von dem noch immer erleuchteten Horizonte ab.

Da lag in ersterbendem, magischem Lichte das Land der Pharaonen, und mit diesem vielversprechenden Bilde zeigte sich uns der erste Punkt jenes großen Continentes, den wir an verschiedenen Orten näher kennen zu lernen hatten.

Am nächsten Morgen erschien der Hafenlootse und führte die Helgoland in den inneren Bassin von Port Said, wo das Schiff vierkant*) vertäut wurde. Auch hier erwies sich die Sanitätsbehörde sehr strenge, und so erlebten wir das komische, dabei aber doch herzlich langweilige Schauspiel, im Lande, wo die Cholera ihre zweite Heimat gefunden, bei vollständig reinem Patente wegen eben dieser Krankheit Quarantaine halten zu müssen. Glücklicher Weise wurde jedoch durch Vermittlung des österreichischen Generalconsulates in Alexandrien die ursprünglich vorgeschriebene Contumaz von sieben auf vier Tage herabgemindert und somit schon am 26. November der freie Verkehr mit dem Lande gestattet.

*) Nach vier Richtungen hin.

Zweites Capitel.

Port Said—Cairo—Suez.

Die Stadt Port Said. — Ausflug nach Cairo. — Ismailia. — Egyptische Bahnen. — Feldbau in Unter-Egypten. — Zagazig. — Ankunft in Cairo. — Das Theater daselbst. — Besteigung der Pyramiden. — Aussicht von der Spitze. — Das Innere derselben. — Rückfahrt nach der Stadt. — Die Mouski. — Die Hassan-Moschee. — Castell von Cairo. — Die Mehemet Ali Moschee. — Procession mit dem Kisweh. — Auf der Schubraallee. — Nächtlicher Spaziergang nach Alt-Cairo. — Rückkehr an Bord. — Durch die Wüste. — Suez.

Port Said bietet dem Touristen wenig Interesse; auf der flachen Sandküste erheben sich luftige Riegelbauten, in regelmäßigen, senkrecht sich schneidenden Gassen und haben in dem mit einer Fontaine und einer Gartenanlage geschmückten Lesseps-platz ihr Centrum.

Trotz einiger etwas ansehnlicher Hôtels und Privathäuser hat man den Eindruck, sich in einer Fabrikscolonie zu befinden.

Der Haupttheil der Stadt befindet sich westlich vom Hafenbassin. Auf der entgegengesetzten Seite sind einige kleinere Maschinen-Etablissements und die großen Kohlendepôts der verschiedenen Dampfschifffahrts-Gesellschaften.

Wer Port Said zur Zeit des Baues des Suezcanals gekannt hat, findet es heutzutage verhältnißmäßig verödet. Das fieberhaft geschäftige Treiben von damals hat einem ruhigeren Hafenleben Platz gemacht; der Hafen wird fast ausschließlich nur von Dampfern besucht, die sich gerade so lange aufhalten, als sie zur Ergänzung ihrer Kohlenvorräthe benöthigen, und es entfällt das zwar oft störend excessive, jedoch auch einen Hafenort belebende Element der beurlaubten Matrosen.

Dagegen aber machen sich die zahlreichen, zumeist als Lastträger verwendeten Araber einerseits durch ihr bizarres Costüm, anderseits durch ihre beständige Zungenthätigkeit bemerkbar.

Der Lesseps-Platz in Port Said.

Sie wohnen in der sogenannten Araberstadt, d. h. haben westlich von der Stadt längs dem Ufer ihre Zelte aufgeschlagen. Hier kann sie der Ethnograph in ihrem vollsten Eigenwesen studiren, wenn ihn nicht der grenzenlose Schmutz und die häufig zu Tage tretende moralische Verkommenheit zu sehr anwidern.

Bei der geringen Anziehungskraft, welche Port Said auf uns ausübte, wirkte die Nähe Cairos und der Pyramiden um so verlockender. Kaum waren die Bande der Quarantaine gelöst, so wurden daher die schon fallengelassenen Projecte eines Ausfluges in die Nilhauptstadt wieder energisch aufgegriffen.

Es bildete sich eine Gesellschaft von verschiedenen Mitgliedern des Stabes, und schon die erste Mitternacht nach unserer Befreiung sah uns Alle, mehr oder minder malerisch als Touristen gekleidet, auf Deck des Dampfers, welcher von Port Said durch den Suezcanal nach Ismailia fährt.

Diese Reiseroute bietet bei weiterer Benützung der Eisenbahn von Ismailia via Zagazig den kürzesten Weg von Port Said nach Cairo. In nicht ferner Zeit dagegen, wird von Port Said direct per Bahn nach der Hauptstadt zu fahren sein, indem die diesbezüglichen Pläne schon vom Vicekönig sanctionirt sein sollen.

Um mit voller Schnelligkeit im Canale fahren zu können und auch der nicht übermäßigen Frequenz entsprechend, sind die hier verwendeten Dampfer nur sehr klein; die Cajüte erster Classe hat höchstens für fünfzehn Personen Raum, welche, wenn alles besetzt ist, die Nacht — das Boot fährt um Mitternacht von Port Said ab und langt um sechs Uhr Morgens in Ismailia an — sitzend zubringen müssen. Wenn auch nur wenig Menschen an Bord Platz haben, so mangelt es nicht an Raum für alles mögliche Ungeziefer, von welchen Schwaben vorherrschend sind; daher war es wirklich ein Gefühl der besondern Befriedigung, des Morgens das Boot verlassen zu können, nachdem wir die Nacht theils wegen erwähnter Ursache, theils auch wegen der drückenden Schwüle, die in der Cabine herrschte, kaum ein Auge geschlossen hatten.

Es war ein herrlicher Morgen und ein kühler Wüstenwind frischte uns ein wenig auf, als wir uns am Landungsplatz von Ismailia beritten machten und durch eine schöne Allee gegen die Stadt trabten. Diese ist sehr modernen Datums; sie wurde nämlich erst beim Bau des Suezcanals gegründet und zum Sitze der Direction der Gesellschaft auserkoren.

Da hier früher nichts als nackte Wüste war, mußte jeder Strauch erst mühsam hieher verpflanzt werden. Nun aber sind alle die Anpflanzungen schön aufgewachsen und die Stadt mit ihren regelmäßigen niederen Häusern, die durchwegs mit Grün umgeben sind, macht einen sehr freundlichen Eindruck.

Leider hat mit der Beendigung des Canalbaues und der damit verringerten Thätigkeit der Gesellschaft auch Ismailia an Bedeutung und Größe verloren, kaum entstanden, verfällt es wieder, und von 5000 Einwohnern, die es im Jahre 1869 zählte, ist nur mehr der vierte Theil vorhanden.

Wir begaben uns vorerst in das Hôtel Paris, an dem in der Mitte der Stadt gelegenen Platze Champolion, und nach einem Imbiß und

einer eiligen Toilette gingen wir daran, die Stadt näher in Augenschein zu nehmen. Vor Allen zog der Park auf genanntem Platze unsere volle Aufmerksamkeit auf sich, die darin vertretenen Baumarten waren uns fremd, und es machte sich das Gemische von mitunter 25 Fuß hohen Feuerbäumen, Tamarisken und Nil-Acacien reizend.

Ismailia.

Wie fast jede größere egyptische Stadt hat auch Ismailia außer der eigentlichen Stadt ein Griechen- und ein specielles Araber-Viertel, wo ausschließlich nur Angehörige dieser Nationen wohnen. Unser Weg führte durch das Griechen-Viertel und den Bazar, in welch' letzterem jedoch nicht jenes geschäftige Leben herrschte, das sonst ähnliche Orte kennzeichnet, zum Palaste des Vicekönigs, wo zur Zeit der Canaleröffnung pompöse Festlichkeiten gegeben worden waren.

Allein auch hier empfindet man ein Gefühl wie am Grabe eines Kindes. Noch nicht völlig ausgebaut, verfällt dieses Gebäude der Zerstörung. Der in drei Tagen geschaffene Garten, welcher damals die Souveräne aller Länder in Bewunderung versetzte, wurde kurz hierauf

wieder nach Cairo verpflanzt, die Parquets und Möbel zur Einrichtung anderer Palais verwendet und das Gebäude verwahrlost stehen gelassen.

Anstoßend an das Palais des Khedive ist das wichtigste Etablissement von Ismailia, das Pumpwerk für die Wasserleitung nach Port Said. Ismailia ist nämlich sowohl mit dem Nil, als auch mit Suez durch einen Süßwassercanal verbunden, der einerseits das erforderliche Trinkwasser liefert, anderseits zur Bewässerung der Pflanzen dient; nicht so Port Said, welches durch den großen Salzsee Menzaleh vom Innern getrennt ist und nur auf vorerwähnte Weise mit dem nothwendigsten Wasservorrath versehen wird.

Längs des Süßwassercanals, der parallel mit dem Schifffahrtscanal nach Suez läuft, befindet sich eine Reihe schöner Villen, unter denen ein zweites vicekönigliches Palais und das im Schweizerstyle gebaute Wohnhaus des Herrn Lesseps besonders hervorstechen.

Die Eisenbahn, welche wir zu benützen hatten, ist ein Theil der Linie Suez-Alexandrien. In Zagazig zweigt sich eine Linie nach Cairo ab, und es müssen Reisende von Suez, beziehungsweise Ismailia, nach Cairo in diesem Orte in den Alexandriner Zug übersteigen. Je nach den Jahreszeiten verkehren ein bis zwei Personenzüge des Tags, jedoch, wie man allgemein klagt, seitdem die Bahn vollkommen in die Hände der egyptischen Regierung übergegangen ist, auf das Unregelmäßigste.

Auch wir hatten bis $11^1/_2$ Uhr zu warten, obwohl nach der Fahrordnung der Zug schon um $10^1/_2$ Uhr Ismailia verlassen sollte. Wenn zwar eine Geschichte von einem Zugführer, der den Train in Mitte der Fahrt halten ließ, um seinen vom Winde davongetragenen Fez zu holen, in das Reich der Anecdoten gehören dürfte, so zeigt es doch, welchen Begriff das Publicum von der Gewissenhaftigkeit der Betriebsbeamten egyptischer Bahnen hat.

Auch beim Lösen der Billets fanden wir nichts weniger als erbauliche Zustände. Verschiedene Personen bezahlten verschiedene Preise für gleiche Karten, insgesammt aber wurden die Billets höher berechnet, als es der Eisenbahncourier angibt. Reclamiren ist kaum möglich, da ein officieller Tarif nirgends zu sehen ist.

Endlich waren alle Schwierigkeiten überwunden und der Zug ging ab.

Die Waggons, welche ursprünglich recht nett gewesen sein mögen, sind höchst schmutzig und staubig; der großen Hitze halber sind sie mit einem doppelten Dache versehen, das wenigstens in Bezug auf Temperatur den Aufenthalt darin erträglich macht.

Glücklicherweise waren wir in dem Coupé unter uns allein und konnten uns ungestört der Betrachtung der Scenerie hingeben.

Im Anfange war selbe in ihrer Art trostlos und doch wieder interessant, ja bis zu einem gewissen Grade imponirend. Rechts und links, so weit das Auge reicht, nichts als Sand und wieder Sand, theils in endlosen Ebenen, theils in kleinen Hügelreihen, hiezu der dunkelblaue, klare Himmel; gleich dem unbegrenzten Ocean, ein gewaltiges Bild der Unendlichkeit.

Nach und nach zeigte sich etwas Vegetation. Zuerst der berühmte Dornbusch, dann ähnliche genügsame Gewächse, endlich nach Tel el Kebir ändert die Gegend ganz den Charakter und geht in bergloses, von Canälen durchzogenes Flachland über. Der Baumwuchs wird üppiger, besonders Acacien mit gelben Blüthen und Dattelpalmen in der Nähe der Dörfer sind häufig und geben der Landschaft einen tropischen Anstrich.

Die Dörfer, auf etwas erhöhten Punkten angelegt, bestehen aus elenden Lehmhütten und nehmen sich zwischen den Palmen wie Maulwurfshügel im Grase aus.

Die einzelnen Hütten bestehen aus den vier nackten Wänden, auf denen kaum in der Höhe von fünf Fuß das flache, zumeist als Feuerstelle verwendete Lehmdach ruht. Fenster kennt man nicht. In dem einzigen, derart gebildeten Raume kauern Menschen und Hausthiere in der friedlichsten Eintracht, selbstverständlich von Ungeziefer, zum mindesten von den lästigen egyptischen Fliegen auf das ärgste heimgesucht. Oft sieht man hübsche, kleine Kinder derart mit Fliegen bedeckt, daß kaum deren Gesichtszüge erkenntlich sind. Sonderbarer Weise sollen jedoch hier keine Schwaben vorkommen, wahrscheinlich ist es diesen selbst schon zu schmutzig.

Wenn auch der Zustand der Behausungen die Indolenz der Fellahin bekundet, so muß man ihnen nachrühmen, daß sie den Feldbau mit be-

wunderuswerthem Fleiße betreiben. Leider haben sie jedoch wenig Verständniß und ist daher der Erfolg nicht ihren Bemühungen entsprechend.

Regen kommt als Factor bei der Landwirthschaft in Unter-Egypten gar nicht in Betracht, denn er gehört zu den Seltenheiten, und wenn er eintritt, hält er höchstens eine halbe Stunde an.

Zur Bewässerung der Felder dienen zahlreiche Canäle, die ihr Wasser dem Nil entnehmen, daher, sowie durch die befruchtenden Ueberschwemmungen, die Bedeutung dieses Flusses für das ganze Land und dessen göttliche Verehrung von Seiten seiner früheren Bewohner. Da der Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter kein großer ist, so ist das Verhalten des Nils für den Feldbau allein maßgebend, und zwar wird nach der im Hochsommer stattfindenden Anschwellung im Spätherbste gesäet und im Frühjahre geerntet.

Dies ist jedoch nur im Allgemeinen der Fall; oft hingegen wird auf ein und demselben Boden drei- bis viermal im Jahre gesäet und geerntet. Am häufigsten sieht man Getreide und Baumwolle angebaut, ferner Reis, Mais, Hirse und Zuckerrohr.

Das Treiben auf den Feldern ist ein höchst reges und für den Abendländer ein seltsamer Anblick.

Nicht selten geht ein Fellahin hinter einem Pfluge, vor dem ein Dromedar im Vereine mit einem Büffel gespannt ist, oder es säen mehrere, indem sie jede Hand voll Getreide mit lautem: Allamdilula, Gott sei gepriesen, begleiten; dann sieht man wieder fast nackte Kinder Baumwolle einheimsen. Einen Eindruck schon kleinlicher Emsigkeit macht jedoch die Bewässerung der Felder durch die Fellahin; hie und da ist wohl ein Ochse vor ein primitives Zahnradwerk gespannt, welches Wasser aus dem Canale schöpft, in der großen Mehrzahl aber sind Leute beschäftigt, das Wasser mittelst einer Art Ziehbrunnen eimerweise den Furchen der Felder zuzuführen.

Die erhöhten Ufer der Canäle bilden schmale Fußwege, und man sieht auf denselben lange Caravanen von Landleuten im Gänsemarsch zu Markte oder von Dorf zu Dorf ziehen. Esel sind hierbei das gebräuchlichste Beförderungsmittel, und man mag wohl einen dieser Züge als Muster

zur bildlichen Darstellung der Flucht der heiligen Familie nach Egypten in unseren Bibeln genommen haben, wenigstens erinnern sie stark daran.

Nach $2^1/_2$stündiger Fahrt erreichten wir Zagazig, wo wir den Alexandriner Zug abzuwarten hatten, um in denselben zu übersteigen.

Hier pflegen die Reisenden von Ismailia nach Cairo das Mittagsmahl einzunehmen, doch uns reizte das unreinliche Buffet wenig, und wir zogen es vor, die anderthalbstündige Frist, die uns gewährt war, zu einer Besichtigung der Stadt zu verwenden.

Zagazig ist ein rein egyptischer Ort, in welchem mit Ausnahme einiger Griechen keine Europäer wohnen, und hat als Stapelplatz der in der Umgebung gewonnenen Baumwolle in commercieller Beziehung eine ziemliche Bedeutung. Die Häuser mit den im Oriente gebräuchlichen Riegelwänden sind zumeist einstöckig, die Straßen unregelmäßig und schmutzig. Außerhalb der eigentlichen Stadt befindet sich ein Dorf, wo in den schon beschriebenen Lehmhütten das Arbeitervolk wohnt.

Der Bazar war sehr lebhaft, es war zur Zeit der Baumwollenernte, und man sah ganze Herden von Kameelen auf das Schwerste beladen hin und her ziehen.

Im Süden der Stadt, in der Nähe der Eisenbahnstation, werden emsig Ausgrabungen gemacht, indem man daselbst die Spuren der altegyptischen Stadt Bubastis gefunden hat. Dem nicht gelehrten Besucher jedoch macht gegenwärtig das Ganze mehr den Eindruck eines etwas erhaben gelegenen Ziegelschlages, da man in dem von Gräben durchfurchten Terrain nur hie und da Ueberreste von Lehmwänden sieht.

Die Zeit der Abfahrt war gekommen, wir suchten unsere Plätze und fanden selbe in einem großen, mit dem buntesten Publicum gefüllten Waggon.

Auffallend ist, wie sich durch den Eisenbahnverkehr die typischen Eigenheiten der Orientalen und speciell des Muselmannes abschleifen. So schwindet dabei die diesem Volke eigene Reserve und eine gewisse Toleranz macht sich geltend. Der eifrigste Anhänger des Korans scheuet nicht, sich zwischen Christen zu setzen, ja selbst Frauen ohne alle Begleitung thun

dies, und wir ſahen echte Moslems gemüthlich in Geſellſchaft mit koptiſchen Prieſtern plaudern.

Mit jeder Station, die wir erreichten, machte ſich die Annäherung an die Hauptſtadt fühlbar; der Verkehr war größer, das mayéh, mayéh, unſerem „friſch Waſ—ſer" entſprechend, energiſcher und das Treiben auf den Bahnhöfen bunter und lebendiger.

Arabiſche Frauen.

Hier ſtiegen höhere Militärs ein, von einer Schaar niederer Officiere begleitet, die ihnen das Gepäck trugen; dort ſah man einen Scheik, vor dem ſich Alles verbeugte, mit dem Selbſtbewußtſein eines Halbgottes Rechtgläubigen den Segen ertheilen; da ſchäkerten eine Menge Haremsdamen, die vom Landgute eines Paſcha's durch einen Eunuchen nach Cairo geleitet wurden, und dort wieder drängte ſich ein Haufen Pilger, — es war gerade die Zeit der Zuſammenſtellung der Mekka-Caravanen in Cairo — welcher von zurückbleibenden Angehörigen mit orientaliſcher Förmlichkeit Abſchied nahm.

Mittlerweile war die Sonne dem Untergange nahe gekommen und es erglänzte die gut bebaute Gegend in jener schönen röthlichen Beleuchtung, wie man sie eben nur in diesen Breiten sieht.

Voici les pyramides! rief uns jetzt plötzlich ein französischer Reisegefährte zu, mit dem wir uns die ganze Zeit über Land und Leute unterhalten hatten.

Und wirklich sah man zur rechten Seite, noch von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet, im Hintergrunde der den Nil umgebenden Landhäuser und Gärten die zwei großen Pyramiden hervorragen, und es machten dieselben selbst auf unsere gegen Alterthumspietät abgehärteten Gemüther einen ernst erhebenden Eindruck.

Gärten und Landhäuser wurden immer gedrängter; endlich sah man auch schon die Thürme und Minarets der Citadelle von Cairo über dem vor uns liegenden dichten Dunstkreis, und nach kurzer Zeit, beiläufig um $5^1/_2$ Uhr, langten wir im Bahnhofe der Hauptstadt an.

Wir waren bezüglich eines unsern Zwecken entsprechenden Hôtels schon früher übereingekommen, hatten somit für alle Fälle einen Vereinigungspunkt gesichert. Nichtsdestoweniger war es uns sehr daran gelegen, nicht von einander getrennt zu werden, da Einige von uns das erste Mal im Oriente und daher mit dessen Gebräuchen nicht vertraut waren anderseits auch die in Cairo gangbare lingua franca, ein verdorbenes Italienisch, nicht verstanden.

Es war daher in Erwartung eines Gedränges verabredet worden, fest aneinander zu halten und nur gemeinschaftlich den Bahnhof zu verlassen; doch erwies sich dieses als ein eitles Vornehmen.

Der Zug hatte noch nicht gehalten, als eine Meute von Hôtelagenten, Packträgern, Eselstreibern, Fiakerkutschern über die Waggons herfiel und mit einem sinnverwirrenden Geheule jeden Einzelnen bestürmte, so daß von einem Zusammenhalten keine Rede sein konnte.

Durch unser Bestreben, beisammen zu bleiben, hatten wir die wenigen Wägen verpaßt, welche die Ankommenden erwarteten, und mußten nun zum landesüblicheren Transportsmittel, zu gut gesattelten kräftigen Eseln, Zuflucht nehmen.

Der eine Treiber zerrte her, der andere hin, Montate Signore, good burico, camina come vapore austriaco, Gut Esel, Here good donkey lärmte es von allen Seiten, und ohne recht zu wissen wie, sahen wir uns im wilden Galop der Stadt zujagen.

Nun aber noch die trügerische Dämmerungsbeleuchtung, das Gewühl in den Straßen, aus denen sich ein dichter Menschenknäuel heraus bewegte, die zahlreichen Wagen, das Geschrei der Läufer, die völlige Ortsunkenntniß und die Sorge um unsere Koffer, welche die Treiber, den Eseln nachlaufend, auf den Köpfen trugen, und unsere Verwirrung war eine vollständige.

Plötzlich sahen wir einen unserer Gefährten herunterfallen, ein anderer wollte halten, um ihm beizustehen, und verständigte hievon seinen fortwährend anspornenden Treiber. Doch kaum sah er sich um, so rannte sein Esel einen Fußgeher nieder; dieser wagte sich zwar nicht an ihn selbst, gab jedoch hiefür dem nachlaufenden armen Hassan einen derben Faustschlag in's Gesicht, welchen letzterer, den Koffer als Keule schwingend, erwiderte. Wir wollten dem Streite ein Ende machen, wurden aber sammt und sonders auf die Seite gedrückt, eine Staatscarosse sauste vorbei und die Stöcke der Läufer machten ihr Luft.

Hiedurch wurden zum Glück die Streitenden getrennt, allein auch wir waren auseinander, und nur wie im Traume waren noch die im Mondschein glitzernden Brillen eines von uns zu sehen, der sich mit Händen und Füßen an seinen Esel klammerte, und der trotz des flehendsten Zurufens an seinen Treiber, doch einzuhalten, mit fürchterlicher Geschwindigkeit dahinraste.

Zum Glück lag unser Hôtel in einer ruhigen Gasse und nach und nach langten sämmtliche Mitglieder der Expedition, zwar die unsicheren Reiter körperlich und geistig etwas niedergeschlagen, in dem Hafen der Ruhe, dem „Hôtel Royal" an.

Nach dem Abfinden mit den Treibern, wobei der schlaue Hassan gleich das Aequivalent für seine, wie er behauptete, vollkommen zertrümmerte Kinnbacke verlangte, eilten wir, uns nach den bewegten Erlebnissen des Tages an einem ausgiebigen Diner zu stärken.

Cairo.

Das Programm für den Aufenthalt in Cairo hatten wir früher schon festgesetzt, um ja die kostbare Zeit möglichst auszunützen, und so gönnten wir uns nach Tisch nicht viel Ruhe und machten uns gleich auf, um nach dem Theater zu gehen.

Der Weg dahin führte durch den im Mittelpunkte der Stadt und des Europäerviertels gelegenen Esbekiehgarten. Dieser hat nahezu die doppelte Ausdehnung des Wiener Stadtparkes und ist auch ähnlich wie letzterer mit einem Teiche in der Mitte angelegt, überragt jedoch in Bezug auf Vegetation begreiflicherweise weitaus seinen nördlicher gelegenen Rivalen. Im Esbekieh befinden sich mehrere Kioske und Restaurants, wo sich Militärmusiken oder arabische Volkssänger hören lassen, und es macht das Ganze bei Mondbeleuchtung einen recht angenehmen Eindruck.

Das Theatergebäude ist im modernen Style gebaut und von bedeutenden Dimensionen. Das Innere sehr geschmackvoll, weiß mit roth und Gold decorirt, ist von einer Größe, die jener der ersten Häuser des Continents nahekommt.

Es wurde der „Barbiere di Sevilla“ und ein Ballet gegeben, und war von ausgezeichneten Kräften und mit einer verschwenderischen Ausstattung.

Da das Theater nicht sehr besucht war, und auch in der Regel es nicht sein soll, so kann es nur mittelst einer sehr bedeutenden Subvention von Seite des Vicekönigs bestehen, wie es überhaupt eigentlich nur zu dessen speciellem Vergnügen gebaut zu sein scheint. So ist dessen Privat-Loge auf der Bühne, und werden die Ballet-Tableaux dem entsprechend zusammengestellt. In dem Barbiere trat die Signora Smeroschi auf, außerdem sind jedoch zu gleicher Zeit die Damen Wisjak und Stolz engagirt, ein Luxus an Primadonnen, den sich kaum die Oper einer europäischen Residenzstadt erlauben dürfte.

Einen sonderbaren Eindruck gewähren die verschleierten Logen für die Frauen des Vicekönigs und für jene der höchsten Würdenträger. Selbe deuten ebenfalls auf einen Bruch mit altmohamedanischen Gebräuchen, denn man kann trotz der Schleier sehr gut die einzelnen Schönen beobachten und bemerken, daß sie sich auf das ungezwungendste unterhalten.

Nach dem Theater fanden wir, da der Esbekiehgarten geschlossen und hiedurch unsere Orientirung etwas erschwert war, nur mit Mühe den Weg nach Hause. Daselbst angelangt, eilten wir, uns zur Ruhe zu begeben, da wir für den nächsten Morgen Wagen zur Fahrt nach den Pyramiden bestellt hatten.

„Stehen Sie auf, mein Herr, es ist schon fünf Uhr!" ertönte es in französischer Sprache zu wiederholten Malen vor meiner Thüre, bis ich endlich aus einem, durch hartnäckige Kämpfe mit Mosquitos sehr theuer erkauften Schlafe erwachte. Es war wirklich keine Zeit zu verlieren, wenn wir zur Zeit des Sonnenaufganges bei den Pyramiden sein wollten, daher machte ich schnell auch bei den anderen Expeditionsgenossen, die den sanften Ermahnungen des Hôtelgarçons noch weniger als ich zugänglich gewesen waren, Reveille, und nach hastiger Toilette wurde aufgebrochen.

Im Anfange bot die Fahrt wegen fast gänzlicher Dunkelheit wenig Interesse. Wir brauchten einige Zeit, um außerhalb des Häusermeeres zu gelangen, passirten sodann den Nil; endlich befanden wir uns in einer schönen Allee, die durch ebenes Terrain führt und an deren Ende man die im Morgengrau doppelt imposanten Pyramiden erblickte. Da in der niedern Breite, auf welcher sich Cairo befindet, die Dämmerung nur sehr kurz währt, so spornten wir unsere Rosselenker an, und erreichten wirklich noch vor Sonnenaufgang das Ziel unseres Ausfluges.

Während wir im Anstaunen dieser colossalen Monumente*) vergangener Jahrtausende vertieft waren, sammelten sich um uns eine Menge wildaussehender Araber. Es waren dies Pyramidenführer, und nun wiederholte sich eine Scene, ähnlich jener bei unserer Ankunft in Cairo. Mit ganz unverständlichen Brocken oder einem Monta sola, fatte presto, buon Arabo, buon Signore, stürzten je drei dieser Leute auf je einen von uns los, und ehe man recht wußte, was sie wollten, zogen zwei derselben an den Händen, der dritte schob rückwärts nach, und aufwärts ging es über die Stufen, welche die Seitenwände der Pyramiden bilden. Da half kein Bitten und Sträuben; die Kerle waren nicht zu halten. Voi primo, darete

*) Die Cheops-Pyramide, welche die höchste ist und gewöhnlich bestiegen wird, hat eine Höhe von 421 Fuß und mißt eine Seite ihrer Basis 716 Fuß.

buon backschiss (Sie der erste, werden gutes Trinkgeld geben), wurde speciell mir zugerufen, und bald erkannte ich, daß man mich zum Opfer einer schnöden Kriegslist auserkoren hatte. Weil nämlich öfters, offenbar lebensüberdrüssige englische Pyramidenbesteiger auch hier Sport suchen, und Wettrennen unternehmen, wobei der Gewinnende die Führer gut entlohnt, so wollen nun diese auch friedlichere Reisende zu solchen Hetzen bewegen. Einer der Gesellschaft wird mit oder gegen seinen Willen vorausgeschickt, gilt als Gewinner, und wird dann um entsprechend erhöhtes

Cheops-Pyramide und Sphynx.

Trinkgeld angegangen. Nun aber kann man sich kaum eine Vorstellung machen, wie anstrengend trotz der Nachhilfe ein derartiges Erklimmen von $2^1/_2$—3 Fuß hohen Stufen ist, und auf zwei Dritttheile der Höhe angelangt, mußte ich energisch gegen die Hast meiner Führer Einspruch erheben, um zu rasten, und um nur einigermaßen zu Athem zu kommen. Herzlich lachen mußte ich hiebei über die äußerst drolligen Bewegungen, welche man unwillkürlich bei dieser Hüpferei macht, und die mir durch die nachfolgenden Kameraden so recht deutlich vor Augen geführt wurden.

Auch ihnen gegenüber waren die Führer unerbittlich, vergebens suchte Einer begreiflich zu machen, daß er seine angelaufenen Brillen reinigen müsse, um etwas zu sehen, es half nichts, fort ging es im gleichen Tempo.

Endlich war auch das letzte Drittel glücklich zurückgelegt und wir befanden uns auf der Spitze.

Die Sonne war gerade aufgegangen, und der Anblick, der sich uns darbot, belohnte uns für das mühsame Ersteigen. Einerseits Cairo mit seinen Hunderten von Minarets, der Nil und eine zum Theil überschwemmte Ebene mit inselartig hervorragenden Dörfern; anderseits die Wüste, kaum noch von den Strahlen der Sonne erreicht, einfärbig und düster wie das Grab, ohne Spur menschlicher Thätigkeit; zu unseren Füßen die andern Pyramiden*), die Sphynx und die Nekropole der Könige, sämmtlich Denkmäler des Unternehmungsgeistes, aber auch der Sklaverei längst dahingegangener Generationen.

Nach beendeter Rundschau machten wir uns nicht ohne geheime Bedenken an das Heruntersteigen. Ein Ausgleiten bei den stark ausgetretenen, und für ihre Höhe unverhältnißmäßig schmalen Stufen kann nämlich sehr leicht stattfinden. Dank jedoch der Gewandtheit und Schulung der sicher auftretenden Araber kamen wir fast in derselben Zeit, die wir zum Erklimmen gebraucht hatten, nämlich in ungefähr 15 Minuten unversehrt herunter. Nun schritten wir zur Besichtigung des Innern der Pyramide, der eigentlichen Grabstätte.

Der Weg hiezu ist höchst mühsam, und wegen des zerklüfteten Bodens sogar gefährlich. Nachdem man gegen eine Viertelstunde fortwährend in gebückter Stellung gegangen, gekrochen oder gerutscht ist, langt man endlich in der Grabkammer an, wo sich ein Sarkophag aus rothem Granit befindet. Wir widmeten einige Momente der Betrachtung der Hieroglyphen, welche die Wände des Gemaches bedecken, aber bald gänzlich durch Aufschreibungen moderner Natur à la Kiselack selbst dem Ein-

*) Nur die Chefsren-Pyramide, südwestlich von der Cheops-Pyramide, kommt dieser an Größe und Höhe nahe, die übrigen sind verhältnißmäßig niedrig, keine erreicht 200 Fuß Höhe.

geweihten unentzifferbar bleiben dürften, und verließen dann eiligst diese Atmosphäre, die nur Leichen zuträglich sein kann.

Durch die Strapazen dieser Besichtigung, der sich übrigens nur ein Theil unserer Gesellschaft unterzog, indem gerade unsere wüthendsten Alterthumsforscher erklärten, auf Alles zu verzichten, wenn sie sich nur ausruhen könnten, war unser Appetit geschärft worden, und wir nahmen das mitgenommene Frühstück in einem zum Gebrauche der Fremden am Fuße der Pyramiden erbauten Pavillon ein.

Natürlich waren wir die ganze Zeit von Arabern umringt, die jetzt aber als Verkäufer auftraten. Take good Osyris, only 2 francs; here one Sphynx, the best one you get; buono Isis (Nehmen Sie einen guten Osyris, nur 2 Franken, hier eine Sphynx, die beste, die Sie bekommen können, gute Isis) ꝛc. ꝛc. lärmte es durcheinander, indem sie eine Menge kleiner Figuren und Münzen, Ausgrabungen aus der Umgegend, feilboten.

Entsprechend gelabt, erwachte bei uns wieder das vollste Interesse für alle noch zu sehenden Alterthümer, und wir besuchten nach der Reihe die Königsgräber, die Sphynx und den Sphynxtempel.

Am meisten interessirte uns die Sphynx, sowohl durch ihr charakteristisches Gesicht als auch durch ihre beträchtlichen Dimensionen, das Gesicht allein mißt der Höhe nach 30 Fuß. Im Sockel derselben ist ein kleiner Tempel, vor welchem ein alter Derwisch um Almosen bittet. Der Greis hat anscheinend schon 100 Jahre, und behauptet, sich sehr gut Napoleon's des Ersten zu erinnern.

Da wir den Rest des Vormittags einem Bade zu widmen gedachten, beendeten wir nun die Wanderung und kehrten zu unseren Wagen zurück. Jetzt begann aber erst der Sturm. Während bis nun die Leute nur vereinzelt mit Backschis-Forderungen herangetreten waren, fingen sie jetzt an im Chorus zu heulen, trotzdem daß wir die Aeltesten, welche die Chefs der Führer sind, weitaus über die Taxe bezahlt hatten. Es blieb nichts anderes übrig, als den Kutscher entsprechend auf die Pferde einhauen zu lassen, im Galop abzufahren und dabei eine Handvoll Kupfermünzen dem ersten besten an den Kopf zu werfen. Wie die Aasgeier stürzten sich Alle auf den Fleck, wo die Münzen lagen, und wir fuhren

unbehindert von dannen. Diesen Vorgang, welchen wir in der Folge noch oft mit Erfolg anwendeten, rathe ich jedem Orientreisenden für ähnliche Gelegenheiten an.

Die Rückfahrt war unstreitig dankbarer als die Hinfahrt. Zuerst hob uns das befriedigende Bewußtsein, wenn wir auf die Pyramiden rückblickten, die interessante Plage ihrer Besteigung schon hinter uns zu haben, dann erlaubte jetzt das volle Tageslicht die uns umgebende Scenerie näher zu betrachten. Der Weg führte anfänglich durch zum Theile noch überschwemmte Felder, wo der fette, schwarze Humusboden sichtbar war, der die große Productionskraft dieser über ganz Unteregypten sich erstreckenden Niederungen erklärlich macht. Bald jedoch sah man rechts und links schöne Landsitze mit reichen Gärten, große Palais, theils fertig theils im Baue. Auf jede Frage um des Besitzers Namen erhielten wir regelmäßig „Khedive" zur Antwort.

Dieser Reichthum, sowie ähnliche Verhältnisse, wie die, welche vor Jahrtausenden zur Zeit der Erbauung der Pyramiden in Egypten geherrscht haben dürften, ermöglichen das extravagante Unternehmen, das am linken Nilufer gelegene Schloß Gezireh zu einer Insel umzuwandeln, indem ein künstlicher Arm des Nil um dasselbe gegraben wird.

Auch wird, wie wir uns beim Vorbeifahren überzeugten, diese Arbeit mit großem Aufwande von Arbeitskraft durchgeführt.

Je näher man dem Nile kommt, desto üppiger wird die Vegetation, und besonders die in Alleen gepflanzten Nil-Acacien nehmen sich äußerst reizend aus.

Endlich gelangten wir zur eisernen Nilbrücke und genossen den vollen Anblick des Vaters der Flüsse. Vor uns hatten wir Boulacq, die Hafenstadt Cairo's mit dem ganzen Gewimmel eines Seehafens, zu beiden Seiten die freundlichsten Villen, Besitzungen der egyptischen Grauden, rückwärts die Hauptfront des prachtvollen Schlosses Gezireh, umrahmt von dem reichsten Grün.

Die nahezu 200 Klafter lange Brücke brachte uns nach Boulacq, wo wir das gewünschte türkische Bad fanden. Die Einrichtungen dieser Bäder sind wohl allbekannt. Zum Lobe des Jussuf Effendi muß ich

jedoch sagen, daß wir uns wie neugeboren fühlten, als wir nach strikter Einhaltung des orientalischen Reinigungs-Reglements sein Bad-Etablissement verließen.

Ein forcirter Ritt auf Maulthieren brachte uns bald zu unserm Hôtel, wo mich schon mein unerwartet in Cairo angetroffener schweizer

Wasserträger in Cairo.

Freund erwartete, um mit mir gemeinschaftlich zu Munzinger Pascha zu gehen. Ich hatte an letzteren ein Empfehlungsschreiben und wollte dasselbe benützen, um mir von ihm, da er zahlreiche Verbindungen mit Ostafrika unterhält, Empfehlungen für Zanzibar zu erwirken.

Munzinger Pascha, ein sehr liebenswürdiger Herr und unverkennbar noch immer der biedere Schweizer, empfing uns höchst zuvorkommend und entsprach auf das Bereitwilligste meinem Ansuchen.

Ich suchte nun wieder meine Kameraden auf, und wir machten uns an die Besichtigung der Stadt.

Zuerst gelangten wir in die endlos lange Mouski-Straße. Hier hat der Reisende noch ein unverfälschtes Bild echt orientalisch-sarazenischer Baukunst und des regen Treibens und Gewimmels in levantiner Städten. Da drängen sich Araber, Türken, Fellahin, Neger und Mischlinge aller Schattirungen und in allen erdenklichen Costümen bunt durcheinander, und hiezu kommen noch eine Menge Wagen, die Eselstreiber und Verkäufer von Erfrischungen.

Hier erzählt ein geschwätziger Derwisch einem Haufen Wißbegieriger Neuigkeiten, dort macht ein Schlangenbeschwörer seine Künste; plötzlich spritzt ein Fellahin mit seinem Wasserschlauch unter die Menge, da diese seinem Rufe, ihn bei der Straßenbegießung Raum zu machen, kein Gehör schenkt; kurz, es fehlen die Worte, um der Mannigfaltigkeit des sich darbietenden Bildes Ausdruck zu verleihen.

Die Mouski ist, wie die meisten Straßen Cairo's, mit Brettern gedeckt, um Schatten zu gewähren, und es bekommt so das früher geschilderte Bild durch die verschiedene Beleuchtung noch mehr Abwechslung.

Vor dem Ende der Straße bogen wir rechts ein, und gelangten zu der am Platze Roumeleh gelegenen Moschee, der Grabstätte des Sultan Hassan. Diese zwar sehr groß, die Kuppel dürfte sicher 300 Fuß Höhe haben, ist schon gänzlich dem Verfalle anheimgegeben, so daß man nur mehr schließen kann, daß die Holzschnitzereien darin ein Meisterwerk arabischer Technik gewesen sein mögen.

Durch andere enge Gassen und einem in Serpentinen angelegten Weg erreichten wir das Castell, welches auf dem südwestlichen, steilen Abhange des Mokattamgebirges liegt. Das Castell ist im mittelalterlichen Style gebaut, gut erhalten und mit neueren Geschützen bestückt, da jedoch die Wälle einem Angriffe durch moderne Artillerie kaum die kürzeste

Zeit Stand halten dürften, so hat es nur insoferne eine Bedeutung, als es vermöge seiner Lage die Stadt beherrscht.

Für den Touristen ist die Aussicht von den Bastionen eine der dankbarsten und übertrifft jene, die man von den Pyramiden genießt. Zu den Füßen ist das immense Häusermeer von Cairo, dessen Ausdehnung und Größe (es zählt gegenwärtig über 450.000 Einwohner) jetzt erst vollkommen vor Augen tritt, und das durch die zahlreichen Moscheen, Minarets und Gärten ein Bild reich an Abwechslung bietet. Dazu kommt der Nil mit seinen hellgrünen Ufern, die schönen Fronten von Gezireh und den übrigen Schlössern des linken Ufers, endlich die lybische Wüste und die im röthlichen Dunste gehüllten Pyramiden. Ein tiefblauer Himmel und der balsamische Duft, der die Luft erfüllt, vervollständigen den bezaubernden Eindruck, den das Ganze besonders auf den ungewohnten Nordländer macht.

Am Castelle befindet sich außer den Casernen noch eine der schönsten Moscheen Cairo's, die Mehemet Ali Moschee, welche zwar modernen Datums, allein in Folge der prachtvollen Ausstattung im Innern sehr sehenswerth ist. — Die Wände des im byzantinischen Style ähnlich der Agia Sophia gebauten Haupttractes sind mit grün und rothen Zierathen bedeckt, der Boden mit schweren Teppichen leichten Musters überzogen. Alle Säulen sind aus Alabaster, die Geländer und Treppen sowie der Sarkophag des Patrons (Mehemet Ali), welcher sehr an das Grabmal Mahmud's II. in Stambul erinnert, aus dem reinsten Silber.

Hinter der genannten Moschee befindet sich der Josefsbrunnen, ein Schacht von nahezu 300 Fuß Tiefe, aus welchem Wasser gepumpt wird, das durch eine Leitung dem Nil entnommen ist. Die Volkssage knüpft die Entstehung desselben an den egyptischen Josef, was jedoch von Vielen bezweifelt wird, da bekanntermeise die Gründung Cairo's erst im Jahre 973 durch den Kalifen El-Moiz stattfand.

Als wir das Castell verließen, begegneten wir einem eigenthümlichen mohamedanisch-religiösen Aufzuge. Man brachte nämlich, wie alljährlich, einen auf der Citadelle angefertigten Teppich in die Hassan Moschee, wo derselbe noch mit einigen reichen Ornamenten versehen wird, um sodann

von den egyptischen Mekkapilgern als Gabe des Landes in der Kaaba hinterlegt zu werden. Voran gingen einige Leute mit Moscheefahnen, ein reichgeschirrtes Kameel, welches unter einer Art Baldachin den Teppich, Kisweh genannt, trug, sodann ein zweites Kameel mit einem Ober-Derwisch, welcher mit entblößtem Oberkörper der Bewegung des Kameels folgend, rechts und links der gläubigen Menge den Segen ertheilte. Den Schluß bildete eine entsprechende Anzahl Hadschis (Mekkapilger), welche heilige Sprüche vor sich hinmurmelten.

Unsere nächste Wanderung galt dem Bazar Chalil Khan, der mit seinem Treiben fast jenen des berühmten Stambuler Bazars erreicht, dann fuhren wir durch das Militärviertel Abbazieh; hier sahen wir die Lieblingsresidenz des Vicekönigs, ein prachtvolles Palais.

Den Schluß unserer Tour machten wir mit Schubra, dem Prado von Cairo, wo sich, es war gerade Freitag, also mohamedanischer Festtag, die elegante Welt von Cairo eingefunden hatte.

Die Schubra-Allee ist über eine halbe deutsche Meile lang und wird von derart dichten Nil-Acacien gebildet, daß selbst des Mittags in derselben dichter Schatten ist. Beiderseits begrenzen sie schöne Gärten und Landhäuser, welche sich bis zu dem am Ende befindlichen vicekönigliches Schlosse Schubra hinziehen. Eine Menge reicher Equipagen bewegte sich auf derselben hin und her. Unter diesen fielen uns besonders die Haremswagen auf, die obwohl geschlossene Coupé's, gleich den verschleierten Theaterlogen die Insassinnen sehr gut sehen lassen, da diese trotz der am Bock befindlichen Eunuchen sich durchaus nicht den Blicken der Neugierigen zu entziehen trachten. Von Europäern sieht man, mit Ausnahme weniger Consuln und ihren Familien, sowie einiger englischen Pyramidentouristen, nur Schauspielerinnen, welche in Folge ihrer Connexionen mit den höhern Würdenträgern in mehr oder minder eleganten Wagen fahren.

Im Allgemeinen drängte sich mir hier, sowie auch seinerzeit in Alexandrien, die Bemerkung auf, daß es mit der höheren Gesellschaft in Egypten, wenigstens so weit es Damen betrifft, schlecht bestellt sein müsse, und überhaupt hier noch für Abenteurer beiderlei Geschlechts ein günstiger Boden sei.

Bei unserer Rückkehr in die Stadt hatten wir auch Gelegenheit, den Vicekönig sowie seine männliche und weibliche Nachkommenschaft zu sehen. Von letzterer erregte besonders eine beinahe erwachsene Prinzessin, eine vollendete griechische Schönheit, unsere vollste Bewunderung.

In den Straßen herrschte jetzt wegen des nahen Feierabends das regste Leben, besonders aber in der Nähe des Postamts, wo man die Zeit der Briefvertheilung erwartete, da in Cairo in Folge der mangelhaften Straßenbezeichnung und Nummerirung jeder sich selbst die Briefe vom Postamte abholen muß.

Sehr bewegt ging es auch im Esbekiehgarten zu. Hier spielte eine Militärbande, gleichzeitig unterhielten arabische Singspiele von Künstlern auf der landläufigen Violine mit dem Resonnanzboden aus Fell, sowie von Pfeifen und Tamburins begleitet, die wahren Gläubigen, welche den Abschluß jeder Strophe unfehlbar mit einem beistimmenden âh, âh begrüßten.

Es war nun finster geworden, und nach dem Speisen im Hôtel wurde über die Benützung des Abends Kriegsrath gehalten. Die Mehrzahl plaidirte für baldiges zur Ruhe gehen, einige wollten sich „Tricoche und Cacolet" im Theater ansehen, und ich blieb mit der Absicht, das Treiben in den Straßen zu betrachten, vereinzelt. Jeder that nun, wie ihm beliebte, ich nahm mir einen Esel und ritt in der Stadt umher. Des großen Gewühles halber, wo ich einmal sehr nahe daran war sammt dem Esel von einem Wagen umgerannt zu werden, stieg ich ab, und schlenderte nun die Mouski entlang, mir mit Muße das fremdartige Treiben betrachtend.

Es war eine schöne Nacht, und trug die magische Mondbeleuchtung bei, mich gänzlich in ein Märchen aus Tausend und einer Nacht zu versetzen. Je mehr ich die Mouski hinaufkam, umsomehr verschwand alles Europäische, das Gefühl nahm ab, man sah nur mehr echt arabische Häuser, echt arabische Gestalten und Trachten. In den zahlreichen Caffeehäusern pulsirt das Volksleben am stärksten. Nargileh oder Tschibuk rauchend, hören eine Menge Leute im Kreise den Erzählungen eines Greises zu; es herrscht athemlose Stille, nur die Stimme des Erzählers

iſt vernehmbar, und wird immer heftiger und erregter, ſeine Geſten entſprechend leidenſchaftlicher; endlich wird er wieder ruhig und ein allgemeines âh, âh, als Zeichen der Befriedigung der Zuhörer läßt ſich hören. Wahrſcheinlich iſt der Held der Geſchichte gerettet, das beweiſen die Ausrufe: Allamdilula! Lillahilhamd! (Gott ſei geprieſen, Gott ſei gelobt.)

Arabiſche Violinſpieler.

Weiter ſind eifrige Damen- und Puffſpieler von einem Haufen Neugieriger umgeben, die jeden Wurf und Satz mit einem Gejohle begleiten, und dabei betet ein blinder Derwiſch ſeinen Roſenkranz ab und fleht nicht vergebens um kleine Almoſen.

Nun aber dieses Gedränge, diese Ausrufe von Bewunderung; ein Schlangenbeschwörer macht seine Künste, aber hauptsächlich gilt der Beifall den Bajaderen, die sich in dem Hintergrunde des Café's trotz polizeilichen Verbotes produciren, jedoch mehr Sinnlichkeit als Grazie an den Tag legen.

Es war indeß 10 Uhr geworden, die Ausrufe der Verkäufer verklangen gänzlich, auch die Straßen wurden leer, nur hie und da begegnete man einem arabischen Nachtwächter oder einer europäischen Familie, der ein Kavasche die Laterne vortrug, denn eine Gasbeleuchtung gibt es nur im europäischen Viertel Cairo's, während in den übrigen Stadttheilen selbst Petroleumlaternen nicht sehr häufig anzutreffen sind.

In Gedanken vertieft weitergegangen, blickte ich plötzlich auf und sah die Citadelle mit dem Mamelukenthor vor mir. Letzteres ist die Stelle, wo Mehemet Ali im Jahre 1811 ein furchtbares Blutbad unter diesen egyptischen Janitscharen anrichtete und dadurch ihrer Macht ein Ende setzte. Der Mond beschien gerade die mir zugewandte Front, und bei der Stille der Nacht machte das Ganze einen geisterhaften Eindruck.

Ich wollte nur noch den Karameidanplatz sehen, um die darauf befindlichen Brunnen zu besichtigen, und schlug daher eine Quergasse rechts ein. Allein diese brachte mich in ein derartiges Gewirre von engen Straßen und Thorwegen, wo der hohen Häuser wegen selbst die Mondstrahlen nicht eindringen konnten, so daß ich alsbald gänzlich die Orientirung verlor. Menschen begegneten mir gar keine, die Häuser waren alle dicht verschlossen, und ich sah nicht eine Spur eines beleuchteten Fensters. Nach einem halbstündigen Tappen und Stolpern erschien mir meine Situation nahezu ungemüthlich, umsomehr, als ich wußte, daß der Mond nicht mehr hoch am Himmel stand, und ich nach dessen Verschwinden der vollkommendsten Dunkelheit ausgesetzt sein würde. Horch! was klingt es so eigenthümlich, als ob Jemand einen Sack Thaler schüttelte; jedenfalls ein lebendes Wesen; also dem Schalle nach; richtig, nach langem Tasten kam ich in eine breitere Gasse, wo eben ein Knabe seinen Esel nach Hause trieb, dessen Schellen das früher erwähnte Geräusch machten.

Nicht sobald hatte mich der Anblick eines Langohrs so erfreut wie damals. Im Augenblicke war ich auf seinem Rücken, gab die Absicht den

Karameidan zu sehen auf, und galopirte, von dem Treiber geleitet, aus dem Straßengewirre Alt-Cairo's hinaus, dorthin war ich nämlich gelangt.

Nach Mitternacht erreichte ich endlich das Hôtel, wo ich meine Gefährten im tiefsten Schlafe fand und ihrem Beispiele folgte. Des nächsten Morgens hatten wir kaum Zeit, noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt, darunter die Reiterstatue Ibrahim's, des tapfern Sohnes von Mehemet Ali in Augenschein zu nehmen, als schon die Abfahrtsstunde schlug, und wir auf den Bahnhof eilen mußten.

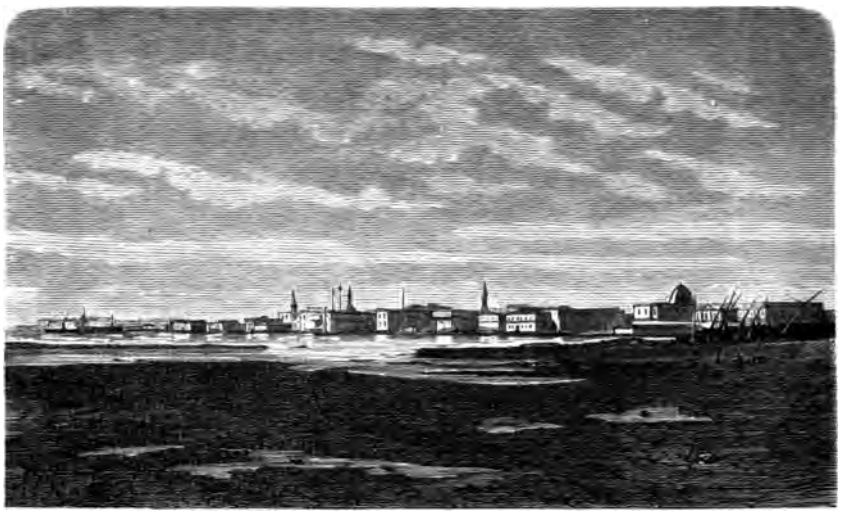
Die Rückfahrt nach Ismailia fand unter gleichen Umständen wie die Herfahrt statt, nur litten wir bedeutend mehr vom Staube.

Den letzten Theil der Reise brachten wir mit allen möglichen Projecten zu, was wir in dem Falle zu thun hätten, als wir die Helgoland, der Annahme unseres Commandanten zuwider, noch nicht in Ismailia antreffen sollten. Beim Anlangen in dieser Station erfuhren wir in der That, daß die Corvette noch nicht da sei, sondern in Folge des Auffahrens eines vor derselben befindlichen Schiffes sich im Canale auf 7 Kilometer Distanz nördlich von Ismailia vertäut habe, auch dort die Nacht über bleiben dürfte. Da die Erlaubniß, nach Cairo gehen zu dürfen, bei dem Umstande, daß die Corvette sich mittlerweile unter Dampf begab, jedenfalls ein außergewöhnliches Zugeständniß seitens unseres Commandanten war, so wollten wir um jeden Preis auch den selbstgestellten Termin, in drei Tagen wieder an Bord zu sein, einhalten. Es wurde daher beschlossen, nach entsprechender Stärkung, bei Mangel einer Fahrgelegenheit, zu Fuße bis zur Stelle des Canals zu gehen, wo die Helgoland lag. Abgesehen von dem angenehmen Bewußtsein jeder Anwandlung das Vertrauen unseres Commandanten zu mißbrauchen frei zu sein, bereueten wir auch an und für sich diesen abendlichen Spaziergang nicht.

Um den Weg abzukürzen, gingen wir die erste Zeit gerade durch die Wüste, welche bei Mondenschein sich ganz eigenthümlich ausnahm. Wenn man sich zwischen zwei Terrainwellen befand, so verlief sich der gelbliche Wüstensand derart in das röthliche Firmament, daß man sich in Nebel eingehüllt wähnte. Vom Monde beschienene Partien gaben

wieder ganz das Bild einer Schneelandschaft, welcher Eindruck natürlich im lebhaften Widerspruche zu der fast warmen Luft stand.

Nach einstündigem Marsche, bei dem wir das Vergnügen eines Wüstenreisenden, bis zu den Knieen im Sande einzusinken, wiederholt kennen lernten, gelangten wir an den Canal, wo wir endlich die stämmige Takelage unserer schwimmenden Heimat erblickten. Bald waren wir an Bord und erzählten die erlebten Abenteuer den über unser hier unerwartetes Erscheinen erstaunten Kameraden.



Suez.

Am 30. November setzte die Helgoland die Fahrt durch den Canal fort. Wir hatten wieder durch das ungeschickte Manöver unseres Vordermannes, eines englischen Dampfers, vieles Ungemach, mußten seinetwegen bei Serapeum übernachten, und ankerten erst den 1. December Mittags auf der Rhede von Suez.

Ueber Suez genügen wohl wenige Worte. Seit Eröffnung des Canals hat dasselbe, welches blos dem Transito des indischen Handels seine Existenz verdankte, sehr an Bedeutung abgenommen. Die Stadt ist, abgesehen von den bedeutenden maritimen Etablissements der Peninsular and Oriental Steam Company sowie der Canalgesellschaft, der elendste und

schmutzigste Ort, der mir im ganzen Orient vorgekommen ist. Nur Goletta, die Hafenstadt von Tunis, dürfte vielleicht in Bezug auf Unreinlichkeit und pestilenzialischem Gestanke demselben die Stange halten. Ein Beamter der Canal-Compagnie hatte den originellen Gedanken, dem englischen Ingenieur, der gelegentlich eines Gutachtens über den Suezcanal, diesen als eine Unmöglichkeit und für eine barocke Idee erklärte, vor dem Gesellschaftsgebäude am Endpunkte des Canals eine Statue setzen zu lassen; ein zwar boshafter, allein angesichts des großartigen, jetzt vollkommen entsprechenden Werkes zu entschuldigender Racheact.

Hier feierten wir auch mit Salutschüssen und großer Flaggengala das 25jährige Jubiläum des Regierungsantrittes Sr. Majestät des Kaisers — und setzten hierauf am 3. December unter Dampf.

Drittes Capitel.

Djiddah.

Schifffahrt im rothen Meere. — Große Hitze. — Deren Einfluß auf das Bordleben. — Feueralarm. — Haifischfang. — Djiddah. — Volkstypen. — Grab der Eva. — Mekkapilger. — Besuch beim Pascha. — Türkische Schiffe. — Fahrt nach Aden.

Bis in die neueste Zeit wurde das rothe Meer von Seeleuten gerne gemieden. Die fast das ganze Jahr wehenden Nordwinde, nur während der Wintersaison, und da blos im südlichen Theile, von Südostwinden unterbrochen, ungenaue Karten und variable Strömungen machten die Beschiffung desselben besonders nordwärts und mit Segelschiffen höchst gefahrvoll und mühselig.

Nun hat sich aber schon vieles zum Besseren geändert. Die in hydrographischen Arbeiten so rührigen Engländer haben neue, verläßliche Karten geschaffen, die gefährlichsten Punkte erhielten Leuchtfeuer und wurden mit Tonnen bezeichnet, und die immer allgemeiner angewendete Dampfkraft spottet des Gegenwindes.

Nichtsdestoweniger sind die Strömungen geblieben, und diese geheimen, weil selten genau gekannten Feinde der Schifffahrt, fordern noch genügend viele Opfer selbst unter Dampfern, so daß eine Fahrt in dem rothen Meere auch heutzutage noch große Vorsicht erheischt.

Nach dem Vorhergehenden hatte die Helgoland in der oberen Hälfte des rothen Meeres günstige, weiter südlich jedoch Gegenwinde zu gewärtigen, und da aus Vorsicht die Anwendung der Dampfkraft auch mitunter bei günstigem Winde erforderlich war, so erschien es zweifelhaft, ob der

Kohlenvorrath für eine ununterbrochene Fahrt von Suez nach Aden auslangen würde.

Aus diesem Grunde beschloß der Commandant, die lange Strecke zu theilen, Djiddah anzulaufen und sich dort erneuert mit Kohlen zu versehen. Dem entsprechend wurde nach dem Verlassen der Jubalstraße Curs genommen und alle Segel vor dem günstigen Nordwinde gesetzt.

Nach und nach machten sich die südlicheren Breiten, in die wir gelangten, fühlbar. Die Sonne brannte furchtbar, und das Thermometer erreichte eine Höhe von 32° C. im Schatten. Die noch kürzlich benöthigte Winterkleidung wurde bei Seite gelegt, die leichtesten Sommeranzüge traten an deren Stelle. Die wachhabenden Officiere suchten sich durch alle erdenklichen Kopfbedeckungen vom indischen Korkhelme bis zum mexicanischen Sombrero vor den versengenden Sonnenstrahlen und dem hier tödtlichen Sonnenstich zu schützen. Die Mannschaft, welcher auch ausnahmsweise ein derart abenteuerlicher Aufzug nicht zugestanden werden konnte, erhielt einen weißen Mützenüberzug mit entsprechend langem Nackenschutz, der die kleidsame weiße Matrosentracht, selbst was das Aussehen betraf, vortheilhaft ergänzte.

Ueberdies wurden des Tags über Zelte gespannt und das Deck zur Kühlung wiederholt angefeuchtet. Nichtsdestoweniger wurde das Pech zwischen den Deckplanken flüssig, und zur allgemeinen Heiterkeit wurde mancher Matrose im schnellen Laufe durch das Anhaften seiner Sohlen am Boden plötzlich gehemmt.

Am peinlichsten erwies sich jedoch das nie erlöschende Durstgefühl, zu dessen Stillung nur lauwarmes, destillirtes Wasser vorhanden war.

Der Stab brachte Sodawassermaschinen und die ausgezeichneten arabischen Kühlkrüge, Alkarazas genannt, in Verwendung, der Mannschaft konnte jedoch die kargbemessene Wasserration nur durch Beimengen von Essig einigermaßen erfrischend gemacht werden.

Das waren Zeiten der höchsten Wichtigkeit für den „Wassercerberus" den Raumgast.*)

*) Raumgast heißt der Matrose, welcher mit der Reinhaltung und Ueberwachung des unteren Schiffsraumes und der daselbst befindlichen Wasserkisten betraut ist.

Alte Freundschaften wurden in Folge der Hitze nun doppelt aufgewärmt und trotz der Ronden des eisernden Corridorcadeten und des gestrengen Profoß wurde gegen Tabak und ähnliche das Matrosenherz erweichende Waare gar manche Maß Wasser aus dem Schiffsraume geschmuggelt. Ebenso war es nicht gerathen, einen Kühlkrug unbewacht zu lassen, und nur zu häufig fand ihn der Besitzer, wenn er sich nach der langen Wache erfrischen wollte, gänzlich geleert.

Der häufige Gebrauch von Bädern und Douchen verschaffte wohl Kühlung, allein nur auf verschwindend kurze Zeit und hatte die ermattendste Transpiration im Gefolge. Selbst die Nachtruhe wurde durch die in den unteren Räumlichkeiten herrschende Schwüle illusorisch. Allen Predigten des Doctors zuwider, suchte man durch Offenhalten der Lucken einen kühlenden Luftzug zu erreichen, allein auch dies half wenig, und oft verließ man die feuchte Schlafstätte, ohne nur das Auge zugedrückt zu haben. Gelang aber dieses bei etwas frischerem Winde, so wurde man mitunter für die Unfolgsamkeit grausam bestraft. Eine durch die Lucke hereinschlagende Welle erweckte bei dem aus wilden Träumen Erwachenden die ergreifendsten Jammer- und Verzweiflungsgefühle.

Daß unter solchen Umständen, wo Alles geistig und körperlich ermattet war, auch der Dienst nicht so betrieben werden konnte wie in unseren Breiten, ist begreiflich.

Die Exercitien, die sonst zu Anfang einer Schiffsausrüstung den ganzen Tag ausfüllen, wurden auf das Nöthigste beschränkt und in kühlere Stunden verlegt. Selbst der Unterricht der Cadeten mußte für einige Zeit eingestellt werden, nachdem der verzweifelnde Bordverwalter zur Ueberzeugung gelangte, daß seine Vorträge über Administration und Verrechnungswesen eine bei der einschläfernden Hitze bedenkliche Ruhe des Auditoriums zur sicheren Folge hatten.

Wo man sich fortwährend in einem Backofen wähnte, lag es jedoch nahe, die Vorkehrungen zum Löschen eines Brandes entsprechend einzuüben, um dieser an Bord eines Schiffes wohl furchtbaren Calamität gegenüber wohlgerüstet zur Abwehr bereit zu sein. Fast alltäglich weckten Horn und Glocke in ohrenzerreißender Eintracht die Nachmittagsschläfer zu dem

erhebenden Vergnügen, das man an Bord unter dem Namen „Feueralarm" kennen lernt. Alles eilt an seinen genau festgesetzten Posten, die Pumpen werden bemannt, die Feuerspritze zurechtgelegt, Ketten von Leuten mit nassen Kotzen und Feuereimern organisirt, die Pulverkammern zum Unterwassersetzen bereit gemacht.

Der erste Lieutenant, unfehlbar begleitet von seinem Schreiber mit dem großen Rollenbuch, mustert und prüft, ob Alles an seinem Platze ist und entsprechend functionirt. Hier gibt es keine Ausnahme, jedes lebende Wesen an Bord findet beim Feueralarm seine Verwendung. Selbst der Commandantensteward, der gerne Ausflüchte fände, muß Wasser tragen, auch der dicke Koch mit seiner einst weißen Mütze ist erschienen und hat in der Eile sein Tranchirmesser mitgenommen. Wohl ahnt er nicht, daß die bei der Küche beschäftigten Matrosen seine Abwesenheit benützen und von dem köstlichen Bratengeruch verleitet Einiges sich schmecken lassen. Uebrigens geben ihm und dem Reste der „Faullenzer", so heißen die wachfreien Mannschaftspersonen, der Muthwillen der sie umgebenden Matrosen genügend zu schaffen.

Es ist nicht blos reiner Zufall, daß der Strahl der zu erprobenden Feuerspritze gerade immer über ihren Häuptern etwas zu löschen sucht, daß Wassereimer in der Takelage gerade über ihnen sich entleeren.

Manche andere Schelmerei geht so im Durcheinander des Feueralarms unbemerkt durch, eine jedoch lief den Urhebern nicht so glatt ab. Unter den Löschrequisiten an Bord befinden sich auch sogenannte Extincteurs, Apparate, worin man durch eine Brausepulververmischung im Großen stark kohlensäurehältiges Wasser erzeugt, das mit Erfolg zum Löschen besonders hartnäckig brennender Stoffe verwendet wird.

Eines Tages fehlte der Apparat beim Feuerappell. Nachforschungen wurden gepflogen, schließlich fand man den Extincteur in seinem Schranke, jedoch geleert, und die hiezu bestimmten Leute im Spital. Wahrscheinlich hatten dieselben vom Durste geplagt schon oft mit dem stark moussirenden Wasser geliebäugelt, und waren endlich mit der Beruhigung, daß es doch nur Sodawasser wäre, der Versuchung unterlegen sich damit zu erfrischen. Dem Doctor war hiedurch ein besorgliches Räthsel erklärt, und freudig

verwendete er sich noch beim strafenden Arm der Bordgerechtigkeit um Nachsicht für die genügend gewitzigten Uebelthäter.

Auch in den geselligen Momenten des Bordlebens trat die Hitze störend ein und herrschte eine gewisse Schläfrigkeit vor. Selbst der angenehme Plausch nach den Mahlzeiten, wo bei Caffee und Cigarre, nach Sättigung des Leibes der Geist auch seinerseits im Gedankenaustausch Erholung sucht, wurde abgekürzt, und gähnend suchte man ein kühlendes Plätzchen, um durch eine Siesta die schlaflose Nacht einzubringen.

Aehnlich den Verhältnissen innerbords war auch äußerlich die Fahrt des Schiffes wenig belebend.

Vor dem Winde ging es in gleicher Einförmigkeit fort. Kein begegnendes Schiff, kein Boot gewährte dem auf der weiten Wasserfläche forschenden Auge einen Ruhepunkt, nur bei Sonnenauf- oder Untergang konnte man mitunter die Berge der fernen Küste sehen. Eine erwünschte Abwechslung bot jedoch die Verfolgung der stets das Schiff umschwärmenden Haifische.

Angeln wurden nach allen Seiten ausgeworfen und in Folge der außerordentlichen Gierigkeit der Bestien selten ohne Erfolg. Eine dieser biß eine ungeschickter Weise an einem Taue angebrachte Angel von nahezu einem Schuh Länge sammt dem daran befindlichen Fleische ab, verschlang sie, und wurde zehn Minuten darnach mittelst einer zweiten, an einer Kette befestigten, heraufgezogen. Ein zweiter Hai entwand sich beim hastigen Hinaufziehen mit Verlust einer halben Kinnbacke, biß jedoch gleich darauf wieder an und wurde gefangen. Die Zergliederung dieser Thiere erklärte theilweise deren Heißhunger, eines hatte gar nichts im Magen, das zweite nur einen kleinen Tintenfisch und die schon erwähnte Angel.

Komisch anzusehen war das Verhalten des Pilotenfisches. Selber schnupperte zuerst den Köder auf, führte den Hai zu demselben, begleitete ihn bis zum letzten Augenblicke, wo dieser herausgezogen wurde, blieb dann noch einen Moment beim Schiffe, als ob er Abschied nehmen würde, und verschwand hierauf mit großer Schnelligkeit.

Am 9. December Morgens, nach achttägiger Fahrt, waren wir endlich auf halber Höhe des rothen Meeres angelangt. Die im Innern

des Landes liegenden Berge von Mekka wurden gesichtet, Curs darauf genommen, und am Nachmittag des genannten Tages ankerten wir im Hafen von Djiddah.

Djiddah ist eine Stadt von 20.000 Einwohnern, der Hafenplatz von Mekka und der Stapelplatz für sämmtliche Erzeugnisse beider Küsten des rothen Meeres. Der Hafen ist zwar schwer zugänglich, aber eben deshalb wieder sehr geschützt, und genügt an Größe den jetzigen Anforderungen. Die Stadt ist von einer Mauer umgeben und bietet der See zu eine schöne Front von Gebäuden in unverfälscht arabischem Style.

Djiddah.

Dieselben sind aus Korallenstein gebaut, gewöhnlich drei bis vier Stock hoch, und haben hervorspringende Fenster und Balcone von Holz, auf die ausgesuchteste Weise geschnitzt und verziert.

Derartig gearbeitete Thüren und so manches Fenster könnte man bei uns als Prachtstücke von Holzschnitzerei ausstellen, und doch kosten dieselben an Ort und Stelle nur einen reinen Spottpreis.

Sehr interessant ist das Innere der Stadt. Hier hat sich das orientalische Leben vollkommen frei von jeder europäischen Beimischung erhalten.

Noch im Jahre 1858 war in Djiddah eine Christenverfolgung, und sind heutzutage vielleicht im Ganzen nur 20 Europäer daselbst ansässig. Es strömen hier die Rechtgläubigen der ganzen Welt zusammen, und da wir nur wenige Wochen vor dem großen Opferfeste zu Mekka anlangten, so trafen wir schon eine Menge Pilger an, die sich in Zelten vor der Stadt gelagert hatten.

Da sieht man den Osmanli mit dem Fez, Beduinen mit dem malerisch um Kopf und Nacken geworfenen weißen Tuche und mit dem Kopfkranze aus Haar, Abyssinier von riesiger Größe, mit wildem, in der Mitte gescheiteltem Haare, durch das sie einen Metallpfeil stecken, blöde, beturbante Indier, fast ganz nackte Malayen, Afghanen mit langen Kaftans und schönen Waffen im Gürtel, und endlich die durch eigenthümliche Kegelmützen kenntlichen Perser mit ihren halb hämischen, halb kriecherischen Gesichtszügen, Negersklaven sind zwar officiell verpönt, dennoch begegnet man solchen häufig, und werden sie auch vollkommen ausgenützt; wenigstens sieht man sie alle schweren Arbeiten verrichten.

Da die Hadschis, so heißen die Mekkapilger, mit ihrem frommen Zwecke auch Handelsinteressen verbinden, so ist der Bazar von Djiddah höchst belebt, und man kann auf demselben alle in der mohamedanischen Welt erzeugten Industrieproducte mitunter recht billig erstehen.

Außer dem Bazar ist in der Stadt selbst noch an Sehenswürdigkeiten das alte verfallene Castell, das Einkehrhaus Sherif Beit und der Palast des Gouverneurs zu erwähnen.

Außerhalb der Stadt ist in der Distanz von einigen Minuten Weges das angebliche Grab der Eva (arabisch uma Hewa), welches in erster Linie die Aufmerksamkeit des Touristen fesselt. Dasselbe besteht aus zwei niederen Mauern, welche sechs Schritte von einander entfernt, parallel in der Richtung Nord-Süd laufen und nahezu 200 Schritte lang sind. Am südlichen Ende bezeichnet eine Palme den Ort, wo der Kopf ruhen soll; es haben hier die gewinnsüchtigen Derwische, welche das Grab hüten, einen Opferteller gesetzt, auf dem immer einige größere Geldstücke stumm um Vermehrung flehen. In der Gegend des Halses findet man zwei Gräber, die Osman und seinen Sohn enthalten sollen, welche seinerzeit

das Grab ihrer Stammesmutter renovirten. Auf nahezu 120 Schritte vom Kopfe erhebt sich über beide Mauern eine kleine Kuppel, unter der sich eine Capelle birgt, die wieder zum Schutze eines verzierten Schrankes dient, in welchem ein schwarzer Stein mit Inschriften gänzlich undefinirbaren Ursprungs aufbewahrt wird. Derselbe bezeichnet die Nabelstelle und ist Gegenstand besonderer Verehrung seitens der besuchenden Rechtgläubigen, welche ihn abküssen, und sodann die auf der Wand der Capelle aufgezeichneten Koransprüche nachbeten.

Grab der Eva.

Vom Nabel bis zu den Füßen ist wie an der Stelle, wo der Oberkörper ruhen soll, das Grab mit allen erdenklichen wohlriechenden Kräutern bepflanzt, deren dunkles Grün wohlthuend von der stets tadellos erhaltenen Weiße der Umfassung und des Mittelgebäudes absticht.

Um das Grab der Eva hat sich ein Friedhof besonders auserlesener Rechtgläubiger gebildet, und es entscheidet der jeweilige Ober-Sherif von Mekka, Chef des von Mohamed beziehungsweise der Fatime abstammenden Hauses, wer die Ehre genießen soll, in der vermeintlichen Nähe unserer Stammesmutter zu vermodern.

Es berührt eigenthümlich ernst, und läßt die Verketzerungswuth der Orthodoxen aller Richtungen gleich thöricht erscheinen, wenn man sich durch derartige, selbst unechte Denkmale an die gemeinschaftliche Wiege der monotheistischen Religionen versetzt sieht. So erscheint es denn auch sonderbar für jene, die von Kindsbeinen auf gewohnt sind, die „Ungläubigen" als eine Art Antipoden des Christenthums zu betrachten, sogar beim gemeinen Mann und fanatischen Moslem eine Kenntniß und Anerkennung der vormohamedanischen Periode der Bibel zu treffen.

Christus spielt bei ihnen eine wichtige Rolle. Nach ihren Traditionen ist er in den Himmel aufgefahren und wird nach geraumer Zeit als Prophet wiederkommen, sodann ähnlich wie Mohamed wirken und schließlich das ihm in Medina, in der großen Moschee des Propheten thatsächlich reservirte Grab (uma Issa ben Mariam, Grab des Jssa, Sohn Mariens) einnehmen.

Auch unser Lootse für das rothe Meer, und zugleich Führer am Lande, ein echter Araber aus Djiddah, war nicht blos in seinem Fache ein tüchtiger Mann, sondern ebenfalls in Religionssachen gut bewandert, sprach darüber sehr gerne und mit einem heiligen Eifer. So erzählte er die ganze Schöpfungsgeschichte genau so, wie sie in unserer Bibel geschildert ist, und wußte über die ersten Menschen viel zu berichten. Er hatte nicht nur das Grab der Eva in Djiddah, sondern auch jenes des Adam, welches er nach Ceylon versetzte, und das des Kain, welches in der Nähe von Aden sein soll, gesehen, und es ist begreiflich, daß dasjenige, was uns in der Geschichte mythisch oder figürlich gesprochen erscheint, wenn man sich an der Stelle wahrer oder auch blos angeblicher Spuren der darin vorkommenden Personen befindet, bedeutend überzeugend werden kann.

Bei dem Verlassen der Grabumfriedung wurden wir im Chorus von sämmtlichen Derwischen neuerdings um Backschiß angebettelt, und um die Leute los zu werden, warfen wir den Erfahrungen von Cairo gemäß ein größeres Silberstück zwischen selbe. Es war mehr peinlich als ergötzlich zu sehen, wie diese Leute, ihren Stand ganz vergessend, sich gegenseitig bei den Bärten zausten und in's Gesicht schlugen, um in den Besitz des streitigen Geldstückes zu gelangen.

Zwischen dem Grabe der Eva und dem Mekkathore gewahrten wir eine Menge Zelte, unter welchen sich Theilnehmer der Mekkacaravane lagerten. Es war gerade am Vorabend des Abganges einer solchen, und herrschte daher das regste Treiben; insbesondere ließen sich die Männer von geschäftigen Barbieren Haar, Bart und Nägel schneiden, als Vorbereitung zum Anlegen der Pilgertracht, die sie statt der gewöhnlichen bunten umzunehmen im Begriffe waren.

Diese Pilgertracht, Ichram genannt, besteht aus einem weißen Zeuge mit schwachen rothen Streifen, welches lose um den Körper und die linke Achsel geschlungen wird, während die rechte Hand und der Kopf trotz der glühenden Sonnenhitze entblößt bleiben müssen. Frauen ersetzen den Musselinschleier im Gesicht durch eine weiße Maske und hüllen sich auch in ganz weiße Gewänder. Die Kameele werden bepackt; einige mit Mundvorräthen oder Wasserschläuchen, andere jedoch zum Transporte der Personen. Zu letzterem Zwecke werden meist Sättel mit symmetrisch zu beiden Seiten angebrachten Betten und einem runden Dache darüber gebraucht, welche den Vermögensumständen der Pilger entsprechend, mitunter sehr reich verziert sind. Zur Erheiterung jener, welche ihre Vorbereitungen beendet haben, treiben sich Schlangenbeschwörer, Jongleure und andere derlei Personen herum, und tragen durch ihre lauten Ankündigungen noch bei, den durch das Stimmengewirr und Kameelgebrüll verursachten Lärm zu verstärken.

Die Caravane, welche abzugehen hatte, war eine kleinere, man schätzte sie auf 800 Personen, allein nichtsdestoweniger machte mir die Menge Kameele, die sicherlich die gleiche Zahl erreichte, einen gewaltigen Eindruck. Ich hatte noch nie so viele Thiere dieser Gattung beisammen gesehen und also auch noch nie ein solches markerschütterndes klagendes Gebrüll, das dem einer großen, gemischten Herde von Ochsen und Ziegen nahe kam, gehört.

Die Sonne stand schon tief unter dem Horizonte, als wir durch die Stadt heimkehrten, und es war dunkel und stille geworden, doch der Schein des tropischen Sternenhimmels genügte, um sich in den engen Gassen zurecht finden zu können.

Hier kehrte man eben aus, ein im Orient so seltenes Ereigniß, daß man es eigens hervorheben muß.

Uebrigens gehört Djiddah zu den reinsten Städten des Morgenlandes und verdankt dieses hauptsächlich den energisch durch Nuriar Pascha in's Leben gerufenen Einrichtungen. Dieser früher hier fungirende Gouverneur brachte überhaupt das Ansehen der Türken in Arabien durch seine Willenskraft wieder etwas zur Geltung.

Da es ein gewöhnlicher Act der Höflichkeit ist, daß bei Ankunft eines Kriegsschiffes in einem fremden Hafen der Schiffscommandant in Begleitung seines Stabes dem Militärcommandanten, falls selber höheren Ranges ist, einen Besuch abstattet, so machte auch unser Commandant dem gegenwärtigen Gouverneur von Djiddah in Begleitung mehrerer Bordofficiere eine Visite. Der Empfang war ein sehr liebenswürdiger; wir wurden auf Divans placirt und erhielten guten, hier wahrscheinlich echten Mokka und Cigaretten, worauf die Conversation begann.

Selbe beschränkte sich wohl hauptsächlich auf Freundschaftsversicherungen, die durch Zeichensprache weitaus rascher als durch den schlechten Dolmetsch ausgetauscht wurden. Außer dem Pascha war noch Mohamed Sayd, einer der Honoratioren Djiddah's und ein Abkömmling der Fatime, anwesend. Derselbe war, seinem Lächeln nach zu schließen, sehr freundlich gestimmt, schien jedoch sonst seines blauen Blutes sich bewußt zu sein, und hat sonderbarer Weise eine so dunkle Hautfarbe, daß ich ihn eher für einen Somali-Neger, als für einen Araber gehalten hätte.

Beim Verabschieden wurde zuerst die arabische Begrüßungsgeste unzählige Male wiederholt. Man berührte nämlich mit der Hand die Stirne, den Mund und die Brust,*) hierauf küßte man die Fingernägel, zum Schlusse schüttelte man sich auch auf gut europäisch die Hand.

Auch mit türkischen Marine-Officieren kamen wir in Berührung; es lagen zwei Corvetten und mehrere kleinere Schiffe dieser Nation im Hafen, welche ein Commodore, Machmud Bey, befehligte. Große Rührigkeit zur See zeigen die Türken selten, und sagte man uns, daß auch diese Schiffe

*) Symbolisch: was ich fühle und denke, das spreche ich auch.

schon vor der Eröffnung des Suezcanals hierher gekommen seien und mit höchst geringen Unterbrechungen den Ankerplatz nicht verlassen hätten. Zu den in Folge des fortdauernden Unterwerfungskrieges in Südarabien oft stattfindenden Truppentransporten und Expeditionen zieht die türkische Regierung vor, österreichische Lloyddampfer zu verwenden.

Am 11. December war die Einschiffung der theueren Kohlen — man bezahlte 1000 Kilo mit 55 Gulden — beendet, und wir verließen Djiddah.

Die nun folgende Fahrt nach Aden gehörte zu den unangenehmsten der ganzen Campagne.

Mit Dampf fahren ist im Vergleich zum Segeln immer unangenehm, allein wenn man rasch vorwärts kömmt, so läßt man sich den beständigen Lärm der Maschine leicht gefallen. Hier aber, wo wir gegen heftigen Gegenwind und hohe See kämpfend nur wenig Weg zurücklegen konnten, die bald in der Luft bald im Wasser arbeitende Schraube durch ihr unregelmäßiges Schlagen, der Unschlittgestank der Maschine und der auf das Deck niedergeschlagene Rauch, verbunden mit der tropischen Hitze, die Ungemächlichkeit auf das Höchste steigerten, mußten die stärksten Nerven gereizt, auch das heiterste Temperament angegriffen werden.

Den 13. passirten wir die kahle, doch möveureiche Insel Jebbel Ter, hierauf die Hanisch-Inselgruppe, und fuhren endlich durch die Straße von Bab el Mandeb (Thor der Trauer), welche ihren Namen den zahlreichen Seeunfällen verdankt, die sich daselbst in Folge der starken Strömung zugetragen haben.

Am 16. December des Nachmittags ankerte die Helgoland im Hafen von Aden.

Viertes Capitel.

Aden.

Vorbereitungen zum Einlaufen. — Eindruck des Ortes. — Sklavenkreuzer. — Steamerpoint. — Stadt Aden. — Cisternen. — Bevölkerung. — Straußfederjuden. — Englische Politik in Arabien. — Fantasia. — Fest in der Gadelenmesse. — Fahrt nach Zanzibar. — Todesfall an Bord.

Das Einlaufen in einen Hafen verursacht immer eine gewisse Aufregung und Rührigkeit an Bord eines Kriegsschiffes.

Die in See mit scrupulöser Genauigkeit eingehaltene Stundeneintheilung wird unterbrochen und freudig ob der Abwechslung wird Alles für die Ankunft vorbereitet.

Der Commandant und der Pilotage-Officier halten häufige Conferenzen, da wird gepeilt*) und gelothet, werden Karten ausgebreitet, Segelhandbücher nachgelesen, Sextant und Fernrohr in vollste Thätigkeit gebracht, um sich sowohl über die Lage des Schiffes, als auch über die Verhältnisse des anzulaufenden Hafens vollkommen in's Reine zu bringen.

Der erste Lieutenant ist nicht minder beschäftigt. Er läßt die Anker bereiten, Taue zum Vertäuen zurecht legen und hat das Schiff in Hafen-Toilette zu versetzen.

Wenn beim In-See-gehen überall der praktische Standpunkt vorwaltet und Alles an Bord derart eingerichtet wird, damit es rasch gebraucht werden kann, so ist jetzt das Schönheitsgefühl maßgebend, und Schiff und Takelage werden dem seemännischen Auge möglichst wohlgefällig

*) Peilen nennt man, die Richtung eines Objectes mittelst der Bussole bestimmen.

hergerichtet. Dem durch das Salzwasser grau gewordenen Anstrich wird nachgeholfen, das durch Abnützung weiß gewordene Tauwerk neu geschwärzt, wenn man mit Dampf einläuft, werden die Segel schön beschlagen, die Raaen vierkant gebrasst und getoppt*) und wehe dem Matrosen, der von seiner Raa irgend ein loses Garn herunterhängen läßt.

Schon frühzeitig hört man den Bootsmann diese Arbeiten mittelst seines Pfeifchens und der unausbleiblichen Kraftausdrücke dirigiren, und ist dies verbunden mit dem Geklirre der heraufgezogenen Ankerkette, als sicheres Zeichen der Nähe des Landes, Musik in den Ohren der Seemüden. Selbst der Kranke im Spitale hört gerne das lärmende Treiben, da es seinem Zustande entsprechende Ruhe und hart entbehrte Erfrischungen verheißt.

Auch der Einzelne wird durch das Einlaufen in seinen Verrichtungen beeinflußt. Man macht Toilette, da man nach dem Einlaufen fremde Besucher gewärtigt, und eilt dann mit allen verfügbaren optischen Instrumenten bewaffnet auf Deck, um das Land näher in Augenschein zu nehmen. Sogar die Mahlzeiten werden durch das Alle in Anspruch nehmende Ereigniß berührt. Sie werden der muthmaßlichen Einlaufsstunde angepaßt, denn in dieser gehört Jedermann an Bord dem Dienste an, und das Menu erfährt, je nachdem die Erwartung frischer Lebensmittel begründet ist, eine entsprechende Aenderung. Nun kommt noch beim Stabe das interessante Calcul über die Vertheilung des Wachdienstes im Hafen. Die voraussichtlich nach dem Eintreffen Dienstfreien machen, unterstützt von Reisewerken und dem Conversationslexikon, Pläne, wie sie ihren ersten Ausflug einrichten und verwerthen sollen. Denn meist ist ja der Aufenthalt der Kriegsschiffe in fremden Häfen verhältnißmäßig kurz, und daher jeder Zeitverlust in dieser Richtung uneinbringlich.

Unter ähnlichen Verhältnissen an Bord lief die Helgoland in Aden ein. Ein Boot mit schwarzen, jedoch höchst reinlich gekleideten Matrosen brachte den Hafenlootsen an Bord, und führte uns derselbe auf den von

*) Beim „Toppen" werden die Raaen in die horizontale Lage gebracht, somit senkrecht zum Maste gestellt.

der Hafenbehörde bestimmten Ankerplatz. Hier beginnt der eigenthümliche Eindruck, den Aden und seine Bevölkerung macht. Der Orient mit all' seinem bunten, malerischen Treiben findet sich da durch das strenge Regiment der Engländer mit fast pedantischer Ordnung und Reinlichkeit gepaart.

Doch gehen wir zum Orte selbst über. Der weite Hafen wird durch eine felsige Halbinsel gebildet. Die grotesk geformten Basaltfelsen, welche bis zur Höhe von 1500 Fuß ansteigen, der fast gänzliche Mangel an Vegetation, die Anlage der Festungswerke, die weißgetünchten Häuser am Ufer, Alles, selbst abgesehen von der ähnlichen politischen und strategischen Wichtigkeit erinnert an Gibraltar.

Auch an englischen Kriegsschiffen fehlt es nicht. Aden ist die Poststation der Schiffe, welche den Sklavenhandel an der arabischen Küste zu verhindern haben, und nach wochenlangem Kreuzen werden die aufgebrachten Sklavenschiffe hier vor das Prisengericht gebracht. Den ermüdeten Bemannungen wird dann durch einige Tage Ruhe gegönnt, und so der Theerjacke Gelegenheit geboten, das Prisengeld — die englische Regierung soll für jeden befreiten Sklaven 50 fl. ausbezahlen — noch rascher an den Mann zu bringen, als es erworben wurde.

Oft mag wohl die Verlockung desselben zu weit führen und wie es übrigens auch durch die schwierige Verständigung mit den Arabern stattfinden kann, wird ein unschuldiger Küstenfahrer mitgefangen. Dies war gerade vor unserer Ankunft in Aden der Fall gewesen. Die englische Corvette Thetis hatte ein Fahrzeug aufgebracht, dem der Sklavenhandel nicht nachgewiesen werden konnte, und die zahlreichen Schiffe im Hafen wurden zusammengerufen, damit ein Kriegsgericht entscheide, inwieferne den Commandanten der Thetis dabei eine Schuld träfe.

Die eigentliche Stadt Aden befindet sich auf der Nordostseite der früher erwähnten Halbinsel, während dem Ankerplatze der Schiffe gegenüber sich aus den Gebäuden sämmtlicher Dampfschifffahrts-Agentien und der Consulate sowie aus Hôtels eine Ansiedlung gebildet hat, die Steamerpoint heißt. Hier zeichnen sich insbesondere die Häuser der reichen Parsis durch Eleganz und luftige Bauart aus. Pfeiler aus Stein oder Eisen tragen

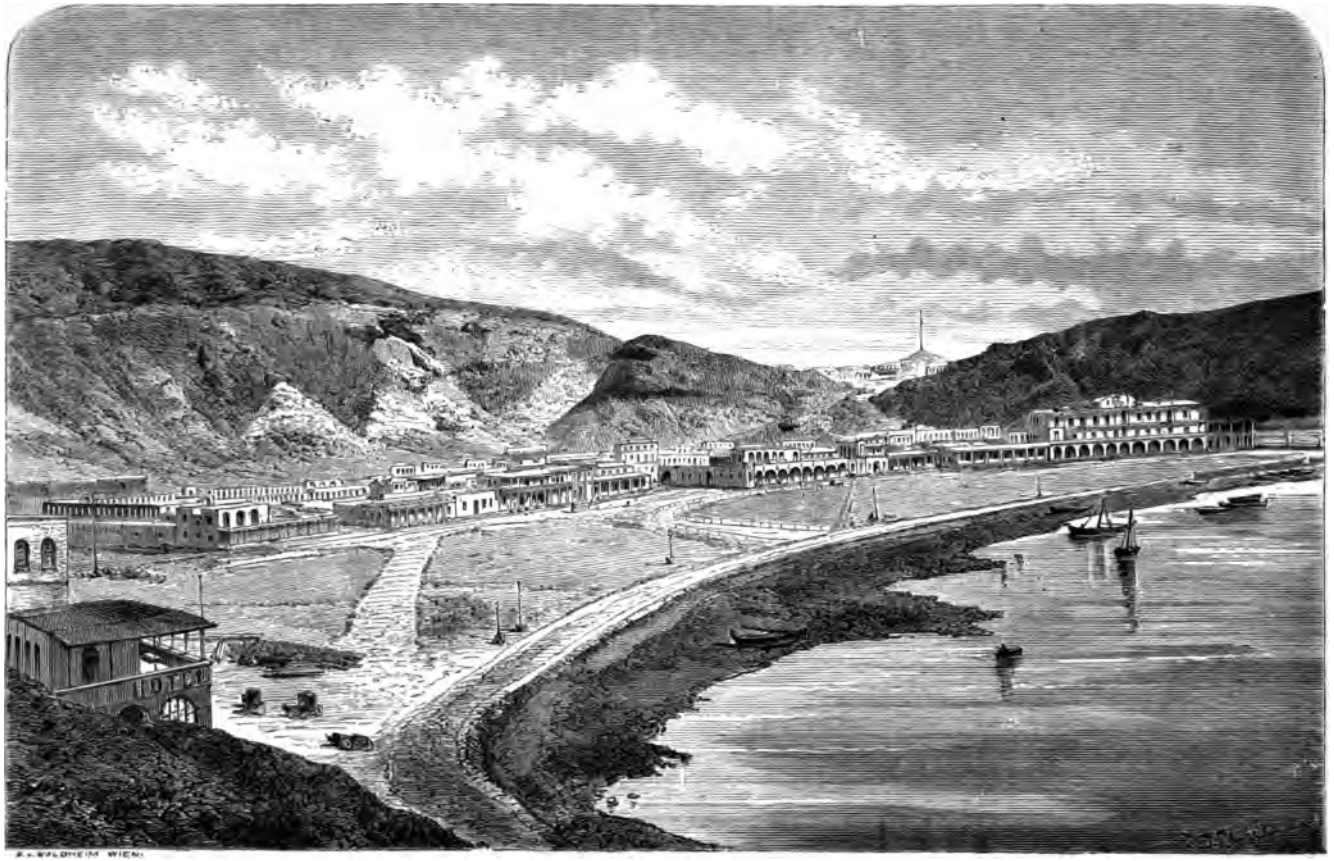
terrassenförmige Dächer, alles Uebrige ist Fenster oder Vorhang. Hievon sowie überhaupt von der orientalischen Umgebung stechen seltsam die im gothischen Style gebauten englischen Capellen ab. Meist umgibt sie ein mit größtem Kostenaufwand gepflegtes kleines Gärtchen.

Die englische Garnison ist theils in den Festungswerken, theils aber auf den beherrschenden Höhen in sehr luftigen Baracken untergebracht. Der Gouverneur oder Political Resident, welches sein officieller Titel ist, wohnt ebenso wie die höheren Beamten und Officiere in Hütten aus Bambusrohr, die zwar innen sehr kühl und bequem eingerichtet sind, äußerlich aber durchaus nicht respectirlich aussehen.

Steamerpoint ist mit Aden durch eine schöne Straße, die theilweise in Felsen gehauen ist, theilweise durch lange Tunnels führt, verbunden. Mittelst netter, leicht beweglicher Zeltwagen oder auf dem Rücken eines Langohrs erreicht man leicht in einer halben Stunde die Stadt. Diese zählt nahezu 20.000 Einwohner, und ist sehr regelmäßig in geraden rechtwinkelig einander schneidenden Gassen angelegt. Die Häuser sind fast durchgehends aus Korallenstein, zwar weiß getüncht, aber nicht so rein wie in Steamerpoint gehalten. Bei dem hier stets sehr intensiven Sonnenschein blendet der weiße Anstrich der Häuser sehr stark. Da das Auge auch an den Felsenwänden keine Erholung findet, wendet es sich vergnügt dem einzigen grünen Flecke der ganzen Halbinsel den Cisternen zu, in deren Umgebung einige kleine Baumanlagen in Folge der Feuchtigkeit recht gut gedeihen sind.

Die Cisternen sind sehr alt, angeblich noch aus vorchristlicher Zeit, und im großartigsten Maßstabe angelegt. Eine halbkreisförmige Wand aus steilen Felsen verengt sich zu einer schmalen Kluft, in welcher fünfzig Reservoire stufenweise in den Felsen gehauen und mit Stucco so ausgebaut sind, daß, wenn eines voll ist, das Wasser in das untere überströmt.

Diese Reihe ist am Südwestende der Stadt mit einem colossalen Bassin geschlossen. Der Fassungsraum dieser Cisternen wird auf ungefähr 2,500.000 Eimer berechnet, allein bei dem schwachen Regenfall — jährlich 5—6 Zoll, manches Jahr = 0 — genügt das gesammelte Wasser nicht für den Bedarf und muß mit Destillirapparaten nachgeholfen werden. Aus



Steamerpoint bei Aden.

diesem Grunde hat das Wasser in Aden einen ziemlich hohen Werth, man zahlt für Cisternenwasser 15 und für destillirtes Wasser 45 Kreuzer unseres Geldes per Eimer, und ein Bad in Süßwasser wird als Luxusartikel betrachtet.

Die Festungswerke Aden's bestehen nur in der Ausfüllung jener Lücken, welche die Natur in dem Steinwalle offen ließ, und man kann die auf den verschiedenen Höhen postirten Batterien schon ihrer Lage wegen für uneinnehmbar halten.

Die Bevölkerung Aden's ist höchst gemischt. Das Gros bilden die dem Abdaliestamme angehörigen Araber, ein kräftiger Menschenschlag in der malerischen Beduinentracht oder dem reichen Festcostüm. Ihre Beschäftigung ist meist die Zufuhr der Lebensmittel, welche über Lajeh, der Hauptstadt und Residenz des Sultans des Fatlestammes, geschieht.

Der Zahl nach kommen zunächst die Somali-Neger, welche von der gegenüberliegenden Festlandsküste, meist von Berbera aus, Rindvieh, Straußfedern, Elephantenzähne und Stroharbeiten nach Aden bringen und da verkaufen. Sie haben eine Niederlassung zwischen der Stadt und Steamerpoint, wo sie unter der Bedingung, sich gänzlich den englischen Gesetzen zu fügen, Handel treiben dürfen. Sie sind semitischer Abstammung, wie dieses ihre Schädelbildung zeigt, haben eine gelbbraune schillernde Hautfarbe und meist eine hohe schlanke Gestalt. Auf ihre Verwandtschaft mit den Arabern sind sie stolz, und weisen es mit Entrüstung zurück, wenn man sie „nigger" nennt, da diesen Namen hier nur ihre Feinde, die Gallasneger, führen, welche von ihnen immer mehr und mehr in das Innere Afrika's zurückgedrängt werden. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen, weißen Cottonstücke, das sie lose um die Schultern und Lenden werfen, während sie den Kopf, trotz der hier fast senkrechten Sonnenstrahlen, stets unbedeckt haben. Ihre Haare flechten sie in unzählige kleine Zöpfe, und stauben diese zur Abhaltung des Ungeziefers mit Kalkpulver ein, wodurch das Haar eine rothblonde Färbung erhält und von der dunklen Farbe der Haut eigenthümlich absticht. Die Frauen haben oft selbst nach unseren Begriffen regelmäßige Gesichtszüge und feurige Augen. Sie gehen, obgleich sie sich zur mohamedanischen Religion bekennen,

englischen Gesetzen recht verträglich. Sie sind sehr abergläubisch und es spielen daher die Wunderdoctoren, Mganga genannt, mit ihren eigenthümlichen Curen eine wichtige Rolle bei ihnen. So ritzen jene, wenn sich Jemand den Magen verdarb, das Zungenbändchen, um das Essen zu erschweren, lassen den Patienten zwei oder drei Tage strenge fasten und geben dann dem schon Genesenden erst das eigentliche untrügliche Zaubermittel.

Es gibt in Aden auch eine beträchtliche Zahl von Indiern, die meist mit den hier stationirten anglo-indischen Truppen hierher kommen. Aus ihnen recrutiren sich die zahlreichen Policemen, die in ihren originellen Trachten auf den Straßen postirt sind. Engländer, Parsis und Juden, dann Chinesen und Malayen bilden den Rest der Bevölkerung.

Die Engländer sind in der 2000 Mann starken Garnison, dann durch einige Kaufleute vertreten. Hier, wie überall am Erdballe, wo sich Engländer ansiedeln, findet man ein Stück Alt-England mit seinen Gebräuchen und Sitten wieder. So wird das Kricket in Aden nicht minder eifrig wie am Spielplatze von Eton betrieben, und man lud uns sogar bei einer Mittagshitze von 30° C. zu einer Partie, einem Wettkampfe zwischen Marine- und Landtruppen-Officieren, ein.

Die Parsis betreiben die Geschäfte unserer Börsenmäkler und haben fast alles Vermögen in ihren Händen, während die Juden sich nahezu ausschließlich mit dem Straußfederhandel beschäftigen. Die letzteren haben ihren Nationaltypus sehr kennbar erhalten, tragen auch hier die Beisses und es fehlt ihnen nur der Kaftan, um recht lebhaft an ihre Brüder auf dem Salzgries in Wien zu mahnen. Recht ergötzlich sind dieselben in ihrer Zudringlichkeit. Jedes anlaufende Schiff wird, kaum daß es vertäut ist, von ihnen geentert. Bl—ack feathers! Wh—ite feathers! (Schwarze Federn, weiße Federn) hört man in eigenthümlich gutturalem Tone anpreisen, und wehe dem Fremden, der in der Eile Federn kauft, ohne sie genau zu untersuchen. Besonders die weißen Federn, von denen schöne und echte auch hier 6—7 Gulden das Stück kosten, werden häufig durch Kalken der grauen gefälscht und zerfallen dann in kurzer Zeit. Bei dem kurzen Aufenthalte der heimwärts fahrenden Postdampfer fallen deren Passagiere regelmäßig diesem Betruge zum Opfer, und hat sich dadurch die kaufmännische

Bezeichnung „foolish passenger's feathers“ (Federn für die einfältigen Passagiere) gebildet, womit man die fast werthlosen Ausschußfedern bezeichnet.

Straußfederjude. Somaliweib. Araber im Festcostüm.

Volkstypen in Aden.

Die besondere Wichtigkeit Aden's besteht -- abgesehen von dem politischen Einflusse, den England von hier aus auf Südarabien und die Somaliküste ausübt — in seiner günstigen commerciellen Lage, da sich hier die Küstenfahrer aller umliegenden Länder zusammenfinden und die Landesproducte aufstapeln, die dann von den zahlreichen Aden berührenden Dampfern weiter verfrachtet werden. Ferner ist Aden die Kohlenstation für sämmtliche das rothe Meer berührenden Linien und auch einer der Hauptausfuhrspunkte für Mokkacaffee.

Am Tage unserer Ankunft (18. December 1873) rückte die Garnison eben von einer Expedition ein, welche sie unternommen hatte, um die

Türken zur Räumung Lahej's zu zwingen. Die Türken hatten nämlich den durch eine Revolte vertriebenen rechtmäßigen Sultan Abdallah wieder auf den Thron eingesetzt; da aber sein jüngerer Bruder, der Urheber der Empörung, den Engländern in Bezug auf die Verproviantirung Aden's sehr vortheilhafte Anbote machte, so sagten ihm diese ihre Hilfe zu, und rückten vor Lahej, um die Türken vor einer Unterstützung Abdallah's abzuhalten, und letzteren zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Dem commandirenden Pascha wurde von Constantinopel aus jeder Conflict mit den Engländern strengstens untersagt, er mußte daher diese ungehindert walten lassen, und die Welt, insbesondere aber die Araber, hatten einen neuen Beweis, daß heutzutage Gewalt vor Recht geht.

Wir benutzten in Aden unsere freie Zeit, um möglichst oft an's Land zu gehen, und das Volk mit seinem Treiben in der Nähe zu sehen. So kamen wir auch eines Abends in ein arabisches Caffeehaus, wo eben eine Musikproduction, d. i. eine sogenannte Fantasia aufgeführt wurde. Das Hauptinstrument war eine große Trommel, die ziemlich energisch bearbeitet und von türkischen Tellern, dann einer Art sehr primitiven Violine begleitet wurde, während ein Mittelding von Sänger und Declamator im angegebenen Tacte arabische Heldensagen vortrug. Die dicht gedrängten Zuhörer lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit und äußerten von Zeit zu Zeit lebhaften Beifall, dem Fremden aber machte es einen eigenthümlichen Eindruck, sich im halbdunklen Locale unter diese Menge braunschwarzer Gestalten, bei einem Lärm, der die eigenen Worte nicht hören ließ, zu finden, und nur aus den veränderten Mienen der Zuhörer erschließen zu können, um was es sich hier handle.

Da die Helgoland sich zum Theile aus englischen Regierungsmagazinen verproviantirte, so war unser Verkehr mit den englischen Functionären ein ziemlich reger; wir lernten mehrere derselben näher kennen, und trafen dabei auch auf österreichische Namen.

Der politische Resident, General Schneider, entstammt einer österreichischen Familie und der Commandant der hier eben stationirten Corvette Wolverine, Wratislaw, ist ein Verwandter unseres bekannten verstorbenen Feldmarschalls.

Da das genannte Schiff wegen seiner musterhaften Haltung und seinen praktischen Einrichtungen sehenswerth war, erhielten unsere Cadeten den Befehl, dasselbe zu besichtigen. Um dies einzuleiten, suchte ich den ersten Lieutenant auf, und war sehr angenehm überrascht, in ihm einen Officier zu finden, den ich schon in Mexico kennen gelernt hatte, und der mir schon damals durch sein feines Benehmen und sein seemännisches Wissen sehr sympathisch war.

Zwischen unseren Cadeten und den englischen midshipmen*) entspann sich in Folge dieses Besuches ein sehr freundschaftliches Verhältniß. Wie gewöhnlich unter solchen Umständen folgten den formellen Visiten gegenseitige Einladungen.

Die Cadetenmesse wurde festlich hergerichtet, ein glänzendes Abendessen aufgetischt. Wenn anfänglich wegen der Beobachtung einer Etiquette, als ob es sich um ein officielles Fest handeln würde, und theilweise wegen Sprachunkenntniß die Conversation einsilbig ist, so ändert dies der reichlich vorhandene Wein sehr rasch. Die Zungen werden gelöst, bald spricht Alles geläufig englisch. Zur Ehre der Flagge wird das eigene Schiff und die vaterländische Marine recht glänzend dargestellt. Da gibt es plötzlich Schiffe, die das Unmögliche leisten, die Quadratur des Kreises im Schiffbau ist im Handumdrehen gelöst.

Nun aber kommt die hohe Politik an die Reihe. Vor allen gibt es eben nur ein England und ein Oesterreich auf der Welt, Alles übrige ist nichts und kann nichts sein, wenn diese beiden Staaten zusammenhalten. Ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß wird daher geschlossen, die gegenseitigen Monarchen werden hoch leben gelassen, die beiderseitigen Volkshymnen abgesungen, und donnernde nie endenwollende Hurrah's verkünden diese welterschütternden Entschlüsse der Außenwelt, beziehungsweise den darüber nicht sehr erbauten Cabinennachbarn. Hierauf specielle Verbrüderung der Anwesenden, Freundschaft bis in den Tod wird geschworen, die fortdauernden Toaste und Gesänge nehmen an Lautheit und Dissonanz zu.

Doch auch in der lustigen Cadetenzeit hat alles sein Ende, ja höchst rasch wechseln in derselben die verschiedenen Eindrücke und Bilder, und

*) Die den österreichischen Seecadeten entsprechende Charge in der englischen Marine.

schon am nächsten Tage ist im vollen Dienstesgetriebe Alles vergessen, wenn nicht vielleicht ein kleines Kopfweh eine etwas verworrene Erinnerung an das Fest wachruft.

Nachdem wir den Weihnachtsabend dem alten Gebrauche gemäß durch ein Festessen, zu welchem die Officiersmesse den ganzen Stab eingeladen hatte, gefeiert, dann aber unsere Kohlen und Lebensmittel ergänzt hatten, ging die Helgoland am 25. December des Morgens in See. Da wir im Golfe von Aden direct gegen Wind und Strom aufzulaviren hatten, konnten wir nur bei Anwendung vollster Maschinenkraft, und da erst am 1. Jänner das Cap Guardafui erreichen. Beim Cap selbst hatte sich die Strömung bis zu 3 Meilen per Stunde potenzirt. Von Socotra dagegen hatten wir den Wind von Achter, und so ging es ruhig und freundlich weiter, wie im Passate des atlantischen Meeres, wenn auch bei meist trübem Himmel.

Auffallend war hier die Menge fliegender Fische, die das Schiff, besonders als des Abends die Lichter angezündet wurden, umschwärmten, dann auf das Deck fielen, ja sogar durch die offenen Lucken in die Cabinen gelangten. Sie wurden gerne als gute Prise betrachtet und außer den wenigen, die der Doctor in seine Spiritusflasche steckte, gebraten und mit Gusto verzehrt. Am 8. Jänner passirten wir die Linie, doch fand diesmal keine Equatortaufe statt. Eine ernste Feierlichkeit hielt uns davon ab. Der Matrose Punzengruber war am Tage vorher an einem acuten Typhus gestorben und liegt jetzt auf 0° Breite begraben.

Wie es an Bord gebräuchlich ist, wurde der Entseelte nach Constatirung des eingetretenen Todes in einem auf Deck eingesetzten Boote aufgebahrt, ein Lämpchen beigestellt, und ein Posten als Leichenwache aufgeführt.

Des nächsten Morgens nähte man den Leichnam in eine Hängematte ein, diese wurde mit Ballasteisen beschwert, zum Fallreep*) gebracht, sodann mit der Nationalflagge und den Waffen des Verstorbenen geschmückt. Nun brasste man back, um das Schiff zum Stillstehen zu

*) Einschnitt in der Schiffswand, wo die Treppe angebracht ist.

bringen; der Commandant hielt an die auf dem Achterdeck verſammelte Mannſchaft eine entſprechende bündige Anrede, es wurde ein kurzes Gebet geſprochen, der Leichnam über Bord geſchoben, ihm die letzte Ehrenbezeugung durch Gewehrſalve und Horn erwieſen, ſodann vollgebraſſt und die Fahrt wieder fortgeſetzt. So einfach dieſe Ceremonie, ſo ergreifend iſt ſie; wehmüthig ſieht man den Wirbel über dem Waſſergrabe ſich ausgleichen und die Ringe in der weiten Meeresfläche ſich verlieren.

Am 13. Morgens ſichteten wir endlich die wegen ihrer üppigen Vegetation berühmte Inſel Pemba und gegen Abend Zanzibar. Da wir den Ort gleichen Namens wegen der raſch eintretenden Finſterniß nicht mehr erreichen konnten, ankerten wir vor der Inſel Tumbat und liefen erſt des nächſten Mittags im Hafen von Zanzibar ein.

Fünftes Capitel.

Zanzibar.

Allgemeine geographische Daten. — Klima. — Flora. — Fauna. — Bevölkerung. — Sklaverei-verhältnisse. — Volkstrachten. — Missionen. — Aberglaube der Zanzibariten. — Das Abedjed-spiel. — Gebräuche und Sitten der Suahesi. — Kriegsmacht, Handel und Einkünfte. — Die Helgoland in Zanzibar. — Vorstellung beim Sultan. — Beschreibung der Stadt. — Häuser der Europäer. — Häuser der Suahesi. — Negerhütten. — Kasimoja. — Reitpartie mit Hindernissen. — Besuch einer Schamba. — Beiramofest. — Schwerttanz.

Ursprünglich arabische, dann portugiesische Niederlassung, später Dependenz des Imam von Maskat ist Zanzibar jetzt ein selbstständiger Staat unter Sultanen aus dem Geschlechte derselben Imame, und besteht aus der gleichnamigen Insel, den Inseln Pemba und Mafia nebst einigen kleineren, und dem gegenüberliegenden Küstenstrich von 2° Nord- bis 10° Südbreite. Die Bevölkerung beträgt nahezu 350.000 Seelen, wovon auf die beiläufig 30□ Meilen große Insel Zanzibar 250.000 kommen. Diese ist eine Koralleninsel mit meist sandigem und nur im Innern stellenweise thonhältigem Boden. Die Erderhebungen sind nur gering und selbst der bei Dungo sich befindende Kalksteinhöhenzug erreicht nicht über 400 Fuß über dem Meeresniveau.

In Folge der Lage zwischen dem 5t. und 6t. Grade Südbreite und der Feuchtigkeit der Atmosphäre ist die Vegetation eine höchst üppige, wenn sie auch bei dem Vorherrschen der glattstämmigen Cocospalme das Auge des Europäers nicht so entzückt, als jene mancher anderen Tropenländer. Außer der erwähnten Cocospalme sind der Mango-, der Jack- und der Papaybaum, sowie die sonstigen tropischen Obstbaumgattungen

heimisch und wildwachsend, während Cassave, Reis, Kaffernhirse und in neuerer Zeit auch Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo angebaut und cultivirt werden.

Das Klima entspricht der Lage des Landes an der See, und hält sich die Temperatur durch das ganze Jahr in den engen Grenzen zwischen 25 und 34° C. Regen fällt nur während der Zenithpassage der Sonne und wird in der übrigen Zeit durch sehr starken Thau ersetzt. Wenn man hiernach den Unterschied der Jahreszeiten nicht so wie bei uns fühlt, so wird doch das Jahr durch die Monsune in zwei Hälften geschieden; in die des NO.-Monsuns, die relativ trockener und heißer, und in jene des SW.-Monsums, die feuchter und kühler ist. Im Allgemeinen fühlt der Europäer die Hitze stark und entnervend, weil eben in Folge der Feuchte der Luft eine Verdunstung nur langsam stattfindet; was man aber bei uns über die sanitären Verhältnisse Zanzibar's erzählt, ist übertrieben. Fieber herrschen dort nicht mehr als in jedem niedrig gelegenen Lande innerhalb der 40st. Breitegrade; als Tropenland kann man es sogar als gesund bezeichnen.

Die Fauna ist natürlich ganz afrikanisch; doch sind reißende Thiere nicht vorhanden, wenn man eine Gattung kleiner Wildschweine und Tigerkatzen, denen von den hiesigen Nimroden sehr gerne und eifrig nachgesetzt wird, nicht dazu rechnen will. Im Innern der Insel findet man eine Art Meerkatzen, Galago's, eine niedliche Halbaffengattung, Zwergantilopen, und eine Leguanart, hier Waran genannt, die zwar häßlich anzusehen ist, aber recht schmackhafte Eier liefert. Vögel und Insecten gibt es von mannigfaltigen Gattungen, jedoch sind sie nicht so zahlreich wie in andern Tropengegenden. Von den Myriapeden ist besonders der Hundertfuß sehr zahlreich, und wird von den Bewohnern sehr gefürchtet. Fische endlich sieht man in großer Menge und Mannigfaltigkeit, wie auch Krabben und Austern.

Hausthiere werden fast durchgehends vom afrikanischen Festlande, aus Arabien und Indien eingeführt und nicht gezüchtet, so Kameele, Zebuochsen und Kühe, Pferde, Reitesel und Hunde 2c.

Wie aus der Geschichte Zanzibar's erklärlich, ist die Bevölkerung höchst gemischten Blutes und speciell die Ureinwohner der Insel, die

Suaheli-Neger, haben eine unläugbare Beimischung arabischen Blutes. Sie sind gewöhnlich kräftig und wohlgebaut, haben eine intelligente Gesichtsbildung und eine braunschwarze Hautfarbe. Die dichtwachsenden Haare werden von den Männern kurz geschoren, während die Frauen daraus kleine Zöpfchen flechten; die Zähne sind in der Regel schön, doch vom Betelkauen röthlich gefärbt. Ueber den Charakter der Suaheli sind die Meinungen der in Zanzibar lebenden Europäer sehr verschieden. Die Mehrzahl jedoch schildert sie als gutmüthig, doch aufbrausend; als gastfreundlich und tolerant, allein auch als höchst gewinnsüchtig und lügnerisch.

Die Araber, die hier die Aristokratie bilden, sind mehr oder minder schwarz schattirt und kommen ihren reinblütigen Stammesbrüdern weder an Gestalt noch an Intelligenz gleich. Die Indier sind besonders in der Stadt Zanzibar sehr zahlreich vertreten und kommen zumeist von der Malabarküste; sie scheiden sich nach der Religion in Mohamedaner und Buddhisten. Erstere werden gewöhnlich Hindi genannt, letztere bezeichnet man speciell mit dem Namen Banyanen (Krämer), obwohl Handel als Hauptbeschäftigung beiden gemeinsam ist. Aeußerst thätig und geschickt, sowie höchst mäßig werden die Banyanen meist sehr reich, und haben daher großen Einfluß, obwohl sie wegen ihrer Feigheit verachtet werden, während die Hindi sich bei den Arabern eines besseren Ansehens erfreuen und sich auch diesen mehr assimiliren. Noch sind die Comoren und Malegassen, Bewohner von Madagaskar, zu erwähnen, die sich hier vereinzelt aufhalten, und die zwar größtentheils zur Kaffernfamilie gehören, aber dem eigentlichen Neger entfernter stehen als die Suaheli.

Die genannten Stämme bilden mit den wenigen Europäern, gegen 30 bis 40 Personen, und einigen Portugiesen aus Goa die freie Bevölkerung, die an Zahl weitaus von den Sklaven übertroffen wird. Diese sind theils in Zanzibar geboren, die sogenannten Wazalios, theils recrutiren sie sich aus allen erdenklichen Negerstämmen Ostafrika's, den Wanyca's, Wajamoesi's, Miau's und wie sie noch alle heißen mögen. Unter ihnen findet man die nahezu ebenholzschwarze Hautfarbe, das wollige Haar, die plattgedrückte Nase und den thierischen Gesichtsausdruck des westafrikanischen Negers, von dem sie sich aber durch ihre Gutmüthigkeit auszeichnen.

Die einzelnen Stämme dieser Sklaven unterscheiden sich von einander durch Einschnitte in den Backen oder an den Ohren, dann durch theilweises Abfeilen oder Ausschlagen bestimmter Zähne; doch verwischen sich diese Stammesabzeichen bei vielen Individuen, die entweder schon als Kinder ihre Heimat verlassen hatten, oder aber sonst schon lange im selben Dienste stehen. Was die Stellung und Behandlung der Sklaven in Zanzibar betrifft, so muß es selbst dem, der durch die rechtlose Stellung eines Mitmenschen auf das lebhafteste empört wird, und in Folge dessen ein warmer Anhänger Wilberforce's ist, auffallen, daß der Zustand der Sklaven hier von jenem schrecklichen Lose der westindischen Sklaven, wie es Mrs. Beecher in „Onkel Tom's Hütte" so lebendig schildert, gänzlich verschieden ist; ja man wird vielleicht nicht fehlen, wenn man den Sklaven in Zanzibar nur als eine Art Leibeigenen betrachtet. Wenn zwar er auch gekauft und verkauft wird, jetzt nicht mehr am öffentlichen Markte, sondern in einer unserem Dienstvermittlungswesen sehr nahe kommenden Weise, so bleibt ihm doch sein Selbstbestimmungsrecht bis zu einem gewissen Grade bewahrt.

Vor allem erhält er von seinem Herrn eine Bezahlung, die beim Stadtsklaven in einer gewissen Summe Geldes, und beim Landsklaven darin besteht, daß er so viel Land, als er bebauen kann, zu seinem Unterhalte zugewiesen bekommt, und seinem Grundherrn nur 5 Tage der Woche, und da zumeist nur des Vormittags Arbeit zu leisten hat. Ist dadurch jedem Sklaven das Mittel gegeben, sich mittelst seiner Ersparnisse gänzlich freizukaufen, so hat er noch ferner das gewichtige Recht, bei schlechter Behandlung seinen Herrn zu zwingen, ihn zu verkaufen.

Das so unmenschliche Trennen einer Familie durch separaten Verkauf der einzelnen Mitglieder kommt hier nicht vor, indem beim Verkaufe eines Gutes die Sklaven mit demselben losgeschlagen werden. Es gilt als Zeichen größter Armuth, überhaupt einen Sklaven zu verkaufen, dies aber mit einem am Gute selbst geborenen Wazalio zu thun, wird als entehrend betrachtet. Selbst in dem Falle, wo sich ein Sklave als unverbesserlich träge erweist, scheut man sich zum Verkaufe zu schreiten, und darf dies erst nach mehrfacher Warnung desselben geschehen.

Aus dem Gesagten ergibt sich der Zustand der Sklaven in Zanzibar als nicht so drückend, als man vielleicht anfänglich vermuthen würde. Hiezu kömmt noch, daß der Araber hier ein wohlwollender fast väterlicher Herr ist, so daß sich zwischen ihm und seinen Sklaven ein Gefühl von Familienzusammengehörigkeit bildet, das den letzteren eine Aenderung ihrer Stellung kaum wünschen läßt. In der That kommt es selten vor, daß ein Sklave sich selbst loskauft; er verwendet seine Ersparnisse eher dazu, sich selbst wieder Sklaven zu kaufen, um sein Grundstück bequemer zu bearbeiten; anderseits betrachtet man es als größte Strafe, wenn der Gutsherr einen Sklaven wegen Unverbesserlichkeit zum Verkaufe bringt.

Fast ausschließende Umgangssprache ist jene der Suaheli, eine sehr vocalreiche, wohlklingende Mundart, die, was Weichheit anbelangt, fast dem Italienischen nahekommt, und der man auch einen großen Formenreichthum nachrühmt. Am Hofe des Sultans bedient man sich noch der arabischen Sprache, allein selbe soll durch Beimengung von Suaheliworten sehr verdorben sein.

Die Kleidung der Zanzibarioten ist verschieden. Theils sieht man die Nationaltracht der Araber und Indier, die erstere von den angesehenen Suaheli angenommen, theils, und zwar in der Mehrheit zeigt sich die lustige Negertracht, bestehend aus einer kurzen Schürze bei Männern, aus einem leichten baumwollenen Ueberwurfe bei Frauen, die ihn mehr oder minder hübsch gefaltet um den Körper gewunden tragen.

Neu vom Festlande eingeschmuggelte Sklaven gehen wo möglich noch einfacher gekleidet, doch sind die Weiber nothdürftig in Lappen gehüllt, mittelst welchen sie ihre Kinder einbinden, die sie zumeist am Rücken tragen.

An den Feiertagen gehen auch die Sklaven in der Arabertracht, nämlich in einem blendend weißen Hemde, einem farbigen Gürtel und mit bunter gestickter Weste einher, während der Turban, der gekrümmte Dolch und das meist gerade Schwert, das wie ein Stock in der Hand getragen wird, ausschließendes Vorrecht des Freien bleiben. Bei den Araberinnen und Suaheli-Frauen besteht das Festcostüm in besonders reich gestickten

Gesichtsmasken mit feinem Schleier und der gewöhnlichen türkischen Tracht aus Seide. Indierinnen und Negerinnen hängen sich so viel Geschmeide an, als sie an der Nase und an den Ohren anbringen können, und dazu machen die letzteren sich oft den wunderlichsten Haarputz, der bald zwei großen gewundenen Hörnern gleicht, bald sich in eine Unzahl kleiner Zöpfchen theilt, die ihnen ein meduſenhaftes Aussehen geben.

Sklavin und Kind.

Das Färben der Augenbrauen mit Ruß ist allgemein im Schwunge, ebenso das Röthen der Nägel, bei den Sklavinnen auch noch das Bemalen des Gesichtes und der sichtbaren Körpertheile mit einer gelblichen Salbe. Letzteres geschieht nicht blos der Eitelkeit zu Liebe, sondern oft auch als Cur. Das in der Salbe enthaltene Hennahpulver soll bei Kopfweh und Fieber eine große Heilkraft entwickeln.

Bekennen sich auch die meisten Zanzibarioten zum Mohamedanismus und, wie erwähnt, ein Theil der Indier zum Buddhismus, so ist doch auch das Christenthum nicht blos durch die Wasungu*), sondern auch durch die Missionszöglinge vertreten. Diese scheiden sich in Protestanten, eigentlich Anglikaner, und Katholiken, je nachdem sie aus der englischen oder französischen Mission hervorgegangen sind. Obwohl die englische über ungleich mehr Mittel verfügt, so erfreut sie sich doch weitaus nicht des Erfolges und des Zuspruches der französischen, die nur aus dem schwachen Fonde des Ordens vom heiligen Geiste und von der propagation de la foi erhalten wird. Grund davon mag wohl vorzugsweise in der verschiedenen Ausbildungsweise der Eleven liegen, denn während die Franzosen den ihren nur die gewöhnliche Normalschulbildung geben, sodann sie aber zu tüchtigen Handwerkern heranbilden, plagen unbegreiflicher Weise die sonst so praktischen Engländer ihre Zöglinge mit manchen abstracten Doctrinen, vernachlässigen jedoch den wichtigeren Unterricht zur Erlangung eines speciellen Broderwerbes.

Zu welcher Religion sich auch die verschiedenen Bewohner Zanzibar's bekennen mögen, insgesammt haben sie nur leeres Formenwesen erfaßt und sind dem crassesten Aberglauben verfallen. Die guten und bösen Geister, Djinns genannt, spielen bei ihnen eine große Rolle. Der böse Blick, das Amulettenwesen, die Furcht vor dem „Verschreien" und wie all' die Ammenmärchen heißen mögen, die leider auch in Europa noch nicht ganz ausgerottet sind, blühen hier auf das Ueppigste.

Auch die Zukunft glaubt man in Zanzibar durch verschiedene Mittel auf die untrüglichste Weise ergründen zu können. Bald ist es ein Rosenkranz, dessen Kugelzahl bei Hersagung gewisser Formeln, ähnlich wie unsere Dorfschönen es mit den Blättern der Gänseblümchen zu thun pflegen, den guten oder schlechten Ausgang einer Unternehmung verheißen, bald sind dies Proceduren schwierigerer Natur, wozu es schon einer gewissen Erfahrung bedarf, um sie regelrecht durchzuführen. Zu letzteren gehört

*) Vielzahl von Msungu, welches in der Suahelisprache so viel wie Weißer bedeutet.

der Gebrauch des Abedjed, eines kleinen, viereckigen Lineals, das auf jeder Seite mit einem Buchſtaben bezeichnet iſt. Es wird ein Gebet geſprochen und bei dem erſten Worte, das den gleichen Anfangsbuchſtaben mit dem Wochentage hat, an welchem man das Orakel befragt, wird das Abedjed fallen gelaſſen.

Indierin im Feſtkleide.

Der Buchſtabe, der oben zu ſtehen kommt, wird abgeleſen, der Koran auf gut Glück aufgeſchlagen, und auf der ſich zur rechten Hand darbietenden Seite eine Zeile geſucht, die mit dem gefundenen Buchſtaben anfängt.

Selbe iſt der Orakelſpruch; doch wie ein ſolcher ſein ſoll, iſt deſſen Sinn oft ſehr dunkel und bedarf es vieler Klügelei, um irgend einen Zuſammenhang zwiſchen Frage und Antwort herauszufinden.

Was das geſellige Leben anbelangt, ſo exiſtirt ein ſolches nach unſeren Begriffen wie überhaupt bei den Moslems, ſo auch bei den Suaheli's

nicht. Zu Folge der vom Koran gebotenen strengen Absonderung der Frauen nehmen selbst an Familienfesten die verschiedenen Geschlechter getrennt Theil, auch sonst besuchen sich nur Männer oder Frauen untereinander und sind meist Geschäftsangelegenheiten Veranlassung zu Visiten. Aus diesem Grunde ist es den Msungu, trotz aller Gastfreundschaft der Suaheli schwer einen Einblick in das Familienleben der letzteren zu gewinnen, und hat man erst in neuerer Zeit durch die Frauen der hier lebenden Europäer, deren Gesellschaft von den neugierigen Suaheli-Damen sehr gesucht wird, Aufschluß über viele Sitten und Gebräuche im suahelischen Hauswesen erlangt.

Die Geburt eines Kindes wird nicht besonders gefeiert. Der Vater legt demselben einen beliebigen Namen bei, und überläßt es den Frauen die Erziehung bis zum siebenten Jahre zu überwachen. Nun findet beim Knaben unter großen Festlichkeiten die Beschneidung statt, sodann wird er in die Schule gesendet, im Lesen und Schreiben unterrichtet, und lernt einige Koransprüche.

Hiemit ist seine Bildung vollendet. Er wird nun in das Geschäft des Vaters eingeführt, und entwickelt sich dadurch bei ihm schon frühzeitig der Sinn für das Handeln und Feilschen, der die Suaheli von Zanzibar charakterisirt.

Bei den Mädchen ist die Erziehung noch einfacher; sie werden darin unterwiesen, was eine Suaheli-Frau vorzüglich braucht, d. h. sie werden rechtzeitig an das Nichtsthun gewöhnt. Uebrigens heiraten sie bald, meist in dem Alter von 12 bis 14 Jahren.

Die Ehen werden durch eine höchst complicirte Vermittlung geschlossen. Ein junger Mann, der sich zu verehelichen wünscht, und ein Mädchen gefunden hat, das ihm in Bezug auf Vermögens- und Familienverhältnisse convenirt, wählt einen Vertrauensmann, der beim Vater des Mädchens sich nach deren Aussehen erkundigt und gleichzeitig erforscht, wie ein Heiratsantrag aufgenommen werden würde. Ist diese Einleitung befriedigend durchgeführt, so schließt der Vertreter des Heiratscandidaten mit dem Vater der Braut ein Uebereinkommen ab, welches unserer Verlobung entspricht, und wird dies durch ein Festmahl der Vermittler

gefeiert. Wenn zwar hiedurch die Brautleute zu einander in ein Verhältniß treten, das nur durch sehr triftige Gründe anständiger Weise gelöst werden kann, so darf sich die Braut doch nur verschleiert ihrem zukünftigen Gemahl zeigen. Will dieser sich einen Begriff von ihrem Aussehen machen, so muß er seinen Vertreter befragen, welchem die Braut von ihren Eltern unverschleiert vorgeführt wird.

Ebenso ist es den unglücklichen suahelischen Brautleuten selbst in Gegenwart von Zeugen nicht gestattet, mit einander zu reden; alles was sie sich zu sagen haben, muß durch dritte Personen überbracht werden, ja selbst die landesübliche Sympathiebezeugung, das Ueberreichen von Betelrollen, darf nur durch Vermittler geschehen.

Die Hochzeitsceremonie findet gewöhnlich im Hause der Braut statt. Der Kadi nimmt dem Bräutigam in Gegenwart seiner männlichen Anverwandten das Versprechen ab, seine Frau gut zu behandeln, wendet sich dann zum Vater der Braut und vergewissert sich von dessen Einverständniß mit der Verbindung. Ist dies geschehen, so erklärt er die Ehe für geschlossen. Der junge Ehemann, der noch immer nicht das Antlitz seiner Frau kennt, wird jetzt in ein dunkles Gemach geführt, wo ihn diese umgeben von ihren Freundinnen erwartet. Geleitet von seinem Vertrauensmann legt er die rechte Hand auf die Stirne seiner Auserwählten und spricht ein dem Momente angepaßtes Gebet, womit die Ceremonie zu Ende ist und die Festlichkeiten beginnen. Je nach den Vermögensverhältnissen des Ehepaars wird durch einen oder mehrere Tage getafelt, gesungen und getanzt; auch hierbei bleiben Männer und Frauen streng von einander geschieden.

Endlich beziehen die Neuvermählten ihr Haus, das meist der Vater der Braut beistellt, während die Mitgift, das Festmahl und die Geschenke an die Vermittler vom Ehemann bestritten werden.

Stirbt ein Suaheli, so wird der Leichnam von den Verwandten gewaschen, in möglichst reiche Wäsche gekleidet und in einem zu dem Zwecke reservirten Zimmer aufgebahrt. Beim Tode einer verheirateten Frau darf der Mann an der Waschung der Leiche nicht theilnehmen, da eine Berührung derselben durch ihn als Profanation gilt. Die Familie

läßt in einer Moschee ein weißes Leichentuch weben, in dieses wird der Verstorbene eingehüllt und — nur Frauen erhalten Särge — von seinen Angehörigen zur Moschee getragen. In der Moschee wird von den Theilnehmern der Trauerfeierlichkeit ein Gebet gesprochen, und zur Stärkung Caffee herumgereicht, hierauf bewegt sich der Zug in aller Stille zum Friedhof, wo der Leichnam derart bestattet wird, daß der Kopf gegen Osten liegt.

Einige Tage nach der Beerdigung wird die Grabstätte neuerdings von den Angehörigen besucht, welche kleine, mit wohlriechenden Essenzen benetzte Steinchen darauf streuen, die symbolisch Samenkörner bedeuten, welche auf dem Grabe des Tugendhaften herrlich aufgehen sollen.

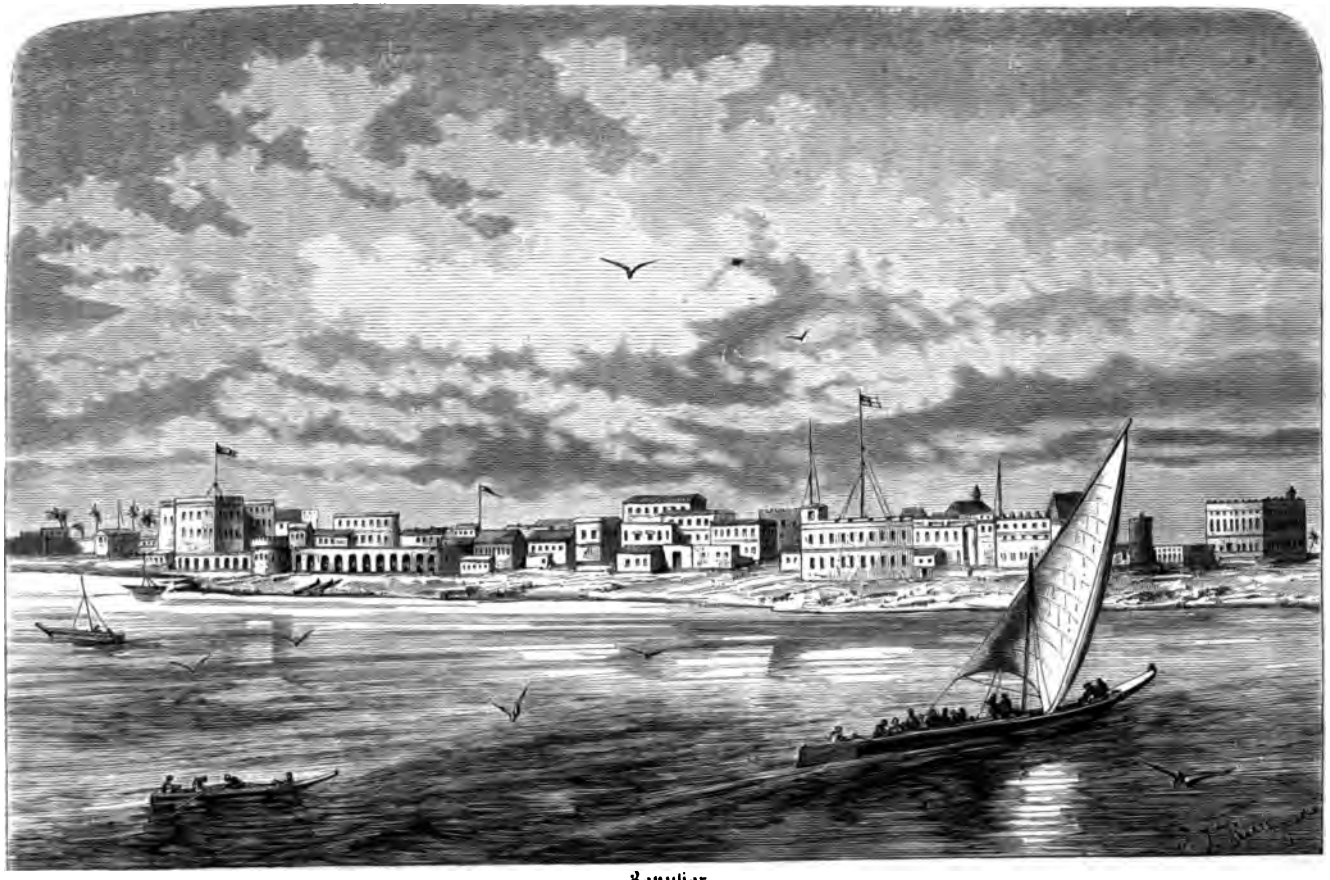
Die Regierungsform Zanzibar's ist eine absolute Despotie; doch wird bei besonders wichtigen Fragen ein Staatsrath zusammenberufen, der aus den Prinzen, den militärischen Würdenträgern und aus den angesehensten Personen der besitzenden Classe besteht, ja, es soll auch der Fall nicht selten sein, daß der jetzt regierende Sultan Sayd Bargasch einen oder den andern Msungu, zu dem er Vertrauen gefaßt hatte, um seine Meinung befragt und dieser folgt. In dem Innern der Insel tritt wohl auch hin und wieder ein Häuptling oder ein Glied der Regentenfamilie zum Sultan in das Verhältniß eines tributären Fürsten oder Scheik, doch hält er sich hier nicht lange, während auf der zu diesem Reiche gehörigen Küste des Festlandes der Gesammteinfluß des Herrschers sich nur darauf beschränkt, den stipulirten Tribut einzuheben, und dafür durch kleine Garnisonen die einzelnen Districte gegen die Einfälle wilder Negerstämme zu schützen. Im Kriegsfalle muß jeder Besitzende so viele bewaffnete Sklaven stellen, als der Sultan verlangt, und es kann so eine, wenigstens der Zahl nach imposante Heeresmacht aufgetrieben werden; im Frieden aber ist der Armeestand ein sehr geringer. Außer der Leibwache gibt es nur einige Compagnien Beludschen, circa 2000 Mann, mit alten Steinschloßgewehren armirt und englischen Ausschußmonturen nothdürftig equipirt, dann etwas Artillerie, aus Persern recrutirt. Früher hatte der Sultan mehrere Schiffe, die aber so altersschwach waren, daß der größere Theil bei einem starken Orkan im Jahre 1872 das wohlverdiente Ende fand. Gegenwärtig

besteht die ganze Kriegsmarine aus 2 bis 3 kleinen Dampfern, die zum Einheben des Zolles, zum Truppentransporte, und bis zur Ankunft einer in England bestellten neuen Yacht dem Sultan zur Ueberfahrt nach seinem auf dem Festlande gelegenen Schlosse Darra Salam dienen.

Der Handel Zanzibar's ist ein relativ blühender, und ihm verdankt nicht nur die Hauptstadt, sondern auch das ganze Reich seine Wichtigkeit. Der am Festlande gegenüber der Insel gelegene Ort Bagamoio ist der Ausgangs- beziehungsweise Endpunkt der meisten mit dem Innern Centralafrika's verkehrenden Caravanen und die Stadt Zanzibar selbst der Stapelplatz dafür. Die hier sich befindenden europäischen Kaufleute senden ihre arabischen und suahelischen Vertrauensmänner mit Tauschwaaren, meist Baumwolle, Glasperlen, Steingut, Steingewehren, Pulver u. dergl. in's Innere, und diese kehren von da mit Elfenbein, Kopal, Rindern, Ochsenhäuten, Wachs &c. zurück.

Durch die regelmäßig halbjährig wechselnden Monsune ist der Verkehr mit Arabien und Vorderindien ungemein erleichtert, und wird auch mittelst ganz unscheinbarer Küstenfahrer, Dhows und Bungalows unterhalten. Indien schickt seine Manufacturen und holt dafür ostafrikanische Erzeugnisse und blankes Geld. Der Sklavenhandel, der besonders zur Zeit des SW. Monsuns nach Arabien stattfand, ist durch das eifrige Kreuzen der englischen Kriegsschiffe auf ein Minimum beschränkt, wenn er überhaupt noch nach dieser Richtung getrieben wird.

Es gibt in Zanzibar eine Art Kopfsteuer mit 2 Thaler per Familienvater berechnet, die jedoch höchst unregelmäßig einfließt. Eine mehr sichere Staatseinnahme liefern die Zölle, die durch Pächter, meistens Indier, von in- und exportirten Waaren eingehoben werden, und die verbunden mit dem Ertrage der Krongüter und der Tribute, zu denen auch der Zollertrag einiger Küstenstädte, als Brava, Muckschida &c. gerechnet wird, jährlich die Summe von nahezu 1 Million Gulden ausmachen, und vollkommen die an und für sich geringen Staatsauslagen decken sollen. Früher mußte der Sultan von Zanzibar seinerseits wieder an den Imam von Maskat als seinen Suzerän einen Tribut von nahezu 100.000 fl. jährlich zahlen, doch hat dieses seit einigen Jahren aufgehört.



Zanzibar.

Bis vor kurzer Zeit war der österreichische Maria-Theresien-Thaler die einzige gesetzmäßig cursirende Münze in Zanzibar. Es bedurfte langwieriger Unterhandlungen seitens der Engländer und Franzosen, um auch ihren Münzen einen dem wirklichen Werthe entsprechenden Curs zu sichern, nichtsdestoweniger ist noch heutzutage der Maria-Theresien-Thaler die Rechenmünze der Suaheli und genießt ein nicht unbedeutendes Agio.

Nachdem ich nun diese allgemeinen Daten vorausgehen ließ, welche ich Herrn Consul Brenner, dem bekannten Afrikareisenden und Gefährten des Baron von der Decken, verdanke, komme ich zu meinen individuellen Erlebnissen und Wahrnehmungen. Nachdem wir den 15. Jänner Morgens von Tumbat ausgelaufen und mehrere Stunden längst der üppig bewachsenen Küste gesteuert waren, warfen wir um 1 Uhr Nachmittags vor der Stadt Zanzibar Anker. Mit Freude musterten wir die Reihen stattlicher Gebäude, die sich uns im Vordergrunde darboten; gleich der Anwesenheit mehrerer englischen Kriegsschiffe waren sie Bürgen für das Vorhandensein befriedigender Ressourcen. In der That gab uns auch Herr Brenner, welcher gleich nach unserer Ankunft an Bord kam, über diesen nach mehrwöchentlicher Seefahrt interessanten Punkt die zufriedenstellendsten Aufschlüsse.

Herr Brenner ist eigentlich mit der Führung des k. k. Consulats in Aden betraut, hat aber vor Kurzem seinen zeitweiligen Aufenthalt hieher übertragen, wo er die Geschäfte eines Triestiner Hauses besorgt, und auch schweizerische und holländische Interessen vertritt. Da in einem Lande wie Zanzibar für die Förderung unserer Handelsverbindungen die Errichtung eines stabilen Consulats wünschenswerth erscheint, so wurde unsere Corvette hierher entsendet, um sich zu vergewissern, wie weit diese Frage für Oesterreich thatsächliche Wichtigkeit hat, und um hiernach die Installirung des Consulats vorzubereiten, zu dessen Leitung Herr Brenner wohl selbstverständlich berufen sein dürfte.*)

Wer die Verhältnisse kennt, und weiß, wie solche Halbwilde als die Zanzibarioten sind, Jemanden ganz anders respectiren, wenn sie durch das

*) Leider sollte es anders kommen. Kurz nach der Abfahrt der Corvette fiel dieser allgemein geschätzte und geachtete Mann einer acuten Lungenentzündung zum Opfer.

Erscheinen eines Kriegsschiffes den Beweis erhalten, daß seine Insinuationen nöthigenfalls auch durch die entsprechende Macht unterstützt werden, der wird, abgesehen von der anerkannten Liebenswürdigkeit Brenner's begreifen, daß diesem unsere Ankunft höchst erwünscht war. Er zeigte dieses auch durch die entgegenkommendste Gastfreundschaft und durch den Eifer, mit dem er uns auf alle Eigenthümlichkeiten Zanzibar's und auf dessen Sehenswürdigkeiten aufmerksam machte, und unsere Bemühungen, uns so viel als möglich von diesen selbst zu überzeugen, auf das Bereitwilligste unterstützte.

Am Tage nach unserer Ankunft war officielle Vorstellung beim Sultan, zu welcher der Commandant den ganzen dienstfreien Stab zuzog. Wir versammelten uns im vollen Staate um 9 Uhr Morgens im Hause des Consuls, dessen liebenswürdige Gemahlin die Honneurs machte, bis ein Abgesandter des Sultans die Botschaft brachte, daß derselbe uns erwarte. Wir begaben uns nun in großer Suite, vor uns die Kawaschen mit Schwertern, zu dem Palais des Sultans, einem einfachen zweistöckigen, am Meeresstrande gelegenen Hause. Schon in einiger Entfernung vom Palais war ein Spalier von Beludschen im Festtagscostüme aufgestellt, welche die neugierige schwarze Menge von der Belästigung der neu angekommenen Wasungu abhielt, und uns die Richtung des zu nehmenden Weges zeigte. An der Schwelle des Hauses selbst empfing uns Sayd Bargasch persönlich, von den Prinzen und hohen Würdenträgern umgeben. Er ist eine hohe Gestalt mit edlen Gesichtszügen, unverkennbar von arabischem Typus, und mit glänzenden, schwarzen Haaren und gleichgefärbtem Barte. Er trug das gewöhnliche arabische, lange Hemd, über selben einen langen schwarzen Kaftan ohne alle Ausschmückung, einen Turban und eine Leibbinde von dem schönsten indischen Seidenstoffe, im Gürtel stak ein auf das Reichste verzierter krummer Dolch und die Fußbekleidung bestand aus verschwenderisch mit Gold belegten Sandalen.

Der Consul stellte den Commandanten vor, und wurde dieser vom Sultan freundlichst durch Händeschütteln begrüßt, sodann begab sich der ganze Zug hinauf in den Empfangssaal. Dieser ist eine weite Halle mit Mosaikboden, deren einzige Zierde aus buntfarbigen Glaslustern und zwei

hohen Spiegeln, und deren Einrichtung blos aus zwei Reihen schöner Bombaystühle, und in ihrer Mitte einer Art Thronsessel besteht.

Nachdem rechts vom Sultan die Prinzen und einheimischen Würdenträger, links der Consul, der Commandant und wir Andern Platz genommen hatten, fand zuerst eine Vorstellung unseres Stabes durch den Commandanten statt, und nun begann die Conversation.

Said Bargasch, Sultan von Zanzibar.

Der Sultan drückte zuerst seine Freude aus, ein österreichisches Kriegsschiff in seinem Hafen zu sehen und mit Oesterreich in nähere Beziehungen zu treten; der Commandant erwiderte natürlich auch in den höflichsten Ausdrücken, erwähnte unserer Mission, die Errichtung eines österreichischen Consulats in Zanzibar vorzubereiten, hob das Interesse Oesterreichs hervor, seinen Handel nach Ostafrika auszudehnen und beschrieb den angenehmen Eindruck, den die schöne Vegetation der Insel und der

freundliche Empfang, der uns zu Theil wurde, auf uns Alle gemacht hatte, und dergleichen. Indessen wurden Erfrischungen, insbesondere Rosensorbet und Caffee in kleinen arabischen einem Eierbecher ähnelnden Schalen herumgereicht. Nachdem noch zum Schlusse Rosenöl servirt worden war, wir damit unsere Sacktücher parfümirt hatten, und der Sultan im Verlaufe des Gespräches eine erstaunliche Kenntniß der politischen Lage Europa's an den Tag gelegt hatte, forderte er den Commandanten mit echt orientalischer Höflichkeit auf, Zanzibar während unserer Anwesenheit als österreichischen Boden zu betrachten, begleitete uns sodann die Treppe hinab, und reichte hier jedem von uns zum Abschied die Hand.

Diese bei einem orientalischen Herrscher jedenfalls ungewöhnliche Liebenswürdigkeit war abgesehen von der Sympathie, die Türken und Araber im Allgemeinen für Oesterreich haben, noch speciell einem andern Umstande zuzuschreiben. Die Engländer in ihrem lobenswerthen Eifer die Sklaverei auszurotten haben sich vor Kurzem das Recht erzwungen selbst in den Territorialgewässern Zanzibar's auf Sklavenschiffe kreuzen zu dürfen, worin der Sultan einen Mangel an Arbeitskraft befürchtend nicht nur einen immensen national-ökonomischen Schaden für sein Reich, sondern auch eine ihn empfindlichst demüthigende Einschränkung seiner Hoheitsrechte sieht. Angesichts der zahlreichen englischen Kriegsschiffe, die in seinen Hafen einlaufen und längs seiner Küsten kreuzen,*) muß er wohl um so mehr ein freundliches Gesicht zum bösen Spiele machen, als die Franzosen und Amerikaner, obwohl sie mit den Engländern in dieser Frage nicht übereinstimmen, doch diesen nicht mit Gewalt entgegentreten wollen, und sich daher während der Verhandlungs- und Entscheidungstage einfach zurückzogen, und er daraus entnahm, daß er auf sie nicht rechnen könne. Nun freute er sich mit einer andern europäischen Großmacht in nähere

*) Während unserer Anwesenheit waren drei größere englische Kriegsschiffe im Hafen, und man erwartete eben das Linienschiff London, welches die Bestimmung haben soll beständig in Zanzibar als Kasern- und Vorrathsschiff zu bleiben. Letzteres betrachtet man in Zanzibar allgemein als Zeichen, daß England mit der Zeit die Insel unter seine Botmäßigkeit zu bringen gedenkt.

Beziehungen zu treten in der freilich völlig unbegründeten Hoffnung, daß er vielleicht seinerzeit, wenn unsere Interessen in Zanzibar an Bedeutung gewonnen haben werden, in uns eine Stütze gegen die manchmal allerdings verletzenden Uebergriffe der Engländer finden könnte.

Nachdem wir nun so zu sagen in Zanzibar accreditirt waren, suchten wir durch häufige Ausflüge das Innere der Insel und die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner näher kennen zu lernen, wobei uns Herr Brenner und die übrigen hier anwesenden Europäer, darunter besonders die Herren Schriever und Ottens, Vertreter Hamburger Häuser, und der bekannte Naturforscher Dr. Hildebrandt auf das Liebenswürdigste behilflich waren.

Um der gefährlichen Mittagssonne auszuweichen ritten wir entweder des Morgens aus, rasteten während der Mittagszeit, und kehrten des Abends heim, oder wir traten unsere Excursionen erst gegen Abend an, und kehrten in der erfrischenden Nachtkühle bei Mondschein zurück. Bevor ich jedoch zur Schilderung der Umgegend übergehe, will ich noch früher im Kurzen die Stadt selber beschreiben, die schon in Folge ihrer Ausdehnung, sie zählt an 40.000 Einwohner, eine eingehendere Beachtung verdient.

Die Stadt Zanzibar liegt auf einer Landzunge, welche bei Fluth blos durch einen schmalen Weg mit der Insel verbunden ist, und besteht aus mehreren Quartieren, die einen total verschiedenen Charakter haben. Das sogenannte Europäerviertel hat höchst reinliche Steinhäuser, die theils von Europäern, theils von der arabischen Aristokratie bewohnt werden, und nebst dem Palais des Sultans fast die ganze Nordfront der Stadt ausmachen. Enge, jedoch gut asphaltirte und reine Gassen durchschneiden dasselbe. Obwohl die Europäer sich meistens nur so lange in Zanzibar aufhalten, als sie benöthigen um ein entsprechendes Vermögen zu machen, so richten sie sich dennoch sehr comfortabel ein. Die Gebäude, die sie inne haben, sind gewöhnlich Besitzthum der Handelshäuser, und gehen von einem Vertreter zum Andern über. Die Anlage des Baues verrathet portugiesisches Muster. Den reingehaltenen, gepflasterten, oft mit üppigen Pflanzen oder einem Springbrunnen gezierten Hof umschließen im Erdgeschoß die Comptoirs und Vorrathskammern. Im ersten Stock befinden

sich die hohen Wohnzimmer. Alles ist dem heißen Klima angepaßt, Strohmatten bedecken den Boden, die Möbel sind mit Bastzeug überzogen, und wird mittelst immenser Punka's, der indischen Zimmerfächer, ein kühlender Luftzug hervorgebracht. Doch der Lieblingsaufenthalt der Wasungu in den Abendstunden ist die Terrasse. Hier wird nach Beendigung des ermüdenden Tagewerkes und nach dem luxuriösen Mahle der Caffee genommen, und die Cigarre geschmaucht. Von einem hölzernen Aufbaue genießt man eine prachtvolle Rundschau über die Stadt, den Hafen und die weite See. Da wird mit dem Fernrohr ausgelugt, ob sich nicht das schon längst erwartete Schiff zeigt, oder es schweifen die Blicke über die Terrassen der benachbarten Araberhäuser, wo zumeist dunkeläugige Frauengestalten in der kühlen Abendluft lustwandeln. Jamb! (Bibi! (Gesundheit, Herrin!) heißt es: Sana, [illegible] Sana, Msungu! (Gut, Gesundheit gut, Weißer!) wird bei scheuem Umsehen zurückgeflüstert, und oft ist dies die Einleitung zu ganz romantischen Verhältnissen. Auch die bekannte Entführung einer zanzibarischen Prinzessin durch einen deutschen Kaufmann war die Folge einer solchen Dachbekanntschaft. Doch nicht immer findet sich ein englisches Kriegsschiff, welches das glückliche Paar rechtzeitig dem Zorne des Sultans entzieht. Vier Wochen vor unserer Ankunft erhielt Bibi Soleima, eine nahe Verwandte des Sultans, wegen einer ähnlichen Liebesaffaire bei Beobachtung [illegible] dem hohen Range schuldigen Formalitäten eine derartige Bastonade, [illegible] den Folgen derselben starb.

Die Häuser der reichen Araber oder Suaheli sind gewöhnlich groß und [illegible], doch meist höchst geschmacklos und unpraktisch in Bezug auf die innere Eintheilung und Einrichtung. Durch ein Vestibul mit [illegible] mit Matten belegten Banken gelangt man zu einem Hofe, der [illegible] als Waarenmagazin dient. Nur in wenigen Häusern findet man einen schönen Hofraum, der anderswo das Innere eines arabischen Hauses kennzeichnet. Dunkle enge Stiegen führen in das erste Stock [illegible] sich endlose Reihen von Gemächern der unregelmäßigsten Formen befinden. Den Mittelpunkt bildet meist ein großer Saal, der als Vereinigungsort der Familie bei feierlichen Anlässen dient. Die spärliche Einrichtung ist aus indischem und arabischem Hausgeräth zusammengestellt,

doch trifft man oft wahre Kunststücke von Holzschnitzerei darunter, die im schreienden Contraste zu den sich vorfindenden europäischen Geschirr- und Glaswaaren der ordinärsten Sorte stehen. Der Boden der Zimmer ist meist mit Strohmatten belegt, ebenso haben mitunter Thüren und Fenster Vorhänge aus feinem Baststoffe.

Schriever's Haus.

An die Europäerstadt schließt sich das Bazarviertel, von Indiern bewohnt, schon in Folge der zahllosen Verkaufsbuden mit Lebensmitteln und des beständigen Gewimmels von Menschen schmutzig und übelriechend, endlich liegt ein Fort in der Mitte der Stadt, daneben einige Kalköfen, und dann füllen elende Hütten, zwischen denen hin und wieder die freundlichen Gebäude einzelner wohlhabender Hindi hervorstehen, den Raum bis zur Landzunge aus. Dieser Stadttheil wird zunächst von Fischern, Matrosen und Sklaven bewohnt, und hier kann man die Neger der untersten Classen studiren. Tritt man in so eine Bambushütte, so findet man meistens zwei Räumlichkeiten, in deren einer sich der Feuerherd, auf dem permanent Reis gekocht wird, befindet, während die zweite durch auf den Boden liegende Strohmatten das Schlafgemach verräth. Die Hausbewohner sind freundlich,

schauen mit Verwunderung den eintretenden neugierigen Mjungu an, und machen dabei einen weitaus besseren Eindruck als die freien Fellahin in Egypten, die gewöhnlich im Schmutze ersticken. Auch ist hier das in Egypten und Arabien so lästige Betteln nicht gebräuchlich, es wird höchstens dem Begegnenden die Hand entgegengestreckt, aber wieder ruhig zurückgezogen, wenn dieser die Andeutung nicht verstehen will. Vom Nachmittag an und oft bis zum frühen Morgen hört man zum Ton eines Kuhhornes Trommeln schlagen; es ist dies die Musik zu einem Negertanze, der das Hauptvergnügen dieser Leute bildet, und Ngoma genannt wird. Wenn sie oft des Tages über die schwersten Arbeiten verrichtet haben, so sieht man sie doch des Abends bei allen denkbaren Gliederverrenkungen fast ohne Pausen so herumspringen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft, und hört wie sie dabei die gemachte Musik mit einem eigenthümlichen Geheule begleiten.*) Bei besonderen Gelegenheiten als Heiraten oder Teufelsbeschwörungen, oder an Festtagen werden von Männern und Frauen zusammen Massentänze aufgeführt, wobei sich Alle möglichst auffallend durch Tätowirung, Pelze, Schellen und Federschmuck ausstaffiren, was besonders durch den Ernst, womit das Ganze betrieben wird, einen äußerst komischen Eindruck macht, dem man ganz ungerügt Luft machen kann, da sich die Neger dadurch nicht beleidigt — ja eher geschmeichelt fühlen, und oft in das Gelächter recht herzlich einstimmen.

An öffentlichen Gebäuden besitzt Zanzibar nur einige höchst unansehnliche Moscheen. Die meisten sind dem Aeußern nach gar nicht von den kleineren Wohnhäusern zu unterscheiden, eine hat jedoch etwas größere Dimensionen und ist durch zwei kleine Minarets kenntlich. Das Innere dieser ist annähernd im maurischen Style gehalten. Zu beiden Seiten zeigen sich Gänge plumper achteckiger Säulen, die mittelst verschnörkelten Bogen die niedere Decke tragen. Die wenigen Fenster sind stark vergittert und reichen fast bis zum Boden. Letzterer ist sorgsam mit schönen

*) Ich schließe im Anhange dieses Capitels die sich stets wiederholende Melodie, von einem auf Zanzibar lebenden Engländer recht getreu in Noten gesetzt, bei.

Matten belegt, doch ist dies der einzige Schmuck des Gotteshauses; die Wände sind einfach weiß getüncht, und mit Ausnahme einer Art Kanzel sieht man keine weiteren Einrichtungsgegenstände.

Auffallend ist in Zanzibar die große Anzahl von Friedhöfen innerhalb der Stadt. Fast jede reichere Familie hat ihren eigenen Gottesacker in unmittelbarer Nähe des Hauses.

Negermusik.

Obwohl dieser Umstand dafür sprechen würde, daß man den Verstorbenen eine große Pietät bewahrt, so bekundet die Haltung der Gräber eher das Entgegengesetzte. Die rohen Grabsteine von Unkraut völlig überwuchert machen den Eindruck gänzlicher Vernachlässigung.

Ueber der Landenge, welche, wie erwähnt, die Stadt Zanzibar mit der übrigen Insel verbindet, erhebt sich das Terrain, und während längs des nördlichen Meerufers sich eine Art Vorstadt, die Ansiedlung hieher eingewanderter Malegassen, Malindi genannt, hinzieht, kommt man rechts

über eine schöne Wiese zu hübschen Gärten mit breiten Alleen, der Nasimoja (einzelne Palme), dem Hauptspaziergange der Zanzibarioten. Von da aus führen die Wege nicht nur zum indischen Friedhofe, dem Gegenstande beständiger Verehrung seitens der hier lebenden Hindi, sondern auch zu den schönen Besitzungen der reichen Einwohner, daher hier stets ein reges Leben zu finden ist. Neger, auf dem Kopfe Ladungen von Früchten, darunter die von weitem sich schon ankündigende Stinkfrucht, ziehen zur Stadt, Hindi führen am Feierabend ihre dunkeläugigen Kleinen zu den Gräbern ihrer Verwandten, Araber galoppiren in der ihnen eigenthümlichen Reitweise auf ihren kleinen Eseln ab und zu, und um das Bild noch bunter zu machen, haben die Engländer das Terrain zum Cricketspiel als geeignet erkannt, ihre Partie organisirt, und geben sich derselben mit größtem Eifer hin.

Der Name dieses Platzes „einzelne Palme" ist jetzt leider bald gerechtfertigt, da der schon früher erwähnte Orkan vom Jahre 1872 hier mehr als irgendwo gewüthet hat, und man da, wo früher ein ganzer Palmenhain gestanden haben soll, jetzt nur hie und da einen derlei Baum aufrecht stehen, dagegen den Boden mit einer Menge entwurzelter Stämme überdeckt sieht. Indessen bieten die in voller Pracht stehenden Mangobäume, die so wie die kleinern Buschgewächse dem Sturme leichter widerstanden, noch immer recht schattige Reihen, und damit dem Eingeborenen und Fremden angenehme Spaziergänge. Dem Letzteren sind sie besonders dadurch interessant, daß er hier viele tropische Früchte kennen lernen kann, da zwischen den Cassavafeldern häufig Papay- und Jackbäume gepflanzt und die nahegelegenen Felder mit Bananen und Ananasgewächsen begrenzt sind.

Ueber die Nasimoja richteten wir unsere kleinen Ausflüge gegen irgend eines der dort gelegenen vielen Landhäuser, stiegen da ab, riefen dem ersten besten Schwarzen „Lete matufu" (Bringt grüne Cocosnüsse) zu, indem wir ihm dabei eine kleine Münze reichten, und mit staunenswerther Behendigkeit kletterte er den schlanken Stamm der nächsten Palme hinauf und brachte uns die gewünschten Früchte, deren Milch mit etwas Cognac gemischt, ein sehr schmackhaftes und durststillendes Getränk gibt.

Eines Tages hatte eine sehr zahlreiche Gesellschaft sich zu einer größeren Partie zusammengefunden und versammelte sich des Morgens bei Herrn Schriever, wo man sich beritten machte. Es waren nicht genügend viele Privatpferde vorhanden und wurde daher der Marstall des Sultans, der jedem Europäer freisteht, in Anspruch genommen. Nun aber sind Pferde von dort gewöhnlich höchst karg gehalten, nach Erhalt einer guten Fütterung jedoch, wie ihnen eine solche vor einem Ausfluge gegeben wird, höchst übermüthig.

Dies gab Anlaß zu einer heitern Episode. Bei Vertheilung der Pferde erhielt Herr P. als Excavalleriſt das munterſte, die Andern nach Maßnahme der ihnen zugemutheten Reitkunſt minder lebhafte. Mr. B. aber, der noch nie auf einem Pferde geſeſſen war, das ruhigſte. Kaum hatten wir uns aus der Stadt gewunden, nicht ohne Gefahr uns ein Auge einzuſtoßen oder kleine Kinder zu überreiten, ſo wurde auf dem weichen Boden der Naſimoja in kurzen Galopp eingeſprengt. Bis dahin war alles gut gegangen, allein plötzlich wurde das — wahrſcheinlich an ſo zahlreiche Geſellſchaft nicht gewohnte Pferd des P. ſchen und ging mit ihm in die Alleen durch. Mr. B., der neben ihm ritt, mußte ihm unwillkürlich folgen und hatte nur Zeit uns zuzurufen, daß wir ſein Pferd anhalten ſollen, da er fürchte jeden Augenblick herabzufallen. Wir Andern folgten natürlich um ihm beizuſtehen, und nun ging die wilde Jagd los. Hüte flogen, Gerten entfielen den Händen und da wir zwiſchen dichten Bäumen ritten, waren wir oft in Gefahr wie Abſalon an den niederen Aeſten hängen zu bleiben. Endlich ſprang das Pferd des P. querfeldein, jenes meines Vorreiters, der ſich bis jetzt glücklich oben erhalten hatte, ſtutzte, blieb ſtehen und ich parirte ebenfalls das meine, glücklich, daß dem Mr. B. nichts paſſirt war, als er plötzlich einen kühnen Sprung aus dem Sattel in das nächſte Gebüſch machte, und uns erklärte, er habe des Reitens genug und wolle lieber zu Fuß zurückkehren. Wir Alle, der Reſt der Geſellſchaft war mittlerweile nachgekommen, konnten uns nicht enthalten, über den Vorfall herzlich zu lachen, beſonders da Mr. B. ſeinen Luftſprung damit erklärte, daß er ſchon lange ſich nach einem weichen Gebüſch zum Herabſpringen umgeſehen und ſelbes leider erſt dann

[illegible]

Askimeja in Zanzibar.

Nach diesen anfänglichen Hindernissen nahm die Excursion einen ungestörten, zufriedenstellenden Verlauf, und ein weiterer zweistündiger Ritt brachte uns zu einem, auf einer Anhöhe gelegenen Landhause, von wo wir die schönste Aussicht auf die Stadt und deren Umgebung hatten und über die schöne blaue See sogar die gegenüber liegende Küste Afrika's ausnehmen konnten. Hier schlugen wir unser Hauptquartier auf, und es wurden, da unser liebenswürdiger Hausherr das Interesse der

europäischen Touristen für tropische Vegetation kannte, nach einem exquisiten Frühstücke kleine Abstecher zu verschiedenen Pflanzungen gemacht.

Zuerst besuchten wir eine Cocospflanzung, und besichtigten die Einrichtungen, mittelst welcher alles was dieser Baum liefert in entsprechender Weise verwerthet wird, so die Oelpresse, die Bastsichtung und Bereitung von Tauen (Coir), das Schnitzen der Nüsse zu Trinkgefäßen, Zuckerbüchsen, Schöpflöffeln ꝛc. Hiernach kamen wir zu einer Schamba (Landgut oder Wirthschaft) eines wohlhabenden Arabers, wo uns die Behandlung der Reis-, Zuckerrohr- und Cassavapflanzen erklärt wurde. Die letzteren wurden uns als die Lieblingspflanzen der faulen Neger bezeichnet, da man nur einen Zweig derselben in den Boden zu stecken braucht und ohne weitere Pflege nach zwei Monaten die reife Wurzel erntet. Der Besitzer dieser Schamba, ein höchst freundlicher Mann, bewirthete uns mit Caffee und Früchten und setzte uns sogar Wermuthwein vor, was bei einem Mohamedaner wohl sehr tolerant erschien. Auch versuchten wir Betel zu kauen, und nahmen zwar die schon zubereiteten kleinen Cigaretten ähnelnden Rollen bestehend aus einem Betelblatt, in das etwas Arecanuß, Kalk und Tabak gewickelt ist, mit etwas Bedenken in den Mund, mußten aber zugestehen, daß dieses wirklich ein angenehmes, erfrischendes Gefühl erzeugt.

Nachdem wir die Mittagszeit im Landhause zugebracht hatten um der großen Hitze auszuweichen, besichtigten wir Nachmittags eine der wenigen vom Sturme verschont gebliebenen Gewürznelken-Plantagen, besuchten in der Abendkühle noch einige Punkte von landschaftlich schöner Aussicht und Gruppirung und kehrten endlich heim, wo uns schon bei Herrn Schriever ein sumptuoses Diner erwartete, und der höchst aufmerksame Hausherr uns eine freundliche Ueberraschung bereitet hatte. Er hatte nämlich das Mahl auf einem Tische serviren lassen, der kreisförmig einen mächtigen Bananenstock so umfaßte, daß dieser aus der Tafel emporgewachsen schien, und seine grünen, schöngeformten Zweige uns überschatteten. Da nun an allen Aestchen buntfärbige Lampions befestigt waren, so war der Eindruck des Ganzen höchst überraschend, und man glaubte vor einem riesigen tropischen Christbaum zu stehen.

sich die hohen Wohnzimmer. Alles ist dem heißen Klima angepaßt, Strohmatten bedecken den Boden, die Möbel sind mit Bastzeug überzogen, und wird mittelst immenser Punka's, der indischen Zimmerfächer, ein kühlender Luftzug hervorgebracht. Doch der Lieblingsaufenthalt der Wasungu in den Abendstunden ist die Terrasse. Hier wird nach Beendigung des ermüdenden Tagewerkes und nach dem luxuriösen Mahle der Caffee genommen, und die Cigarre geschmaucht. Von einem hölzernen Aufbaue genießt man eine prachtvolle Rundschau über die Stadt, den Hafen und die weite See. Da wird mit dem Fernrohr ausgelugt, ob sich nicht das schon längst erwartete Schiff zeigt, oder es schweifen die Blicke über die Terrassen der benachbarten Araberhäuser, wo zumeist dunkeläugige Frauengestalten in der kühlen Abendluft lustwandeln. Jambo Bibi! (Gesundheit, Herrin!) heißt es; Sana, Jambo Sana, Msungu! (Gut, Gesundheit gut, Weißer!) wird bei scheuem Umsehen zurückgeflüstert, und oft ist dies die Einleitung zu ganz romantischen Verhältnissen. Auch die bekannte Entführung einer zanzibarischen Prinzessin durch einen deutschen Kaufmann war die Folge einer solchen Dachbekanntschaft. Doch nicht immer findet sich ein englisches Kriegsschiff, welches das glückliche Paar rechtzeitig dem Zorne des Sultans entzieht. Vier Wochen vor unserer Ankunft erhielt Bibi Soleima, eine nahe Verwandte des Sultans, wegen einer ähnlichen Liebesaffaire bei Beobachtung aller ihrem hohen Range schuldigen Formalitäten eine derartige Bastonade, daß sie an den Folgen derselben starb.

Die Häuser der reichen Araber oder Suaheli sind gewöhnlich groß und geräumig, doch meist höchst geschmacklos und unpraktisch in Bezug auf die innere Eintheilung und Einrichtung. Durch ein Vestibul mit gemauerten, mit Matten belegten Bänken gelangt man zu einem Hofe, der zumeist als Waarenmagazin dient. Nur in wenigen Häusern findet man jenen schönen Hofraum, der anderswo das Innere eines arabischen Hauses kennzeichnet. Dunkle, enge Stiegen führen in das erste Stockwerk, wo sich endlose Reihen von Gemächern der unregelmäßigsten Formen befinden. Den Mittelpunkt bildet meist ein großer Saal, der als Vereinigungsort der Familie bei feierlichen Anlässen dient. Die spärliche Einrichtung ist aus indischem und arabischem Hausgeräth zusammengestellt,

doch trifft man oft wahre Kunststücke von Holzschnitzerei darunter, die im schreienden Contraste zu den sich vorfindenden europäischen Geschirr- und Glaswaaren der ordinärsten Sorte stehen. Der Boden der Zimmer ist meist mit Strohmatten belegt, ebenso haben mitunter Thüren und Fenster Vorhänge aus feinem Baststoffe.

Schriever's Haus.

An die Europäerstadt schließt sich das Bazarviertel, von Indiern bewohnt, schon in Folge der zahllosen Verkaufsbuden mit Lebensmitteln und des beständigen Gewimmels von Menschen schmutzig und übelriechend, endlich liegt ein Fort in der Mitte der Stadt, daneben einige Kalköfen, und dann füllen elende Hütten, zwischen denen hin und wieder die freundlichen Gebäude einzelner wohlhabender Hindi hervorstehen, den Raum bis zur Landzunge aus. Dieser Stadttheil wird zunächst von Fischern, Matrosen und Sklaven bewohnt, und hier kann man die Neger der untersten Classen studiren. Tritt man in so eine Bambushütte, so findet man meistens zwei Räumlichkeiten, in deren einer sich der Feuerherd, auf dem permanent Reis gekocht wird, befindet, während die zweite durch auf den Boden liegende Strohmatten das Schlafgemach verräth. Die Hausbewohner sind freundlich,

schauen mit Verwunderung den eintretenden neugierigen Mſungu an, und machen dabei einen weitaus besseren Eindruck als die freien Fellahin in Egypten, die gewöhnlich im Schmutze ersticken. Auch ist hier das in Egypten und Arabien so lästige Betteln nicht gebräuchlich, es wird höchstens dem Begegnenden die Hand entgegengestreckt, aber wieder ruhig zurückgezogen, wenn dieser die Andeutung nicht verstehen will. Vom Nachmittag an und oft bis zum frühen Morgen hört man zum Ton eines Kuhhornes Trommeln schlagen; es ist dies die Musik zu einem Negertanze, der das Hauptvergnügen dieser Leute bildet, und Ngoma genannt wird. Wenn sie oft des Tages über die schwersten Arbeiten verrichtet haben, so sieht man sie doch des Abends bei allen denkbaren Gliederverrenkungen fast ohne Pausen so herumspringen, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft, und hört wie sie dabei die gemachte Musik mit einem eigenthümlichen Geheule begleiten.*) Bei besonderen Gelegenheiten als Heiraten oder Teufelsbeschwörungen, oder an Festtagen werden von Männern und Frauen zusammen Massentänze aufgeführt, wobei sich Alle möglichst auffallend durch Tätowirung, Pelze, Schellen und Federschmuck ausstaffiren, was besonders durch den Ernst, womit das Ganze betrieben wird, einen äußerst komischen Eindruck macht, dem man ganz ungerügt Luft machen kann, da sich die Neger dadurch nicht beleidigt — ja eher geschmeichelt fühlen, und oft in das Gelächter recht herzlich einstimmen.

An öffentlichen Gebäuden besitzt Zanzibar nur einige höchst unansehnliche Moscheen. Die meisten sind dem Aeußern nach gar nicht von den kleineren Wohnhäusern zu unterscheiden, eine hat jedoch etwas größere Dimensionen und ist durch zwei kleine Minarets kenntlich. Das Innere dieser ist annähernd im maurischen Style gehalten. Zu beiden Seiten zeigen sich Gänge plumper achteckiger Säulen, die mittelst verschnörkelten Bogen die niedere Decke tragen. Die wenigen Fenster sind stark vergittert und reichen fast bis zum Boden. Letzterer ist sorgsam mit schönen

*) Ich schließe im Anhange dieses Capitels die sich stets wiederholende Melodie, von einem auf Zanzibar lebenden Engländer recht getreu in Noten gesetzt, bei.

Matten belegt, doch ist dies der einzige Schmuck des Gotteshauses; die Wände sind einfach weiß getüncht, und mit Ausnahme einer Art Kanzel sieht man keine weiteren Einrichtungsgegenstände.

Auffallend ist in Zanzibar die große Anzahl von Friedhöfen innerhalb der Stadt. Fast jede reichere Familie hat ihren eigenen Gottesacker in unmittelbarer Nähe des Hauses.

Negermusik.

Obwohl dieser Umstand dafür sprechen würde, daß man den Verstorbenen eine große Pietät bewahrt, so bekundet die Haltung der Gräber eher das Entgegengesetzte. Die rohen Grabsteine von Unkraut völlig überwuchert machen den Eindruck gänzlicher Vernachlässigung.

Ueber der Landenge, welche, wie erwähnt, die Stadt Zanzibar mit der übrigen Insel verbindet, erhebt sich das Terrain, und während längs des nördlichen Meerufers sich eine Art Vorstadt, die Ansiedlung hieher eingewanderter Malegassen, Malindi genannt, hinzieht, kommt man rechts

über eine schöne Wiese zu hübschen Gärten mit breiten Alleen, der Nasimoja (einzelne Palme), dem Hauptspaziergange der Zanzibarioten. Von da aus führen die Wege nicht nur zum indischen Friedhofe, dem Gegenstande beständiger Verehrung seitens der hier lebenden Hindi, sondern auch zu den schönen Besitzungen der reichen Einwohner, daher hier stets ein reges Leben zu finden ist. Neger, auf dem Kopfe Ladungen von Früchten, darunter die von weitem sich schon ankündigende Stinkfrucht, ziehen zur Stadt, Hindi führen am Feierabend ihre dunkeläugigen Kleinen zu den Gräbern ihrer Verwandten, Araber galoppiren in der ihnen eigenthümlichen Reitweise auf ihren kleinen Eseln ab und zu, und um das Bild noch bunter zu machen, haben die Engländer das Terrain zum Cricketspiel als geeignet erkannt, ihre Partie organisirt, und geben sich derselben mit größtem Eifer hin.

Der Name dieses Platzes „einzelne Palme" ist jetzt leider bald gerechtfertigt, da der schon früher erwähnte Orkan vom Jahre 1872 hier mehr als irgendwo gewüthet hat, und man da, wo früher ein ganzer Palmenhain gestanden haben soll, jetzt nur hie und da einen derlei Baum aufrecht stehen, dagegen den Boden mit einer Menge entwurzelter Stämme überdeckt sieht. Indessen bieten die in voller Pracht stehenden Mangobäume, die so wie die kleinern Buschgewächse dem Sturme leichter widerstanden, noch immer recht schattige Reihen, und damit dem Eingeborenen und Fremden angenehme Spaziergänge. Dem Letzteren sind sie besonders dadurch interessant, daß er hier viele tropische Früchte kennen lernen kann, da zwischen den Cassavafeldern häufig Papay- und Jackbäume gepflanzt und die nahegelegenen Felder mit Bananen und Ananasgewächsen begrenzt sind.

Ueber die Nasimoja richteten wir unsere kleinen Ausflüge gegen irgend eines der dort gelegenen vielen Landhäuser, stiegen da ab, riefen dem ersten besten Schwarzen „Lete matufu" (Bringt grüne Cocosnüsse) zu, indem wir ihm dabei eine kleine Münze reichten, und mit staunenswerther Behendigkeit kletterte er den schlanken Stamm der nächsten Palme hinauf und brachte uns die gewünschten Früchte, deren Milch mit etwas Cognac gemischt, ein sehr schmackhaftes und durststillendes Getränk gibt.

Eines Tages hatte eine sehr zahlreiche Gesellschaft sich zu einer größeren Partie zusammengefunden und versammelte sich des Morgens bei Herrn Schriever, wo man sich beritten machte. Es waren nicht genügend viele Privatpferde vorhanden und wurde daher der Marstall des Sultans, der jedem Europäer freisteht, in Anspruch genommen. Nun aber sind Pferde von dort gewöhnlich höchst karg gehalten, nach Erhalt einer guten Fütterung jedoch, wie ihnen eine solche vor einem Ausfluge gegeben wird, höchst übermüthig.

Dies gab Anlaß zu einer heitern Episode. Bei Vertheilung der Pferde erhielt Herr P. als Excavalleriſt das munterſte, die Andern nach Maßnahme der ihnen zugemutheten Reitkunſt minder lebhafte. Mr. B. aber, der noch nie auf einem Pferde geſeſſen war, das ruhigſte. Kaum hatten wir uns aus der Stadt gewunden, nicht ohne Gefahr uns ein Auge einzuſtoßen oder kleine Kinder zu überreiten, ſo wurde auf dem weichen Boden der Naſimoja in kurzen Galopp eingeſprengt. Bis dahin war alles gut gegangen, allein plötzlich wurde das — wahrſcheinlich an ſo zahlreiche Geſellſchaft nicht gewohnte Pferd des P. ſcheu und ging mit ihm in die Alleen durch. Mr. B., der neben ihm ritt, mußte ihm unwillkürlich folgen und hatte nur Zeit uns zuzurufen, daß wir ſein Pferd anhalten ſollen, da er fürchte jeden Augenblick herabzufallen. Wir Andern folgten natürlich um ihm beizuſtehen, und nun ging die wilde Jagd los. Hüte flogen, Gerten entfielen den Händen und da wir zwiſchen dichten Bäumen ritten, waren wir oft in Gefahr wie Abſalon an den niederen Aeſten hängen zu bleiben. Endlich ſprang das Pferd des P. querfeldein, jenes meines Vorreiters, der ſich bis jetzt glücklich oben erhalten hatte, ſtutzte, blieb ſtehen und ich parirte ebenfalls das meine, glücklich, daß dem Mr. B. nichts paſſirt war, als er plötzlich einen kühnen Sprung aus dem Sattel in das nächſte Gebüſch machte, und uns erklärte, er habe des Reitens genug und wolle lieber zu Fuß zurückkehren. Wir Alle, der Reſt der Geſellſchaft war mittlerweile nachgekommen, konnten uns nicht enthalten, über den Vorfall herzlich zu lachen, beſonders da Mr. B. ſeinen Luftſprung damit erklärte, daß er ſchon lange ſich nach einem weichen Gebüſch zum Herabſpringen umgeſehen und ſelbes leider erſt dann

gefunden hatte, als es nicht mehr nöthig war. Durch einiges Zureden gelang es uns denn doch ihn zum Weiterreiten zu bewegen.

Nicht so gut ging es aber mit P. Bei seinem Abbiegen in die Felder war er in eine Herde von Büffeln gerathen, von denen einige Miene machten den Eindringling anzugreifen. Wir wollten zu ihm, dies schien aber die wilden Thiere noch erboster zu machen, und so mußten wir einen Sklaven ihm zu Hilfe senden, der die Büffel mit Stöcken verjagte, das abgehetzte Pferd bei den Zügeln ergriff, und im Schritte uns nachführte, was dem früheren Cavalleristen nicht wenig Sticheleien und schlechte Witze eintrug.

Naſimoja in Zanzibar.

Nach diesen anfänglichen Hindernissen nahm die Excursion einen ungestörten, zufriedenstellenden Verlauf, und ein weiterer zweistündiger Ritt brachte uns zu einem, auf einer Anhöhe gelegenen Landhause, von wo wir die schönste Aussicht auf die Stadt und deren Umgebung hatten und über die schöne blaue See sogar die gegenüber liegende Küste Afrika's ausnehmen konnten. Hier schlugen wir unser Hauptquartier auf, und es wurden, da unser liebenswürdiger Hausherr das Interesse der

europäischen Touristen für tropische Vegetation kannte, nach einem exquisiten Frühstücke kleine Abstecher zu verschiedenen Pflanzungen gemacht.

Zuerst besuchten wir eine Cocospflanzung, und besichtigten die Einrichtungen, mittelst welcher alles was dieser Baum liefert in entsprechender Weise verwerthet wird, so die Oelpresse, die Bastsichtung und Bereitung von Tauen (Coir), das Schnitzen der Nüsse zu Trinkgefäßen, Zuckerbüchsen, Schöpflöffeln ꝛc. Hiernach kamen wir zu einer Schamba (Landgut oder Wirthschaft) eines wohlhabenden Arabers, wo uns die Behandlung der Reis-, Zuckerrohr- und Cassavapflanzen erklärt wurde. Die letzteren wurden uns als die Lieblingspflanzen der faulen Neger bezeichnet, da man nur einen Zweig derselben in den Boden zu stecken braucht und ohne weitere Pflege nach zwei Monaten die reife Wurzel erntet. Der Besitzer dieser Schamba, ein höchst freundlicher Mann, bewirthete uns mit Caffee und Früchten und setzte uns sogar Wermuthwein vor, was bei einem Mohamedaner wohl sehr tolerant erschien. Auch versuchten wir Betel zu kauen, und nahmen zwar die schon zubereiteten kleinen Cigaretten ähnelnden Rollen bestehend aus einem Betelblatt, in das etwas Arecanuß, Kalk und Tabak gewickelt ist, mit etwas Bedenken in den Mund, mußten aber zugestehen, daß dieses wirklich ein angenehmes, erfrischendes Gefühl erzeugt.

Nachdem wir die Mittagszeit im Landhause zugebracht hatten um der großen Hitze auszuweichen, besichtigten wir Nachmittags eine der wenigen vom Sturme verschont gebliebenen Gewürznelken-Plantagen, besuchten in der Abendkühle noch einige Punkte von landschaftlich schöner Aussicht und Gruppirung und kehrten endlich heim, wo uns schon bei Herrn Schriever ein sumptuoses Diner erwartete, und der höchst aufmerksame Hausherr uns eine freundliche Ueberraschung bereitet hatte. Er hatte nämlich das Mahl auf einem Tische serviren lassen, der kreisförmig einen mächtigen Bananenstock so umfaßte, daß dieser aus der Tafel emporgewachsen schien, und seine grünen, schöngeformten Zweige uns überschatteten. Da nun an allen Aestchen buntfärbige Lampions befestigt waren, so war der Eindruck des Ganzen höchst überraschend, und man glaubte vor einem riesigen tropischen Christbaum zu stehen.

Gegen das Ende unseres hiesigen Aufenthaltes hatten wir noch die Gelegenheit Zanzibar im Festschmucke zu sehen. Es wurde nämlich das bei den Moslems hochgehaltene Beiramsfest gefeiert. Alles kleidete sich in die besten Gewänder und suchte sich nach seiner Art möglichst zu vergnügen.

Auf der Nasimoja war ein Leben und Treiben wie an einem schönen Sommersonntage im Wiener Prater, und vor allen war es die Jugend, die sich zum Träger der allgemeinen, lauten Freude berufen fühlte. Die Kinder der höheren Classen bevölkerten die Ringelspiele und Schaukeln, ganz wie bei uns, die Negerknaben aber führten als Reminiscenzen an ihre Heimat Kriegsspiele auf. Mit Holzschwertern und Spießen, dann mit Schilden bewaffnet drangen sie ziemlich geordnet gegen einander vor, lösten sich dann zu Einzelnkämpfen auf, stürzten mit wüstem Kriegsgeschrei auf den Gegner los, wendeten sich theilweise zur Flucht, von andern verfolgt, stellten sich wieder dem unbesonnen Vordringenden, und gaben ihm, seine gegebene Blöße benützend, den entscheidenden Stoß oder Schlag, worüber der Gegner kampfunfähig erklärt, nicht mehr weiter mitkämpfen durfte.

Auch die Herrscherfamilie erschien auf dem Vergnügungsplatze und erheiterte sich an dem allgemeinen Freudenrausche. Der Sultan aber empfing hierauf die ansässigen Europäer und die Notablen der Stadt in seinem Palais, vor dem inzwischen andere Waffentänze aufgeführt wurden. Zu tactvoll abgemessenen Trommelschlägen sangen im Kreise tanzende, auf das Abenteuerlichste herausgeputzte Suri*) ernste monotone Weisen und schwangen dabei die blanken Klingen ihrer Schwerter mit bewunderungswerther Behendigkeit. Nun lösten sie sich in Paare auf, von denen immer eine Person nach dem Tacte der Musik in die Höhe sprang, und mit dem Schwerte zum Schlage ausholte, während die andere sich gleichzeitig im Knie beugte, und das Schild vorhielt um den Streich zu pariren, hierauf wechselten sie, der frühere Angegriffene wurde jetzt zum Angreifer und der Andere vertheidigte sich, worauf dann Alle

*) Araber aus Sur.

ihre Gewehre, die sie beim Tanze am Rücken hatten, in die Luft abfeuerten. Das Blitzen der Klingen, das eigenthümliche Geschrei und die gegen das Ende des Kampfes oft rasend schnelle Bewegung machen momentan den Eindruck als ob hier wirklich ein ernstlicher Streit vorfalle, während die reiche Beleuchtung, die bunte Tracht der Kämpfenden sowie der großen Zuschermenge und das ganze Exotische der Scene ein höchst interessantes Bild geben.

Da bei dem Sultan sich ein Fußübel einstellte, so sandte er seinen Bruder Nassa ben Sayd an Bord zur Erwiderung unserer Visite, eine Auszeichnung, die sonst nur Admiralen zu Theil wird. Auch die Prinzessinnen waren trotz des strengen Sultans ungemein huldvoll gegen uns. Sie erwiderten unsere beim Vorübergehen unter ihren Fenstern dargebrachten Grüße auf das freundlichste und ließen uns wiederholt ihres Wohlwollens versichern.

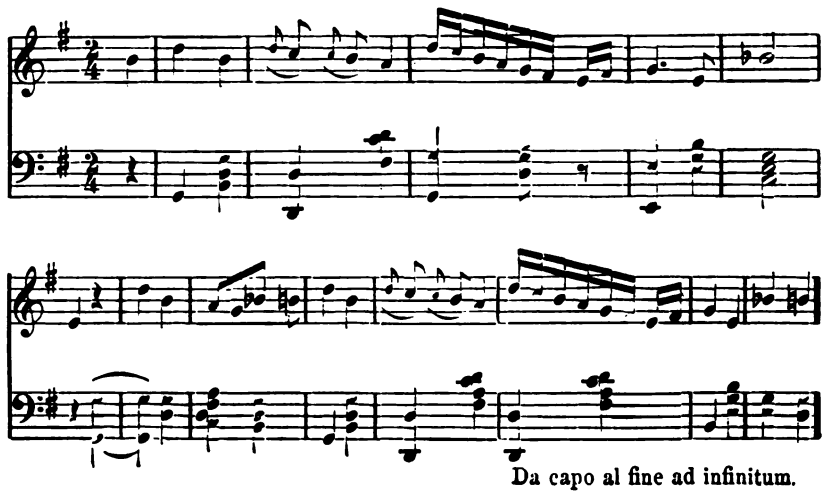
Bibi Aischa war sogar so liebenswürdig, uns zum Beiramsfeste eine Menge für uns zwar ungenießbarer, doch dafür desto bunter gefärbter Süßigkeiten an Bord zu senden.

Vor der Abreise wiederholten wir unsere officielle Aufwartung beim Sultan, und wurden wie früher von ihm sehr wohlwollend empfangen und mit Erfrischungen bewirthet. Bei dieser Gelegenheit kam der Dolmetsch, ein sicherer Mohamed ben Chamiss, der sehr geläufig englisch spricht, auch auf Wien zu sprechen und erklärte mit einiger Verlegenheit es sehr gut zu kennen. Vom Consul Brenner erfuhren wir später, daß derselbe früher als Schiffscapitän bei Gelegenheit als ein zanzibarer Kriegsschiff nach Hamburg in Reparatur geschickt wurde, Europa durchreiste, und so auch nach Wien kam. Hier gerirte er sich als Viceadmiral Sr. Majestät des Sultans von Zanzibar, logirte im Hotel Lamm, und verduftete endlich mit Hinterlassung bedeutender Schulden. Der Sultan entsetzte ihn deshalb seiner Charge, behielt ihn aber als Dolmetsch, da er ihm als solcher unentbehrlich ist.

Nachdem wir noch die letzten Tage unseres Aufenthaltes sehr bewegt zugebracht hatten, da uns noch die meisten unserer neuen Bekannten zu Gast luden, und wir die üblichen Gegeneinladungen machen mußten, dabei

auch das Vergnügen hatten, Herrn Brenner mit seiner liebenswürdigen Gemahlin an Bord zu bewirthen, machte die Helgoland am 31. Jänner des Morgens Dampf, und verließ mit unserem Consul und jenem Frankreichs, Herrn Guilois, an Bord den Hafen.

Unser nächstes Reiseziel war Bagamoio, der schon erwähnte Handelsort an der gegenüber gelegenen Festlandsküste. Hier war, so verlautete es, der Leichnam Livingstone's eingetroffen und wir hofften, mit der Corvette dessen Ueberführung nach Zanzibar bewerkstelligen zu können.



Lied der Neger in Zanzibar.

Sechstes Capitel.

Bagamoio.

Ankunft. — Empfang der Missionäre. — Leiche Livingstone's. — Besichtigung der Mission. — Organisation derselben. — Missionsschulen. — Erlegung eines Löwen. — Flußpferdjagd. — Ostafrikanische Caravanen. — Ansiedelung der Missionszöglinge.

Eine vierstündige Fahrt zwischen den zahlreichen Riffen, welche den Canal von Zanzibar für die Schifffahrt so gefährlich machen, brachte die Helgoland nach Bagamoio, doch gestattete die hier seicht verlaufende Küste nur auf beträchtlicher Entfernung vom Orte vor Anker zu gehen.

Das Bild, welches Bagamoio von See aus bietet, ist nicht besonders versprechend. Am flachen Ufer einige Hütten zwischen Cocospalmen, beiderseits davon brachliegende Felder, landeinwärts niedere Hügelketten. Wären nicht mehrere Dhows*) vor Anker, so ließe gar nichts darauf schließen, daß hier fast sämmtliche Producte Ostafrika's ihren Ausweg finden, und daß nahezu täglich reich beladene Caravanen mit europäischen Gütern zum Austausche dafür landeinwärts abgehen.

Wenn auch Bagamoio nur so zu sagen den Bahnhof Zanzibar's bildet und erst von letztgenannter Stadt die Verschiffung der Waaren en gros stattfindet, so haben sich doch hier viele Banyanen und Araber angesiedelt, welche theils Agenten Zanzibarer Häuser sind, theils auf eigene Rechnung arbeiten. Insgesammt schätzt man die Einwohnerzahl des Ortes

*) Kleine Küstenfahrer, welche den Seehandel an der ostafrikanischen Küste vermitteln.

auf nahezu 3000 Seelen. Der Sultan von Zanzibar hat hier einen Stadtcommandanten, der die Caravanen-Angelegenheiten regeln soll, auch kommt öfters im Jahre ein Dampfer her, welcher die Zollerträgnisse abholt; sonst scheint es, ist man hier am Festlande ziemlich unabhängig und dürfte sich nicht zu sehr um unbequeme Befehle aus Zanzibar bekümmern.

In Folge der günstigen Lage von Bagamoio bezüglich des ostafrikanischen Verkehrs haben die katholischen Missionäre daselbst ihre erste Station errichtet, und gedenken von dort längs der Caravanenstraße gegen das Innere des Festlandes vorzudringen.

Unsere Ankunft war der Mission einige Tage vorher durch Herrn Brenner bekanntgegeben worden, und als wir uns mit dem Boote dem Landungsplatze näherten, sahen wir uns schon von einer größeren Menschenmenge erwartet. Es waren die Brüder der Mission und ihre Zöglinge, die in dem freudigen Gefühle, Europäer in ihrem Gebiete begrüßen zu können, an den Strand geeilt waren, um uns beim schwierigen Landen in der starken Brandung behilflich zu sein. Ohne sich viel zu besinnen stürzten sich diese sonnegebräunten Gestalten im schwarzen Talare und mit weißem Korkhelme am Kopfe in den Wasserschwall, und legten eifrigst Hand an um unser Boot an das Land zu ziehen. War ihre Begrüßung schon eine an und für sich sehr herzliche, so erreichte sie doch dann den vollen Höhepunkt von Enthusiasmus, als es sich nach einigen Präliminarien herausstellte, daß die meisten der Brüder obwohl dem französischen Orden angehörig Süddeutsche waren, und mit uns seit langen Jahren wieder ihre Muttersprache reden konnten. Wir wurden wie im Triumphe zur Mission geführt, wobei die guten Leute es durchaus haben wollten, daß wir ihre Maulthiere benützten, während sie und die schwarze jugendliche Schaar zu Fuß nebenher zogen. Bei den Pforten der Niederlassung bewillkommnete uns der Rest der Missionäre, sodann wurden wir in das dem Klima entsprechende, laubenartige Refectorium geführt, wo uns ein heimisches Mahl erwartete. Nun löste sich vollends jeder Zungenzwang, und wir hatten vollauf zu thun, die begreifliche Neugierde der würdigen Brüder zu befriedigen und sie von allen neueren Vorgängen und Zuständen in Europa in Kenntniß zu setzen.

Nachdem wir den ersten Anlauf in dieser Richtung bestanden hatten, kam der Zweck unseres Hieherkommens zur Sprache. Wir erfuhren nun, daß die Leiche Livingstone's in Folge der Erkrankung der Träger unmöglich vor 2—3 Wochen in Bagamoio anlangen könne, somit uns, die wir nur wenige Tage sparen konnten, die Ehre entgehen müsse, die letzten Ueberreste dieses unermüdlichen Pionniers der Wissenschaft nach Zanzibar zu bringen. Die guten Missionäre bestürmten hierauf den Commandanten, wenigstens so lange mit dem Schiffe in Bagamoio zu verweilen, als für uns nöthig wäre, um eine wohlorganisirte Flußpferdjagd zu unternehmen. Der Commandant gestand einen dreitägigen Aufenthalt zu, und es wurde jetzt das Nähere besprochen. Ein Theil der Jäger sollte in Booten den Kinganifluß hinaufrudern, eine zweite Partie zu Lande von der Mission aus vordringen, beide hätten sich an einem entsprechenden Orte zu vereinigen, gemeinschaftlich zu jagen, und dann bei Wechsel der Routen rückzukehren.

Am nächsten Morgen wurde in aller Frühe aufgebrochen. Die eine Partie fuhr mit zwei Booten — unsere schnell laufende Dampfbarkasse konnte leider der hohen See wegen nicht benützt werden — nach dem Kingani, die zweite Hälfte landete in Bagamoio. Ich schloß mich der letzteren Partie an. In Folge der zahlreichen Windungen des Flusses hatten wir einen bedeutenden Vorsprung vor den Booten; wir beschlossen daher unsere Tour erst gegen Abend anzutreten und den Tag mit einer eingehenden Besichtigung der Mission auszufüllen.

Es dürfte hier am Platze sein, einige Andeutungen über die Organisation derselben zu geben. Die Ansiedlung in Bagamoia wurde im Jahre 1868 vom französischen Orden des heiligen Geistes gegründet und ist eine Zweiganstalt der katholischen Mission in Zanzibar, die sich schon aus dem Jahre 1860 datirt. Das Missionspersonale ist auf zwei Priester sechs Laienbrüder, eine Aebtissin und zwölf Schwestern festgesetzt und das Etablissement derart angelegt, daß 200 männliche und 200 weibliche Negerkinder daselbst auferzogen werden können. Die Zöglinge recrutiren sich meist aus den von Kriegsschiffen aufgebrachten Sklavenschiffen; neuester Zeit finden sich auch Eltern aus der Küstenbevölkerung, welche, die

Segnungen der Institution erkennend, ihre Kinder aus eigenem Antriebe hineingeben. Diese werden im Lesen, Schreiben, in der Religion, sowie in einem Handwerke unterrichtet und sind nach Beendigung der Schule vollkommen Herren ihres Schicksals. Um jedoch christliche Familien heranzuziehen erhalten absolvirte Zöglinge, die ein ebenfalls in der Mission erzogenes Mädchen zur Frau nehmen, ein Stück Grund in der Nähe der Mission zur unentgeltlichen Benützung. Diese Einrichtung hat den gewünschten Erfolg, und ist derart eine für den kurzen Bestand der Mission verhältnißmäßig große Ansiedlung von vierzig Familien entstanden. Gegenwärtig beläuft sich der Stand der männlichen Zöglinge auf 160, der weiblichen auf 100 Personen, beide Zahlen wachsen jedoch von Jahr zu Jahr und dürften bald die präliminirten Ziffern erreichen. Hiernach wird zur Gründung einer zweiten, mehr gegen das Innere zu gelegenen Niederlassung geschritten werden.

Dies vorausgeschickt gehe ich zur Schilderung des Etablissements selbst über, welches wir unter Führung des Frère Oscar, eines wackeren Rheinländers, in Augenschein nahmen. Vom Meeresufer führt eine lange Cocospalmenallee dahin, und präsentirt sich eine nette kleine Kirche mit einem dünnen Glockenthurm als Mittelpunkt des Ganzen. Der Häusercomplex zur Linken dient zur Unterkunft der weiblichen Zöglinge; da regiert die strenge Aebtissin. Wenn auch hier nicht von Galanterie geredet werden kann, so ist doch gewiß, daß dieser Theil der Mission viel bequemer, ja verhältnißmäßig luxuriös eingerichtet ist im Vergleiche zu den rechtsliegenden Wohnlichkeiten der Brüder und der männlichen Jugend. Wir wandten uns zuerst den Letzteren zu.

Wenige Schritte durch den sorgsam gepflegten Garten brachten uns zu einem der niederen Häuser, aus welchen ein bienenschwarmartiges Gesumme ertönte. Bei unserem Eintritte in das Schulzimmer, als solches durch die lange Reihe von Bänken und die große Tafel nicht verkennbar, verstummte das Geräusch, und wir erfuhren vom dirigirenden Bruder, daß wir uns in der untersten Classe befänden, wo den Kleinen die ersten Anfangsgründe des Lesen und Schreiben beigebracht werden. In der That hatten die schwarzen Schuljünger Theken vor

sich, in denen sie das laut hergesagte ba, be, bi, bo, bou, in seltsamen Hieroglyphen zu Papier brachten. Es war wirklich ein ungewohnt komischer Anblick, diese kleinen kohlschwarzen Teufelchen mit der weißen Kielfeder hinter dem Ohre und mit den glotzenden Augen, die mit Verwunderung den Bewegungen der Messieurs autrichiens folgten. Uebrigens schienen sie recht intelligent zu sein, was auch der Lehrer bestätigte, dem es möglich ist, sie schon nach kurzer Zeit der zweiten Classe zu übergeben. Anderthalb bis zwei Jahre ist die Durchschnittszeit, in welcher die Knaben Lesen und Schreiben lernen. Uebrigens steht die Auffassung derselben weniger zu ihrem Alter, als zu ihrer Abstammung in inniger Beziehung, und Zöglinge aus den Stämmen vom Innern des Landes stehen bedeutend hinter jenen von der Küste zurück. Selbstverständlich wird dieser Verschiedenheit Rechnung getragen, und man verwendet fähigere Zöglinge zum ersten Unterricht der minder intelligenten Cameraden. In separaten kleinen Hütten sah man oft einen kleinen kaum drei Schuh hohen Wollkopf, der mit gestrenger Miene ein Stäbchen auf der Tafel herumwandern ließ, und dem schon ganz ausgewachsene Jungens antworteten.

In dem höheren Jahrgange, den wir zunächst besuchten, wird schon mehr Gewicht auf die Deutlichkeit der Schrift und auf die Rechtschreibung gelegt; in einer weiteren Abtheilung sahen wir die Zöglinge sogar mit ganz erklecklichen grammatikalischen Aufgaben beschäftigt.

Nach den Schulhäusern besichtigten wir die Schmiede, die Tischlerei, die Sattlerwerkstätte und die Töpferei; überall fanden wir zweckmäßige Einrichtungen und erstaunliche Leistungen. Als Beweis für Letzteres mag gelten, daß man eben vor Kurzem ein großes zweistöckiges Haus als Schulgebäude für die Mädchen baute, und die ganze Einrichtung desselben in der Mission erzeugt wurde.

Unser nächstes Ziel waren die Schlafräumlichkeiten der Zöglinge. Diese sind große Säle, wo die Kleinen auf hölzernen Pritschen schlafen, — aus Reinlichkeitsgründen zieht man diese jeder weicheren Lagerstätte vor — auch sind daselbst Fächer zur Aufbewahrung ihrer bescheidenen Habseligkeiten angebracht.

Anstoßend an den Schlafsälen befinden sich die Eßzimmer. Hier kochen die älteren Zöglinge das einfache Mahl, zumeist Reis oder Manioc, und zu den drei Speisezeiten wird hier auf Zinn- und Eisengeschirr getafelt. Die Eßstunden, sowie überhaupt die ganze Stundeneintheilung in der Mission sind dem Klima angepaßt und wie es scheint höchst zweckmäßig.

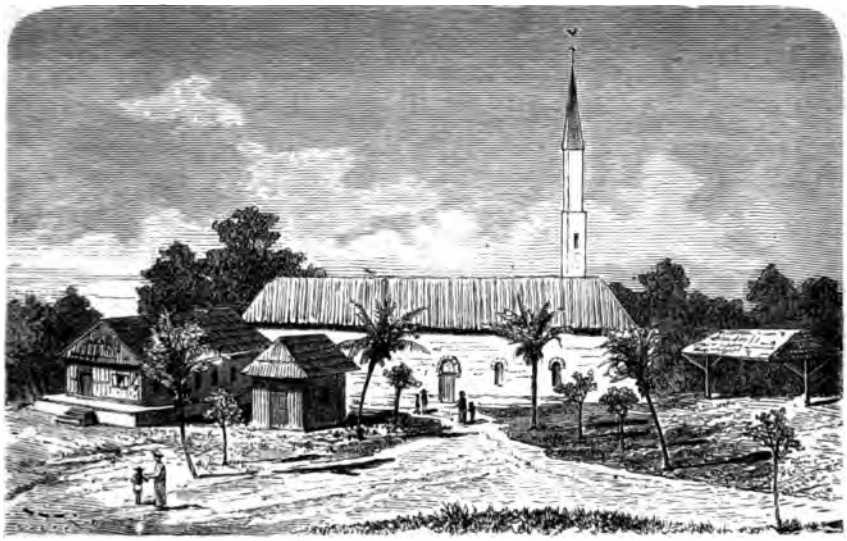
Um vier Uhr des Morgens wird aufgestanden, am Felde gearbeitet, hierauf um 7 Uhr gefrühstückt; die Schule beginnt um $8^1/_2$ Uhr und dauert bis 11 Uhr. Nun wird zu Mittag gegessen, hierauf Ruhe bis 2 Uhr, von 2 bis 4 Uhr erneut Schulunterricht, sodann Feldarbeit bis 6 Uhr, nun wird das Abendmahl eingenommen und um $7^1/_2$ Uhr zu Bette gegangen.

Höchst einfach und dabei zweckentsprechend ist die bescheiden große Missionskirche. Ein Unterbau aus Stein trägt ein Blechdach derart, daß die Luft frei circuliren kann. Im Innern kahle weiße Wände und als ganze Einrichtung ein prunkloser Altar, rohgezimmerte Bänke und ein Harmonium. Färbige Fenstergläser versetzen aber das Ganze in ein ernststimmendes bläuliches Licht und geben ihm so ein kirchliches Aussehen. Bei unserem Eintreten spielte gerade ein Negerknabe mit vielem Ausdrucke auf dem Harmonium; doch soll dieser eine seltene Ausnahme sein, und klagten die Missionäre über den fast gänzlichen Mangel an musikalischem Gehör bei den meisten Zöglingen, wodurch die Organisation eines Kirchengesanges unmöglich sei.

Wir gelangten nun zu den Pavillons der Mädchen. Die Aebtissin, eine würdige Dame von edlen Gesichtszügen empfing uns in ihrem elegant eingerichteten Salon mit großer Liebenswürdigkeit. Ihr gewähltes Französisch, sowie ihre Manieren bekundeten eine feine Erziehung; in der That erzählte man uns später, daß sie einer der ersten Familien der Insel Bourbon angehöre und erst seit Kurzem in dem schweren Missionsberufe traurige Familienverhältnisse und tiefes Herzleid zu vergessen suche.

Mit großer Bereitwilligkeit wurde uns gestattet auch die Schulzimmer der weiblichen Jugend zu besuchen. Hier lehrt man wie bei den Knaben Lesen, Schreiben, Religion und etwas Geographie, außerdem statt

der Feldarbeiten, weibliche Handarbeiten. Die kleinen Mädchen waren einfach jedoch geschmackvoll in europäischer Weise gekleidet, und machte dies hier, in einem Lande, wo sonst Kinder selbst bis zu einem fortgeschrittenen Alter nur in sehr primitivem Costüme einhergehen, einen doppelt angenehmen Eindruck. Auch in ihrer ganzen Haltung kennzeichneten sich die Früchte der Erziehung, und abgesehen davon, daß die Zöglinge mehr Reinlichkeitssinn an den Tag legten als ihre Stammesgenossinnen außerhalb, wußten einige sich sogar mit vielem Anstande zu bewegen.



Missionskirche in Bagamoio.

Nachdem uns zu Ehren einige Gedichte aufgesagt, verschiedene Strümpfe producirt und die Lage Oesterreichs etwas vage bezeichnet wurde, bewunderten wir noch den schönen Garten der Aebtissin und kehrten mit dem besten Eindrucke von dem wirklich ersprießlichen Wirken auch dieses Theils der Anstalt zum Frère Oscar zurück. Dieser erwartete uns außerhalb des geheiligten Rayons der Aebtissin und brannte vor Ungeduld uns das Naturaliencabinet zu zeigen, welches hauptsächlich seiner Thätigkeit die Existenz verdankt.

Hier sahen wir Sachen um die gar manches derlei Cabinet in Europa diesem neidisch sein dürfte; so ein vollständiges Hippopotamus-

Skelett, Rhinocerosschädel, ungeheure Elephantenzähne, tropische Käfer und Schmetterlinge, Schlangen und was uns am meisten interessirte, das schöne Fell eines außerordentlich großen Löwen, der einige Tage vor unserer Ankunft in der Mission erlegt worden war. Dieser Löwe hatte schon längere Zeit die Gegend um Bagamoio unsicher gemacht, viel Vieh zerrissen, ja sogar einige Menschen getödtet und letztere Zeit auch des Nachts die schlecht verwahrten Schweinsställe der Mission besucht. Durch das Geheul der Schweine aufmerksam gemacht waren Frère Oscar und ein anderer beherzter Bruder schon einige Male ausgezogen um ihn zu schießen, allein sie kamen immer zu spät, und mußten daher zur List Zuflucht nehmen um das Thier zu erlegen. Der König der Thiere hat nämlich neben andern edlen Eigenschaften auch jene der Beständigkeit in so hohem Maße, daß wenn er ein Thier zerreißt und es nicht auf einmal verspeisen kann, den Rest oft mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten wieder aufsucht, bevor er ein anderes Opfer mit seinem königlichen Appetite beehrt. Davon wohl unterrichtet traf Frère Oscar entsprechende Vorkehrungen.

In dem Schweinsstalle wurde eine feste, mit Gittern und mit einer Fallthüre versehene Kammer gezimmert. Sodann brachte man eine alte Kuh zu den Schweinen in der Voraussetzung, daß sie der Löwe den Letzteren vorziehen würde. In der That fand man selbe des Tags darauf zerfleischt, und nun wurden die Ueberreste als Lockspeise in der Falle hinterlegt. Ein hohes Gerüst von Baumstämmen diente als gesicherter Beobachtungspunkt, und hier erwarteten die beiden Missionäre die Ankunft des Löwen. Wie gewöhnlich war es gegen Mitternacht, als sich ein entsetzliches Gewinsel der Schweine vernehmen ließ, bald ertönte jedoch auch das Gebrülle des Löwen, das nach und nach sich zu einem erschütternden Wuthgeheule steigerte.

Wenn demzufolge es wahrscheinlich erschien, daß der Löwe in der Falle war, so gehörte immerhin Muth dazu, auf die Gefahr eines furchtbaren tête-à-tête hin, sich in den engen und dunkeln Stall zu wagen und von dort in die Kammer zu feuern. Dem Gefährten des Frère Oscar war diese Aufgabe zu stark, und so blieb dem Letzteren allein die Ehre

das Thier, welches bei ſeinem Anblicke wüthend auf die Wand ſprang, ſo daß dieſe in Trümmer zu gehen drohte, mit einem Schuſſe erlegt zu haben. Mit vielem Intereſſe hörten wir noch weitere Jagdgeſchichten, bis endlich die Mittagsglocke ertönte.

Miſſionär als Jäger.

Wir wurden zu einem reichen Mahle geführt, das uns zu Ehren größtentheils aus vaterländiſchen Gerichten beſtand. Auch der Miſſionskeller leiſtete das Beſte in franzöſiſchen Weinen. Nach der Mahlzeit wurde der außerordentlichen Hitze wegen, die Sonne brannte faſt ſenkrecht auf uns nieder, eine kleine Sieſta gehalten, und ſodann nach entſprechender Bewaffnung und Approviſionirung aufgebrochen. Unſer Weg führte zwiſchen den Reis- und Cocospflanzungen der Miſſion zu den Ufern des

Kingani, welche mit dichtem Baumwuchs bedeckt sind, und wo eben nur der Caravanenweg, den wir benutzten, gangbar ist. Gigantesk Affenbrod- und Mangobäume, sowie üppiges, grünes Strauchwerk von uns ungewohnten Formen fesselten vorzüglich unsere Blicke, dabei war im Gegensatz zu den stillen Hainen Zanzibar's hier alles voll Leben und Bewegung. Da gab es ein Zwitschern und Schreien, ein Geschwirre und Gesumme; Vögel aller Farben, buntschimmernde Insecten und Flügler flatterten und bewegten sich nach allen Richtungen; endlich hörte man hie und da das dumpfe Schnauben von Flußpferden, von denen wir jeden Augenblick frische Spuren fanden.

Nach dreistündigem Marsche langten wir an jenem Theile des Flusses an, wo die Caravanen zu übersetzen pflegen, und befanden uns somit am verabredeten Einstellungsorte. Wir lagerten an einer geeigneten Stelle um ein rasch mit dürrem Laubholze gemachtes Feuer und harrten so der Ankunft der Boote. Selbe ließen nicht lange auf sich warten. Die einbrechende Nacht traf die ganze Gesellschaft um das Feuer vereinigt, mit Interesse den Bewegungen des Frère Oscar folgend, der als praktischer Waidmann mit kundiger Hand eine Ziege am Spieße briet. Nachdem allerseits dem sehr starken Appetite genüge geleistet war, und auch der mitgebrachte Oesterreicherwein die Runde gemacht hatte, erzählte man einander die gegenseitigen Erlebnisse. Die Bootspartie hatte viele Flußpferde gesehen, auch auf selbe gefeuert, manchen fast geradezu in den offenen Rachen, jedoch keines erlegt, wenigstens sich nicht davon überzeugt. Da nämlich selbst ein tödtlich verwundetes Flußpferd gleich nach Erhalt der Wunde untertaucht und erst nach geraumer Zeit, meist stromabwärts, todt auf die Oberfläche kommt, so konnten sie nicht ohne bedeutenden Zeitverlust jene Thiere verfolgen, bei denen eine derartige Verletzung wahrscheinlich erschien. Meistens jedoch werden die todten Körper an die Ufer geschwemmt, und so durften wir hoffen, bei der Rückkehr die allenfällige Jagdbeute einzuheimsen.

Es war mittlerweile spät geworden; das Gezwitscher und Gesumse im Walde verstummte, und eine leichte Erhellung des östlichen Himmels ließ auf baldigen Mondaufgang schließen. Dies war der Moment auf den Anstand zu gehen.

Unter Führung des oft erwähnten Missionärs brachen wir in aller Stille auf und schlichen gegen jene Uferstelle, wo nach der Erfahrung desselben und nach den zahlreichen Spuren anzunehmen war, daß die Flußpferde vorzugsweise ihre nächtlichen Spaziergänge zu den Zuckerfeldern und Weideplätzen unternehmen. Bei genauer Untersuchung der Spuren ergab sich auch die Nähe von Wildschweinen, sowie einer Tigerkatze, und war wohl das Interesse der ganzen Gesellschaft auf das höchste erregt, als man uns der Reihe nach mit der Weisung postirte, ja recht schußbereit zu sein, da das Wild jeden Augenblick zu gewärtigen sei.

Es war nicht ohne poetischen Reiz so im Gebüsche versteckt zu liegen, lautlose Stille ringsumher, nur zeitweise ein Plätschern im nahen Flusse; der prachtvollste Sternenhimmel nur hie und da durch das dichte Laubwerk sichtbar, während der gerade aufgehende Mond die ganze Scenerie in eine geisterhafte Beleuchtung versetzte und durch die langen Schatten, die er hervorrief, belebte. Horch! Da rührt sich etwas im Gebüsche; man hört ein Schnauben, hierauf wieder Ruhe, nur durch das Knacken der Gewehrhähne unterbrochen. Endlich knittert es wieder zwischen dem Gesträuche, man kann deutlich den plumpen Tritt mehrerer Thiere unterscheiden, schon scheint es, daß sich eines derselben der Lichtung zu bewegt — da fällt plötzlich ein Schuß, ein immenses Getrampel und Schnauben — hierauf Geplätscher und lautlose Ruhe wie früher. Ein allzuhitziger Jäger konnte den Augenblick nicht erwarten, wo uns die Flußpferde auf annehmbare Distanz gekommen wären, und hatte durch seine Voreiligkeit die ganze Jagd verdorben. Obwohl wir noch zwei Stunden im Anschlag lagen, kam uns nichts mehr zu Gesicht, und mit Ausnahme eines dumpfen Gebrülles, welches Frère Oscar einem Krokodile zuschrieb, und des entfernten Schakalgeheuls ließ sich auch nichts weiteres vernehmen. Etwas ungehalten über den, der uns den ganzen Spaß verdorben hatte, begaben wir uns nun zu den Booten, wo wir ein zwar hartes und beengtes, aber bei unserer Müdigkeit immerhin herrlich erscheinendes Lager fanden.

Des nächsten Morgens wurde frühzeitig aufgebrochen und weiter stromaufwärts gerudert. Bei dieser Gelegenheit sah man jeden Augenblick die plumpen Köpfe von Flußpferden erscheinen, wie dieselben um Luft zu

schnappen auftauchten und dabei einen grunzenden gutturalen Laut ausstießen, allein obgleich sie sich oft unmittelbar beim Boote zeigten, gelang es doch nicht eines der Thiere derart zu verwunden, daß wir des Eintretens seines Todes gewiß wurden, und es sich daher verlohnt hätte dasselbe stromabwärts zu verfolgen. Dieses fruchtlosen Schießens müde, verließen einige von uns, darunter auch ich, wieder die Boote. Wir fielen jetzt zu Fuße längs des Ufers streifend über die arme Vogelwelt her und füllten auch richtig unsere Jagdtaschen mit allerhand bunten Vögeln, worunter auch beträchtlich große Turteltauben. Stolz auf diesen Beitrag zum Mittagsmahle schlugen wir den Weg nach der Mission ein. Die Boote waren mittlerweile auch umgekehrt und hatten mit den erpichten Hippopotamusjägern die Heimfahrt stromabwärts angetreten.

Wir hatten noch nicht den Caravanenweg erreicht, als wir Stimmenlärm, Kuhhörnerschall und Getrommel hörten. In der Nähe angelangt, zeigte sich als Ursache desselben eine vorbeiziehende Caravane. Ich muß hier aufmerksam machen, daß die ostafrikanischen Caravanen nicht mit jenen von Egypten und Kleinasien verwechselt werden dürfen. Während diese aus einer Anzahl von Lastthieren bestehen, die von Menschen getrieben, Waaren transportiren, so sind in Ostafrika die Menschen selbst diejenigen, welche die Waaren schleppen, und es reisen nur hie und da reiche Kaufleute oder Reisende zu Esel mit.

Die Caravane, mit welcher wir zusammentrafen, war eine kleinere ihrer Art. Sie zählte beiläufig siebzig Personen, wovon wieder höchstens vierzig beladen waren; der Rest bestand theils aus Weibern, theils aus bewaffneten Aufsehern und zufällig Mitreisenden. An der Spitze marschirte der Führer, Kiramgozi genannt, mit einer rothen Fahne in der Hand, Kopf und Körper mit Affenfellen und rothen Lappen auf die possierlichste Weise aufgeputzt. Ihm folgte eine Art Musikbande, zwei bis drei ebenfalls höchst drollig angezogene Burschen mit Trommeln und Kuhhörnern, sodann im Gänsemarsch die Träger, die sogenannten Pagazi. Selbe hatten die Waaren in festen Packeten von 60—70 Pfund Schwere vertheilt, von denen je eines von einem Manne mittelst einer angeschnürten Holzgabel bald auf dem Kopfe bald auf der Schulter getragen wurde. In

der freien Hand trugen die Pagazi Spieße und Bogen oder auch Hausgeräthe. Die Weiber waren mit Kochgeschirr beladen, einige hatten auch ihre Säuglinge in der bei den Negern gebräuchlichen Weise am Rücken eingebunden, andere führten drei bis vier Jahre alte Kinder an der Hand. Neben der Caravane ging ein mit Thierhäuten und Schellen besonders reich behängter Neger, der sich ungemein lebhaft geberdete und wahrscheinlich der Spaßmacher der Expedition war. Die Caravane war diesen Morgen von Bagamoio aufgebrochen und brachte Baumwollstoffe, Messingdraht und Glasperlen als Kaufpreis für Elfenbein nach dem Innern. Daß bei der übergroßen Hitze selbst die Eingeborenen, besonders wenn sie derart bepackt sind, nicht lange marschiren können, ist gewiß, und wenn man auch gewöhnlich rechnet, daß eine Caravane eine halbe deutsche Meile in der Stunde macht, so sieht man es schon als ein gutes Tagwerk an, — es wird nur des Morgens marschirt, — wenn zwei Meilen zurückgelegt werden.

Nachdem wir nicht ohne Interesse den Zug bei uns vorbeidefiliren gelassen hatten und auch unsererseits Gegenstand der Neugierde gewesen waren, machten wir uns ernstlich auf den Heimweg, denn die Sonne stand schon hoch am Himmel, und wenn wir auch mit entsprechenden Kopfbedeckungen versehen waren, so ist es doch für einen Europäer nie rathsam sich der Mittagssonne unter den Tropen auszusetzen. In der Mission angelangt, besuchten wir noch die Ansiedlung der verheiratheten Zöglinge. Wir fanden daselbst einen auffallenden Unterschied mit dem Leben in andern Negerdörfern. Es herrschte hier in den einzelnen Hütten eine Reinlichkeit und Ordnung, die jene der Bauernhäusern in manchen unserer Provinzen übertrifft, und wenn die Missionäre auch sonst keinen Dank für ihre ausgezeichneten Leistungen finden sollten, so muß ihnen doch dieser sprechende Beweis des außerordentlichen Erfolges ihres menschenfreundlichen Wirkens schon eine große Befriedigung gewähren. Nach dem Mahle und der obligaten Siesta wurde ein Spaziergang nach Bagamoio gemacht um Negerwaffen einzukaufen.

Der Ort selbst bietet kein besonderes Interesse und besteht aus einer Menge unansehnlicher Hütten, die im bunten Durcheinander einige größere

Gebäude und Waarenmagazine umschließen. Mit Leichtigkeit verschafften wir uns um wenig Geld Bogen, Pfeile, Spieße, Schilde und dergleichen mehr und begaben uns hierauf von der Mehrzahl der Brüder begleitet an Bord.

Die größte Freude verursachte den Missionären, sowie den Zöglingen, die auch mit dem Missionsboote gekommen waren, eine nähere Besichtigung der Helgoland. Besonders interessirte sie die Maschine, welche gerade probirt wurde, wie dies stets vor dem Auslaufen eines Schiffes geschieht. Für die kleinen Schwarzen war dieses natürlich schon gar ein großes Wunder.

Ansiedlung der Zoglinge.

Wir waren schon vollkommen dampfklar, und die guten Leute konnten sich noch immer nicht von uns trennen. Endlich, nicht ohne Thränen in den Augen, wurde Adieu gesagt, ihr Boot, in welches wir mittlerweile österreichische Weinproben für den Missionskeller, einen Werndlcarabiner für Frère Oscar, sowie andere Geschenke für die Uebrigen gebracht hatten, stieß ab, indeß gleichzeitig die Helgoland sich mit voller Kraft in Bewegung setzte.

Siebentes Capitel.

Nossi-Beh.

Wetter im Canal von Mozambique. — Ankunft in Helville. — Mißverständniß wegen der Flagge. — Helville. — Duani. — Ausflug nach Amburunu. — Kafferulanze. — Baum des Wanderers. — Sakalaven. — Sonntagstreiben. — Zuckerpflanzungen auf Nossi-Beh. — Kraterseen. — Administrative Uebelstände. — Mission in Helville. — Religionsbegriffe der Sakalaven. — Commercielle Wichtigkeit von Nossi-Beh. — Anlaufen von Nossi-Sancassi. — Ein gefährlicher Korallenblock.

Der Canal von Mozambique verdient vollkommen den schlechten Ruf, in welchem er zur Sommerszeit, dort Jänner bis März, bei Seefahrern steht. Seit der Abfahrt von Bagamoio hatte die Helgoland fortwährend mit dem launischesten, schlechtesten Wetter zu kämpfen. Kein Tag, wenn er auch noch so schön begann, endete ohne eine mehr oder minder heftige Wind- und Regenböe, und was die Nächte anbelangt, so kann man sich kaum unheimlichere für den Seemann denken. Drohend geballte Wolken bedecken den Himmel, eine vollkommene Finsterniß wechselt mit einer grellen, blendenden Beleuchtung, hervorgerufen durch Blitze von allen Seiten. Doch ist kein Donner vernehmbar, es herrscht gänzliche Windstille, strömender Regen fällt nieder, und steuerunfähig, ein machtloses Spielzeug der todten See, muß das Schiff dem Losbrechen des nach diesen Anzeichen zu gewärtigenden Unwetters entgegensehen.

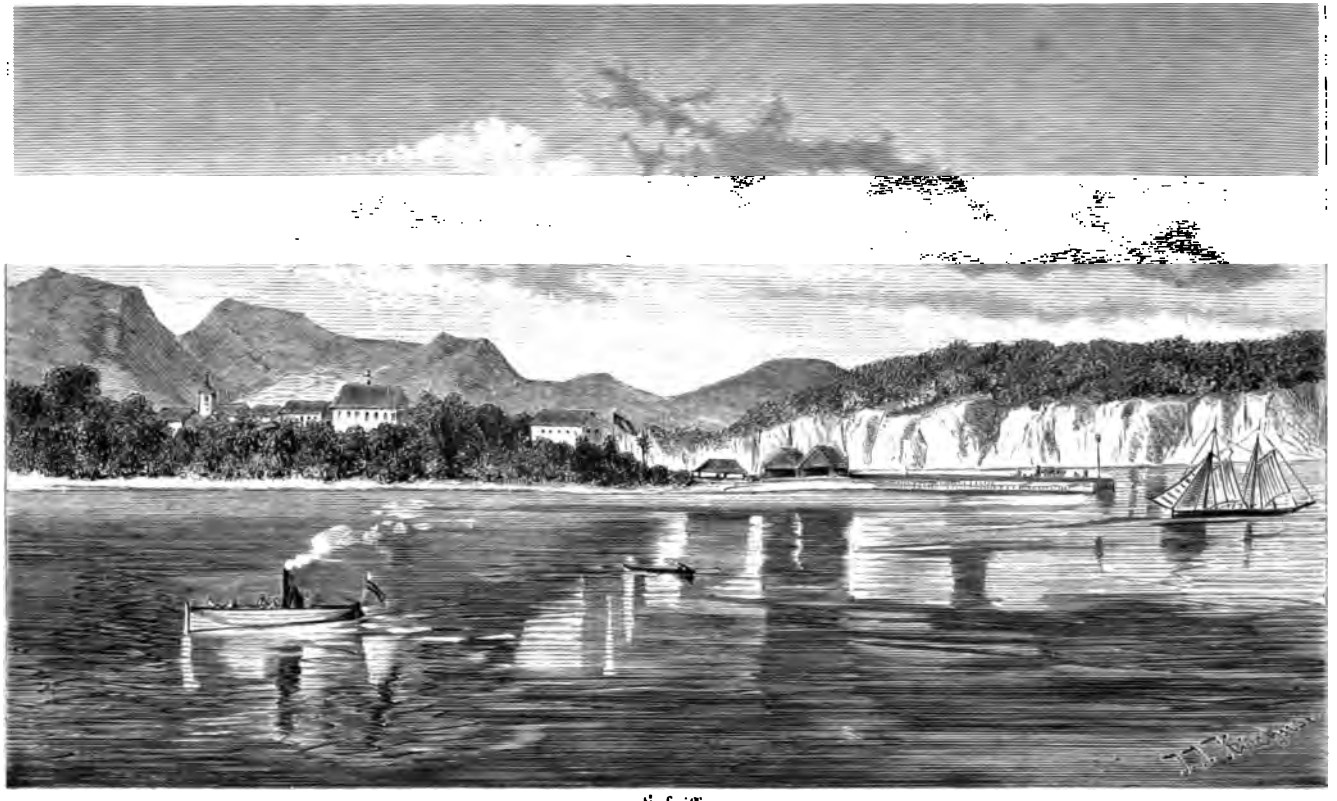
Nach einer ähnlichen widerlichen Nacht klärte es sich den 14. Februar des Morgens auf, und die Sonne beschien freundlich eine Kette blauer Berge und Inseln; die Nordwestküste Madagaskar's sammt den Inseln Nossi-Beh, Nossi-Mitsu und einer ganzen Reihe kleinerer Eilande lag vor uns.

Die Segel waren schon während der Nacht geschlossen worden, und die Maschine brachte uns rasch dem Ziele näher. Nach und nach wurden die Umrisse des Landes deutlicher und ausgeprägter. Das Festland, so nennt man Madagaskar auf den Inseln des südindischen Oceans, prangte in dem verschiedensten Grün, und dessen hohen Berge erschienen durch die Schatten der Schluchten noch gehoben, während Nossi-Beh, ebenfalls von üppiger Vegetation bedeckt, durch die sonderbare Formation seiner Höhenzüge auffiel und durch die als Krater nicht zu verkennenden abgestutzten Kegel seinen vulcanischen Ursprung deutlich bekundete. Wir passirten das reizende Passage-Eiland, sodann Tanikeli, von den Engländern Nine-pin d. i. Kegelinsel, genannt: langsam gelangten auch die Häuser ober Helville in Sicht. Ein brauner Pilot, der auf uns zugerudert kam, wurde an Bord genommen, hierauf der Curs direct auf den Ankerplatz gerichtet, und gegen Mittag vor der gedachten Hauptstadt Nossi-Beh, Helville, Anker geworfen.

Die Rundschau vom Ankerplatz aus ist prachtvoll und erinnert sehr an Martinique vom Fort de France aus gesehen. Frisches wohlthuendes Grün, freundliche Häuser mit hohen Dächern aus Palmenstroh zwischen Bananensträuchen, Mangobäumen und Palmen, saftige Wiesen auf den Wänden der zahlreichen Krater, volles Gebüsch bis zum Ufer, dieses durch eine scharfe Linie weißen Sandes von der dunkelblauen See abgegrenzt Rechts von Helville liegt in einer tiefen Einbuchtung von Amburunu, der Haupthandelsplatz von Nossi-Beh, sodann auf der steilen Halbinsel Locubeh die hamburgische Niederlassung; links von der Stadt das langgestreckte Fischerdorf Andavanokotuku, an welches sich die Montagne de la vigie reiht und die Bucht abschließt.

Im Hafen von Helville lagen zwei französische Mercantilschiffe vor Anker, und in Amburunu zahlreiche Dhow's und Bungalow's*). Das von uns hier vermuthete Hafenstationsschiff war nicht zu sehen, eine auf dem Landungsmolo wehende Flagge war das einzige Zeichen von dem Vorhandensein einer französischen Behörde, allein auch von dieser Seite traf man keine Anstalt uns zu begrüßen.

*) Eigenthümlich geformte Fahrzeuge der Malabarküste.



Selville.

Endlich nach geraumer Zeit erschien ein Boot mit einem französischen Marinearzte, dem Chefarzte der Colonie, welcher uns den freien Verkehr mit dem Lande gestattete und zugleich das Räthsel seines so späten Erscheinens aufklärte. Der Commandant der Insel, ein französischer Marinebeamter, konnte nämlich trotz Consultirung aller seiner Untergebenen nicht herausbringen, welcher Nation unsere Flagge angehöre. Dem darin vorherrschenden Roth zufolge, gelangte man nach langem Kopfzerbrechen auf die Vermuthung, daß wir Türken wären, und hatte geglaubt, diesen gegenüber sich den um die Mittagsstunde allerdings etwas beschwerlichen Höflichkeitsact ersparen zu können. Wohl ist unsere Flagge in fernen Meeren nur selten gezeigt worden, und ist daher verhältnißmäßig wenig gekannt, allein dieser specielle Fall bewies nur eine große Apathie von Seite der Herren in Nossi-Beh, da abgesehen davon, daß sie als Franzosen schon aus dem Mittelmeere unsere Flagge kennen sollten, auch im Jahre 1871 ein österreichisches Mercantilschiff durch längere Zeit in Helville verweilte. Nachdem sie den Irrthum erkannt hatten, suchten die lieben Leute den begangenen Formfehler möglichst gut zu machen; dem Doctor folgte gleich der commandant particulier nach, so heißt officiell der Gouverneur der Insel, und bot unserem Commandanten mit überschwenglicher Liebenswürdigkeit seine Dienste an. Nun fand auch der übliche wechselseitige Salut der Nationalflagge statt.

Nossi-Beh ist die größte Insel des Archipels im Nordwesten von Madagaskar und hat beiläufig $3^1/_2$ Quadratmeilen Flächeninhalt mit über 8000 Einwohnern. Letztere bestehen aus Sakalaven, einigen Kaffern, Arabern, Indiern, Creolen und vielleicht hundert Europäern, größtentheils Franzosen.

Die Franzosen hatten in den vierziger Jahren von der Insel Besitz genommen, und zwar geschah dies, sowie seinerzeit das Ansiedeln auf St. Marie und Mayotte, vielleicht weniger um eine neue Pflanzungscolonie zu gründen, als in der Absicht durch Versicherung dieses in Bezug auf Madagaskar strategisch und commerciell wichtigen Punktes eine Occupation dieses Landes anzubahnen. Nossi-Beh ist eine Dependenz von Mayotte und in höherer Instanz von Bourbon; auf der Insel selbst unterhält

die französische Regierung nur das allernöthigste Verwaltungspersonale. Die bewaffnete Macht ist durch einige europäische Artilleristen und durch die aus Freiwilligen recrutirte Compagnie des Indigènes vertreten. Uebrigens wird eine solche außer zum innern Sicherheitsdienste nicht benöthigt, da, seit die Hova fast ganz Madagaskar unter ihre Herrschaft bekamen, die früher häufigen Raubzüge der Sakalaven vom Festlande ganz aufgehört haben.

Die Vegetation Nossi Beh's ist ganz die gleiche tropische wie die von Nordmadagaskar, ebenso ist das Thierreich gleich wie dort vertreten, und sind die Haupterzeugnisse der Insel Reis, Zucker, Caffee, etwas Indigo und Vanille. Mehr Wichtigkeit hat Nossi-Beh als Handelsplatz, indem Amburunu das Entrepôt für ganz Nordwestmadagaskar bildet, und von dort aus Werthhölzer, Häute, Reis und Kautschuk in beträchtlichen Mengen verschifft werden.

Der nächste Tag nach unserer Ankunft war ein Sonntag, und da somit der Borddienst es gestattete, gingen wir des Morgens in größerer Anzahl an das Land, um wieder einmal durch das Grüne zu streifen. Wir landeten an einem schönen steinernen Molo, welcher, wie man uns erzählte, der hier starken Ebb- und Fluthströmungen wegen mit großen Schwierigkeiten erbaut wurde, und befanden uns nach Ersteigung einer kleinen Anhöhe am Hauptplatze von Helville. Das Commandantengebäude, andere nach gleicher Schablone gebaute Steinhäuser mit hübschen Gärten, eine große Kirche, ein Spital, eine befestigte Caserne und die Jesuitenmission sind symmetrisch um einen großen Rasenplatz gruppirt, welchen Alleen der üppigsten Mango- und Acacienbäume zieren. Damit ist jedoch das eigentliche Helville, die Beamtenstadt, fertig. Von hier führen breite Straßen mit kleineren Holzhäusern bei einem Fort vorbei nach Duani, einer von Sakalaven und Creolen bewohnten Vorstadt, welche bedeutend größer als Helville ist und vollkommen den Charakter der malagassischen Städte hat. Hier sieht man zierliche kleine Häuser aus Holz durch Palmenblätter verkleidet und mit unverhältnißmäßig großen Giebeldächern, daneben die Vorrathskammern auf hohen Pfosten mit allen möglichen Vorkehrungen gegen die hiesige Landplage, die überaus zahlreichen Ratten,

kleine Gemüsegärten, und endlich das Zugehör eines jeden malegassischen Hauses, den Rabanenwebstuhl*), ganz wie im Lande der Hova selbst.

Im Gegensatze zu Helville, wo Niemand auf der Straße zu sehen ist, herrscht in Duani das regste Treiben, und nachdem wir dasselbe einige Zeit betrachtet hatten, nahmen wir einen auf seine rothe Dienstbinde nicht wenig stolzen Sakalavenpolizeimann zum Führer und schlugen den Weg gegen Amburunu ein.

Eine sehr gut erhaltene Straße führte uns zu dem Jardin du gouvernement, einem Dickichte aller möglichen Tropenpflanzen ähnlicher, als einem Garten, sodann über verschiedene Höhen, meist mit Reis und Zuckerrohr bebaut, bis endlich ein Fluß unserem Fortschreiten Halt gebot. Durch Vermittelung unseres Führers wurden jedoch bald Fahrzeuge zum Uebersetzen gefunden. Es waren dies ausgehöhlte Baumstämme mit Balken zu beiden Seiten, Piroguen von erstaunlicher Stabilität, welche je ein Sakalave mit nur einem Ruder äußerst schnell fortbewegte. In Partien von drei bis vier Personen, wobei die Nußschalen bis zum Rande im Wasser waren, erreichten wir rasch das gegenüberliegende Ufer und setzten unsern Weg durch eine reizende Gegend fort. Wohin das Auge blickte, das reichste, üppigste Grün, buntfärbige Vögel, darunter der schöne Cardinal häufig, hell schimmernde Schmetterlinge und Käfer; eine Tropenlandschaft im vollsten Sinne des Wortes, dazu hie und da die Aussicht auf die seitwärts liegende blaue See mit den Schiffen vor Anker und den hohen Bergen Madagaskar's im Hintergrunde.

Nach einer Stunde Weges war die Landzunge, welche Helville von Amburunu trennt, überschritten, und der letztgenannte Ort lag vor uns. Mittelst ähnlicher Piroguen wie die früheren übersetzten wir den Ankerplatz und langten gegen Mittag vor dem großen Zollgebäude an. Der lange Weg bei der tropischen Hitze, die Sonne war genau im Scheitel, hatte uns ziemlich ermüdet, und mit Freude begrüßten wir den Vorschlag unseres Führers ein Caffeehaus zu besuchen. Hier fanden wir Arabien

*) Rabane heißt ein zeugartiger Stoff aus Palmenfasern, welcher in diesen Ländern ähnliche Verwendung wie die Leinwand findet.

wieder; die nämlichen langen Gestalten vor einem Nargileh gekauert, der nämliche gute Caffee wie in Djiddah, jedoch auch in gleich schmutziger Weise servirt, und die gleichen Versuche den Besucher zu übervortheilen wie in allen Orten des auf Distanz so lieblichen rothen Meeres. Auch in den Straßen fanden wir Anklänge an bereits Gesehenes. Ganz Amburunu ist eigentlich ein großer Bazar; Verkaufsläden reihen sich aneinander, mit dem einzigen Unterschiede, daß abwechselnd in dem einen ein Araber und in dem andern ein Indier feilbietet, ein für den Fremden wohl nebensächlicher Umstand, weil man bei beiden, wenn man einen Gegenstand um ein Achtel des ursprünglich verlangten Preises ersteht, sicher noch der Geprellte ist.

Da wie gesagt das Bild der Stadt uns nichts Neues bot, dagegen der dazu gehörige Schmutz und Gestank sich nur zu deutlich fühlbar machten, schlugen wir bald den Rückweg ein und wählten dabei eine mehr das Innere der Insel berührende Route, in der Absicht uns ein Kafferndorf anzusehen. Durch ähnliche reizende Waldpartien wie bei unserem Herwege gelangten wir nach einiger Zeit auf ein gut bebautes Plateau, von wo man eine schöne Uebersicht über einen großen Theil der Insel bis zu den Kratern genießt.

Stimmenlärm und Trommelschlag verkündeten bald darauf die Nähe eines Dorfes. Der Führer erklärte uns, daß wir gerade zu einem Tanze kämen, ein Vergnügen, welches die Kaffern womöglich mit noch mehr Leidenschaft betreiben als die Neger in Zanzibar.

In der That trafen wir beim Anlangen im Dorfe dessen Einwohner auf einem von hohen Palmen begrenzten Platze eifrigst Terpsichoren huldigen.

Der Tanz, an dem nur Männer theilnahmen, während die weibliche Gesellschaft die Zuseher bildete, besteht darin, daß die Tänzer im Kreise nach dem Schlage der Trommel hin und her wackeln, und der in der Mitte sich befindende Vortänzer je eine Person aus der Runde zu einem Solotanze auffordert und mit derselben die unglaublichsten Verrenkungen des Körpers im Tacte durchmacht. Ist der Aufgeforderte im Stande es dem Solotänzer nachzuthun, so wird er durch ein

Beifallsgeheule der Zuseherinnen belohnt, wo nicht, so tanzt ihn der Vortänzer auf die energischeste Weise aus dem Kreise hinaus, und dürften dabei seine Schienbeine nicht so ganz ohne Merkmale davonkommen.

Der Anzug der Tanzenden ist höchst primitiv, und ihr komischer Aufputz sowie die nicht intelligenten, häßlichen Kaffergesichter, welche vor Freude und Lust erglänzen, machen den Anblick sehr eigenthümlich. Es ist nur Schade, daß kein Choreograph sich der Sache bemächtigt und selbe in einem Ballete verewigt.

Die Kaffern auf Nossi-Beh sind zumeist auf zehn Jahre engagirte, aus Mozambique gebrachte Arbeiter; ihr Zustand ist ein der westindischen Sklaverei nahe kommender und mag wohl die Ursache ihrer großen Indolenz sein.

Wie kleine Kinder leben sie in den Tag hinein; wenn sie Sonntags ihren Tanz und ihren Rausch haben können, ist ihnen alles gleichgiltig, weswegen sie auch meistens um dies zu ermöglichen sich nach und nach für das ganze Leben verdingen und in höchst miserabler Weise vegetiren. Die elenden Rohrhütten, aus denen ihre Dörfer bestehen, und welche sich gewöhnlich in der Nähe der Pflanzungen ihrer Herren befinden, geben davon ein beredtes Zeugniß.

Eine weitere Wanderung brachte uns zum Gouvernementsgarten zurück. Diesen besichtigten wir jetzt genauer und fanden daselbst mehrere uns noch ganz fremde Baumspecies, so den Baum des Reisenden, den Wattabaum und den Crotonstrauch. Der Baum des Reisenden auch Ranivala genannt, ist eine schöne, blos in Madagaskar vorkommende Palmengattung, deren Name von dem erfrischenden Safte herrührt, welcher ausquillt, wenn man die Blattstiele anbohrt. Aber auch in anderer Richtung ist die Ranivala für die Malegassen wichtig. Mit ihren Blättern deckt man die Häuser, die Aeste finden eine ähnliche Verwendung wie Bambusrohr, und aus dem Baste bereitet man Matten.

Viel Erheiterung gewährte uns ein schönes Chamäleon, das wir fingen und auf Anrathen unseres Führers durch Eingeben von Taback in eine gereizte Stimmung, und somit zum Farbenwechseln brachten. Letzteres stellte sich jedoch als durchaus nicht so bedeutend heraus, als

man in Folge der Sprichwörtlichkeit glauben sollte, und beschränkte sich auf den Uebergang von hellgrün in violett und bräunlich grau.

Wir zogen noch an dem schön gelegenen öffentlichen Brunnen vorbei, wo Mädchen aus Duani schäkernd Wasser schöpften, und erreichten endlich letztgenannten Ort. Hier bot sich eine günstige Gelegenheit die sakalavische Bevölkerung näher in Augenschein zu nehmen.

Es ist gewiß, daß die Sakalaven, eine Mischlingsrace zwischen Kaffern, Malayen und Arabern, physisch und geistig auf bedeutend höherer Stufe stehen als die Kaffern selbst, ja sie dürften sogar, was geistige Anlagen betrifft, die Suaheli überragen. Die Männer sind zumeist kräftige, schlanke Gestalten mit ausdrucksvoller Gesichtsbildung, hübschen starken Haaren, jedoch schwachem Bartwuchs. Sie tragen gewöhnlich Strohhüte und ihre sonstige Kleidung besteht aus einem Hemde und der Lamba, einer vielfärbigen Woll- oder Seidendecke, die malerisch um die Hüften geschlungen oder um die Schultern geworfen wird. Die Frauen sind kleiner Statur, doch von hübschem Wuchse und haben oft recht regelmäßige Gesichtszüge. Ihr reiches, aber struppiges Haar wird in kleine Zöpfe oder in Knäule geflochten, und verleiht besonders letztere Art der Trägerin ein vortheilhaftes, interessantes Aussehen. Bei ihrer Toilette spielt auch wieder die Lamba die Hauptrolle. Ringe durch die Nase sind selten, sehr häufig aber monströse Ohrverzierungen, zu deren Aufnahme schon frühzeitig die Ohren gestochen und die Oeffnung durch einen Pfropf aus gerolltem Pergamente erweitert wird.

Obwohl die Sakalaven sich eigentlich zu gar keiner Religion bekennen und mit Ausnahme der nur wenig Zeit in Anspruch nehmenden Bestellung ihrer Reisfelder sich beständig dem Müßiggange ergeben; so scheinen sie in Nossi Beh, den Christen nachahmend, den Sonntag doch noch besonders als Erholungstag zu betrachten. So trafen auch wir die ganze Bevölkerung von Duani in Festtagskleidern sich den verschiedensten Vergnügungen hingeben. Die Jugend führte zu einer Musik von Trommeln und Flöten verschiedene Tänze auf: andere vergnügten sich auf Strohmatten vor ihren Hütten kauernd mit dem Hatraspiele, einem Damenbrett mit 32 Feldern; einige Fortgeschrittene sah man sogar höchst

leidenschaftlich Karten spielen, und auch Würfel haben sich Eingang unter diesen Naturkindern verschafft.

Jetzt — gegen Sonnenuntergang — sah man endlich auch etwas von der weißen Bevölkerung, welche ihre Häuser verlassend vor den Thoren Helville's ein wenig Bewegung zu machen kam; meist gelbe, krankhafte Gestalten, die erkennen ließen, daß das Fieber sich hier bei Europäern in Permanenz erklärt.

Kaffer im Tanzcostüm. Sakalavin.

Volkstypen aus Nossi-Beh.

Von unserem Marsche ermüdet und hungrig suchten wir nun ein Hôtel und wollten das in Decken's Reisebeschreibung angepriesene Etablissement des Herrn Reybaud aufsuchen; von seiner trauernden Wittwe erfuhren wir jedoch, daß derselbe gestorben sei, und das Geschäft sich in anderen Händen befinde. Sein Nachfolger Herr Bail hält den alten guten Ruf des Hauses aufrecht, und wir fanden in seinen netten

Localitäten alles, was nur der Gaumen begehren kann auf die beste Weise zubereitet, wie man es sich in Nossi-Beh sicherlich nicht erwartet hätte.

Wir hatten viel von den Kraterseen auf Nossi-Beh gehört, und es wurden daher diese als Ziel unseres nächsten Ausfluges festgesetzt. Es bot sich hiezu eine ausgezeichnete Gelegenheit. Ein reicher Besitzer der Insel, Herr Clain, der eine Pflanzung in der Nähe der Seen besitzt, lud uns zu einer Excursion dahin ein.

Am festgesetzten Tage verließen wir in aller Frühe das Schiff und ruderten mit unserem Boote um die Halbinsel des montagne de la vigie gegen die Mündung des Ambopilavaflusses, an dessen Brücke wir das Stelldichein mit unserem Freunde bestimmt hatten. Obwohl der Fluß an und für sich selbst für Boote nicht befahrbar ist, so war jetzt, es war Hochwasser, genügende Tiefe an der Mündung, und wir erreichten, uns zwischen den schönen, saftiggrünen Aesten von Mangrovebäumen durchwindend, ohne Anstand die besprochene, einige Kabeln stromaufwärts gelegene Brücke.

Hier fanden wir Herrn Clain sammt seinem Freunde Herrn Jacquelin und schlugen nun vereint den Weg nach der Plantage ein, die sich in unmittelbarer Nähe des Flusses befindet.

Die Pflanzung sowie die Zuckersiederei boten wohl nichts Neues und sind wie alle derartige Unternehmungen in Nossi-Beh nicht auf gleicher Stufe der Ausbildung wie ähnliche Etablissements in Cuba oder in Mauritius, obwohl das Rohr hier ausgezeichnet gedeiht und sechs bis achtmal geschnitten wird.

Der Hauptgrund davon dürfte wohl zunächst in der Entfernung der Insel von der civilisirten Welt, und der daraus hervorgehenden Schwierigkeit des Bezuges zweckmäßiger Maschinen, theils in dem Mangel an guter Arbeitskraft zu suchen sein, da die Kaffern sehr träge und gegenüber jeder Anregung gleichgiltig sein sollen. Nichtsdestoweniger gewinnt die Zuckerrohrcultur auf Nossi-Beh an Ausdehnung und verdrängt das Indigo, da sie weniger Mühe als die Bebauung des letzteren verursacht. Der Export von Rohzucker hat sich von 400 auf

1600 Tonnen*) gesteigert und könnte noch bedeutend zunehmen, wenn die Arbeiterfrage durch eine geregelte Emigration von Kulis eine befriedigende Lösung fände.

In der kühlen Behausung des Herrn Clain wurde nun eine Erfrischung eingenommen, wobei das in den Tropen so beliebte Getränk Cocosmilch mit etwas Cognac uns besonders mundete; sodann aber aufgebrochen um den nächstgelegenen Kratersee noch vor dem Eintritte der größeren Hitze zu erreichen.

Wir wanderten einer Caffeepflanzung entlang, — der Caffeebaum gedeiht hier ausgezeichnet und gibt schon nach dem zweiten Jahre Früchte — sodann durch mannshohes Gras, bis wir zu einem Thale gelangten, das, in der Mitte von einem Bächlein durchschnitten, an seinen beiden Wänden den üppigsten Baumwuchs hat. Hier konnten wir uns einen Begriff von der Productionskraft eines fruchtbaren Bodens unter Einwirkung der Tropensonne machen, da man uns mittheilte, daß dieser Wald erst vier Jahre alt sei, und vor dieser Zeit das Terrain mit Indigo bebaut war. Auch hier soll Mangel an Arbeitskraft die Ursache des Auflassens der in großem Maßstabe angelegten Pflanzungen gewesen sein. Prachtvolle Mango-, Citronen-, Orangen- und Guavabäume, von allen möglichen Lianen umstrickt, bilden die Hauptmasse des Waldes, während einige vereinzelte Indigo- und Crotonsträuche sich in den Lichtungen vorfinden. Der Boden war voll der besten Früchte der vorerwähnten Bäume, welche hier ganz werthlos sind und gar nicht beachtet werden. Das Thal war durchschritten, es ging nun noch geraume Zeit bergauf, endlich befinden wir uns auf dem schmalen Rande des Kraters und hatten den See vor uns zu Füßen.

Dieser ist nahezu kreisrund und dürfte 150 bis 200 Klafter im Durchmesser haben. Sein Niveau ist etwas über dem Meeresspiegel erhoben, und findet der Wasserabfluß, zuerst unterirdisch, dann an der Oberfläche, durch einen in den Ambopilavafluß mündenden Bach statt. Der Anblick des Kraters ist höchst lieblich. Die innern Wände sind ebenso wie der

*) Im Jahre 1873.

ganze Bergrücken mit schönem Grase bedeckt, der See selbst hat einen Gürtel von hohem Schilfe und dicht aneinanderschließenden Raffiapalmen. Das Wasser des See's ist süß und soll sehr viele Kaimans beherbergen; wir konnten jedoch keiner gewahr werden.

Am Rückwege wurde in einer der Mission von Nossi-Beh gehörigen Pflanzung ein reichliches Frühmahl eingenommen. Bei der dabei sich entspinnenden Conversation über die hiesigen Zustände äußerten sich die Pflanzer, es hatten sich mittlerweile noch einige derselben der Gesellschaft angeschlossen, höchst bitter über die Administration der Insel. Sie schilderten diese als jeden Aufschwung hemmend und den Interessen der Einwohner gar nicht entsprechend. Nicht nur, daß in Bezug auf öffentliche Arbeiten, besonders was Communicationen betrifft, so viel als gar nichts geschieht, so ist auch die Organisation der höchsten Behörden eine derartige, daß ein Eingreifen der Interessirten unmöglich ist. Dem Commandanten der Insel steht nämlich ein Conseil d'administration zur Seite, welchem die Verwaltung der Insel obliegt. Nun enthält dieser Rath fünf Mitglieder, davon drei Regierungsbeamte und zwei vom Commandanten aus den Gutsbesitzern zu wählende Vertrauenspersonen, wonach jedenfalls von einer Selbstverwaltung keine Spur ist. Hiezu kömmt noch, daß Nossi-Beh wegen seiner geringen Größe ein Aschenbrödel unter den französischen Colonien ist, und Beamte, die nirgends gut thun, zur Strafe hieher versetzt werden sollen. Ferner müssen alle noch so geringfügigen Rechtsstreite in Bourbon ausgetragen werden, mit dem Nossi-Beh in gar keiner regelmäßigen Verbindung steht.

Aus dem Ganzen wird die bei den sonst so selbstbewußten Franzosen erstaunliche Aeußerung der Pflanzer, die Insel lieber unter der englischen, als unter der französischen Regierung stehen zu sehen, theilweise erklärlich.

Es war bei Gesprächen über diese Zustände fast Mittag geworden, und so nahmen wir denn mit Vergnügen den Antrag unserer Hausherren an, mittelst Maulthieren den Weg nach der Stadt zurückzulegen, während sie selbst sich auf die landesübliche Pflanzerart in bequemen Palanquins von Kaffern tragen ließen.

Von großer Bedeutung für Nossi-Beh ist die katholische Mission von Helville. Sie besitzt die einzige Schule in der Umgegend, und es haben die Missionäre auf der Insel selbst und an der gegenüber liegenden Küste von Madagaskar vielfache Verbindungen und großen Einfluß. Diese Mission ist von den Jesuiten gegründet. Ein Priester dieses Ordens, der den Titel Préfet apostolique führt, hat die Leitung, mehrere andere Priester und Laienbrüder sind ihm zugetheilt. Dem Préfet apostolique untersteht in kirchlicher Beziehung nicht nur Nossi-Beh, sondern auch die ganze Westküste Madagaskar's, an welcher sich vereinzelt katholische Gemeinden vorfinden. Die gedachte Missionsschule in Helville ist ganz ähnlich der in Bagamoio eingerichtet, nur mit mehr Bequemlichkeit. Die Kleinen werden von ihren Eltern, größtentheils Sakalaven, freiwillig der Anstalt übergeben, werden da getauft, erhalten eine elementare Schulbildung und erlernen ein Handwerk, wonach sie vollkommenes Dispositionsrecht über sich selbst haben. Der Einfluß ihrer Lehrer hat es jedoch dahin gebracht, daß sie meistens nur Christinnen heiraten, in welchem Falle sie von der Mission eine Hütte erhalten und mehrerer anderer Vortheile theilhaftig werden. Im Ganzen durchweht dieses Institut ein weitaus strengerer Geist als jenes in Bagamoio, und werden, wie es auch beim intelligenteren Materiale der Sakalaven leichter möglich ist, absolut genommen, bessere Resultate erzielt als dort. So hat unter Anderem die Schule in Helville schon mehrere Zöglinge in das Lyceum nach Bourbon geschickt, welche dort mit Auszeichnung ihre Studien fortsetzten.

Père Lacôme, so heißt der Préfet apostolique, ist ein alter, würdiger Herr, der schon seit langen Jahren der Mission von Madagaskar angehört und dieses Land, welches er vielfach durchreist, gründlich kennt. Er kam mir bei dem Besuche der Anstalt in höchst liebenswürdiger Weise entgegen, und als er hörte, daß ich mich für das Hovaland interessire, so stellte er sich bereitwilligst wegen Auskünften darüber zur Verfügung. Mit Vergnügen nahm ich sein freundliches Anerbieten an und machte auch in der Folge in seiner Gesellschaft recht angenehme Spaziergänge und Ausflüge. Ueber die Sakalaven befragt, klagte er mir sein Leid, daß mit denselben, falls sie nicht schon jung in die Mission gelangen, in Bezug auf

Bekehrung nichts zu machen sei. Sie sind gutmüthig und willig, doch fehlt es ihnen ganz und gar an religiösen Begriffen. Die fanatischesten Mohamedaner oder Buddhisten können leichter zur Annahme des Christenthums bewogen werden, als diese Leute, die, wenn man von einem das Weltall regierenden Wesen spricht, immer fragen, wo es sei und daß man es ihnen zeigen solle. Und, setzen sie bei, wenn es so gut ist, wie ihr sagt, zu was läßt es uns sterben. Da es dies angehen läßt, so ist es ein böser Geist, und wir wollen nichts von ihm wissen. Dem jedem Menschen angeborenen Gefühle, daß höhere Mächte über ihm walten, tragen sie durch Verehrung der Geister der Verstorbenen Rechnung. Aehnlichen Gefühlen dürfte auch die fast abgöttische Verehrung entspringen, die sie für ihre angestammten, jetzt entthronten Könige und Königinnen hegen, und welche sich durch ein strenges Festhalten ihres Unterthanenverhältnisses zu denselben äußert. So ist gegenwärtig fast ganz Madagaskar unter der Herrschaft der Hovakönigin, und es müssen alle dort lebenden Sakalaven derselben Abgaben entrichten. Nichtsdestoweniger fließen auch den einstigen Herrschern die ihnen zur Zeit ihrer Macht gebührenden Abgaben mit größter Pünktlichkeit zu, ja selben wird sogar wie früher die vollste Disposition über Hab und Gut eingeräumt. Eine Auflehnung gegen allenfällige zu starke Zumuthungen gibt es nicht, man entzieht sich derselben höchstens durch Auswanderung zu einem anderen Stamme. Père Lacôme erzählte uns ferner, daß, so sparsam die Sakalaven auch sonst mit blankem Gelde sind, sogar von Nossi-Bey aus Gelder als freiwilliger Tribut den Stammeshäuptlingen auf der gegenüberliegenden Küste zufließen.

Was die Verehrung der Geister anbelangt, so äußert sie sich nicht nur darin, daß das Haus worin ein Chef gestorben ist, unbewohnt bleibt und täglich mit Lebensmitteln und Wasser versorgt wird, sondern auch auf folgende komische Weise. Geht ein Sakalave des Abends irgend wo an einem dunklen Ort vorbei, und wähnt er etwas Uebernatürliches zu sehen, so ist dies sicher der Geist eines Verstorbenen, und er erachtet es als seine heiligste Pflicht Reis und Geld zu dessen Unterhalt zu bringen, und es unter einem Steine zu hinterlegen. Jeder Vorbeigehende thut beim Erblicken eines solchen Opfers das Gleiche, und so erhebt sich ein

Steinmonument, welches von Tag zu Tag wächst, bis sich wieder ein anderer Verehrungspunkt in der Nähe gezeigt hat. Ich selbst sah mehrere dieser Steinhaufen in der Nähe der Straße, welche zur Missionspflanzung führt, und welche innerhalb mehrerer Tage entstanden sein sollen. Uebrigens haben die Sakalaven so viel Sorge für ihre Vorfahren, daß sie auch deren Durst in Berücksichtigung ziehen, und sie benutzen auch gerne Quellen um bei denselben Geld für die Verstorbenen zu hinterlegen. So erklärte Père Lacôme das Vorhandensein verschiedener Silberstücke, die wir beim Besuche des Saulanflusses in einem ausgehöhlten Steine neben dessen Quelle vorfanden.

Daß bei derartigen religiösen Begriffen oder vielmehr Mangel derselben auch sonstiger Aberglaube üppigst wuchern muß, ist keinem Zweifel unterworfen, es haben daher eine Art Zauberer, Ampamuriki auch Sikidis genannt, auf das Volk vielen Einfluß und werden bei allen wichtigen Gelegenheiten gefragt, wo sie dann, meistens aus den Körnern der Sekililiane, das Orakel sprechen.

Bei weiteren Ausflügen wurden noch die weit im Innern gelegenen Krater, die Saulanwasserfälle und andere landschaftlich schöne Punkte besucht. Wir erhielten dabei den Eindruck, daß Nossi-Beh eine der reizendsten Inseln unter den Tropen ist, und es ist wirklich sehr bedauerlich, daß dasselbe wegen des für Europäer so gefährlichen Klima's und mehr noch wegen der früher erwähnten Uebelstände in der Verwaltung keinen Aufschwung nehmen will.

Die Gefährlichkeit des Klima's zeigt sich in hartnäckigen Fiebern, welchen der Nichteingeborne in schwächerer oder stärkerer Form während seines ganzen Aufenthaltes auf der Insel unterworfen bleibt, und die auch oft bei schwächeren Constitutionen rasch den Tod herbeiführen. Die Folge hievon ist, daß jeder Europäer, den seine Interessen hieher führen, sich gerade nur so lange aufhält, als nöthig ist selbe zu ordnen oder sich ein wenig Vermögen zu machen, dann aber rasch das Weite sucht. Hiernach wird alles, was er macht, schon mit diesem Endgedanken unternommen, ist nur für kurze Zeit berechnet, und somit einem rationellen Betriebe sehr abträglich. Uebrigens ist neuester Zeit die Erfahrung gemacht

worden, daß an einigen höher gelegenen Punkten Nossi-Beh's das Auftreten des Fiebers seltener und bedeutend milder ist, und wird eine Ansiedlung der Europäer an diesen Orten denselben vielleicht einen längeren Aufenthalt auf der Insel ermöglichen.

Der zweite Punkt, jener der Vernachlässigung der Interessen der Colonie seitens der Regierung des Mutterlandes, ist wohl bei weitem wichtiger.

Landschaft in Nossi-Beh.

So klein die Insel ist, so wäre sie selbst als Pflanzungscolonie allein nicht zu verachten, hauptsächlich aber ist sie vermöge ihrer Lage berufen, ein Stapelplatz sämmtlicher Producte Nordmadagaskar's und somit ein höchst bedeutender Handelsplatz zu werden. Gegenwärtig ist Nossi Beh der Sitz der Agentien mehrerer Handelshäuser aus Frankreich, England und Deutschland, die mittelst Küstenfahrer malegassische Naturproducte gegen europäische Industriewaaren und Rum eintauschen und sodann von hier aus mit großen Schiffen weiter versenden. Der Werth dieses Exportes von Häuten, Kautschuk und Werthhölzern ist schon jetzt bedeutend und ließe sich eben beträchtlich steigern, wenn durch

entsprechende Maßregeln die Productionskraft der Insel vollständig ausgenützt, und dadurch der Unternehmungsgeist sich mehr dem Handel zuwenden würde.*)

Mittlerweile hatte die Corvette den Vorrath an Kohlen und frischen Lebensmitteln ergänzt und verließ am 22. Februar den Hafen von Helville.

Da die Postverbindung zwischen Nossi-Beh und der nächsten Dampferstation Mahé auf den Seychellen eine höchst mangelhafte ist, — in der Regel wird sie durch ein kleines französisches Kanonenboot besorgt, welches jeden Monat eine Rundreise zwischen Nossi-Beh, Mayotte und Mahé macht — so hatte unser Commandant ausnahmsweise den zwei schon früher genannten Herren Clain und Jacquelin die Ueberfahrt mit der Corvette nach Bourbon zugestanden; ein Zuwachs unserer Bordgesellschaft, der uns durch die Abwechslung, die dadurch in das Bordleben gebracht wurde, recht angenehm war.

Außerhalb der Inseln angelangt, fanden wir günstigen Wind, und wenn auch das Wetter im Kanal von Mozambique den gleichen launischen Charakter wie früher hatte, so gelang es uns doch schon am folgenden Tage Nossi-Saucassi, eine unbedeutende Insel vor dem, wie es sich herausstellte, für Schiffe vom Tiefgange der Helgoland nicht zugänglichen Handelsorte Nossi-Lava in der Narindabai zu erreichen.

Nach eintägigem Aufenthalte in Nossi-Saucassi, wo, nach dem scheuen Benehmen der Eingebornen zu schließen, wohl noch wenig Europäer gewesen sein mögen, setzten wir die Reise nach Majunga, dem Hauptorte an der Westküste Madagaskar's, fort und langten daselbst den 26. Februar an.

Bei dieser Fahrt konnte nur mit größter Vorsicht Weg gemacht werden, da es sich auch hier herausstellte, daß die im Jahre 1824 aufgenommenen Seekarten dieser Gegenden nicht zu viel Vertrauen erlauben. An einer Stelle, wo die Karte 6 bis 7 Faden angab, wurden in

*) Näheres über die commerciellen Verhältnisse der Westküste Madagaskar's wurde in der „Austria" Jahrgang 1874 Nr. 35 und 36 veröffentlicht.

unmittelbarer Nähe des Schiffes $2^1/_2$ Faden $= 12^1/_2$ Fuß gelothet; zum Glücke war dies eben nur ein vereinzelter Korallenblock, und er war 2 bis 3 Klafter links von unserem Curse gelegen, denn sonst wäre bei dem Tiefgange der Corvette von 18 Fuß ein gefährliches Leck oder ein Auffahren des Schiffes unausbleiblich gewesen. Wie begreiflich beglückwünschten wir uns gegenseitig dieser Gefahr entronnen zu sein, denn es hätte abgesehen von dem für den Seemann so niederschlagenden Gefühle sein Schiff zu verlieren, ein derartiges Ereigniß ein vielleicht monatelanges Irren in den fieberschwangeren Niederungen der madagaskarischen Küste zur Folge gehabt.

Achtes Capitel.

Majunga.

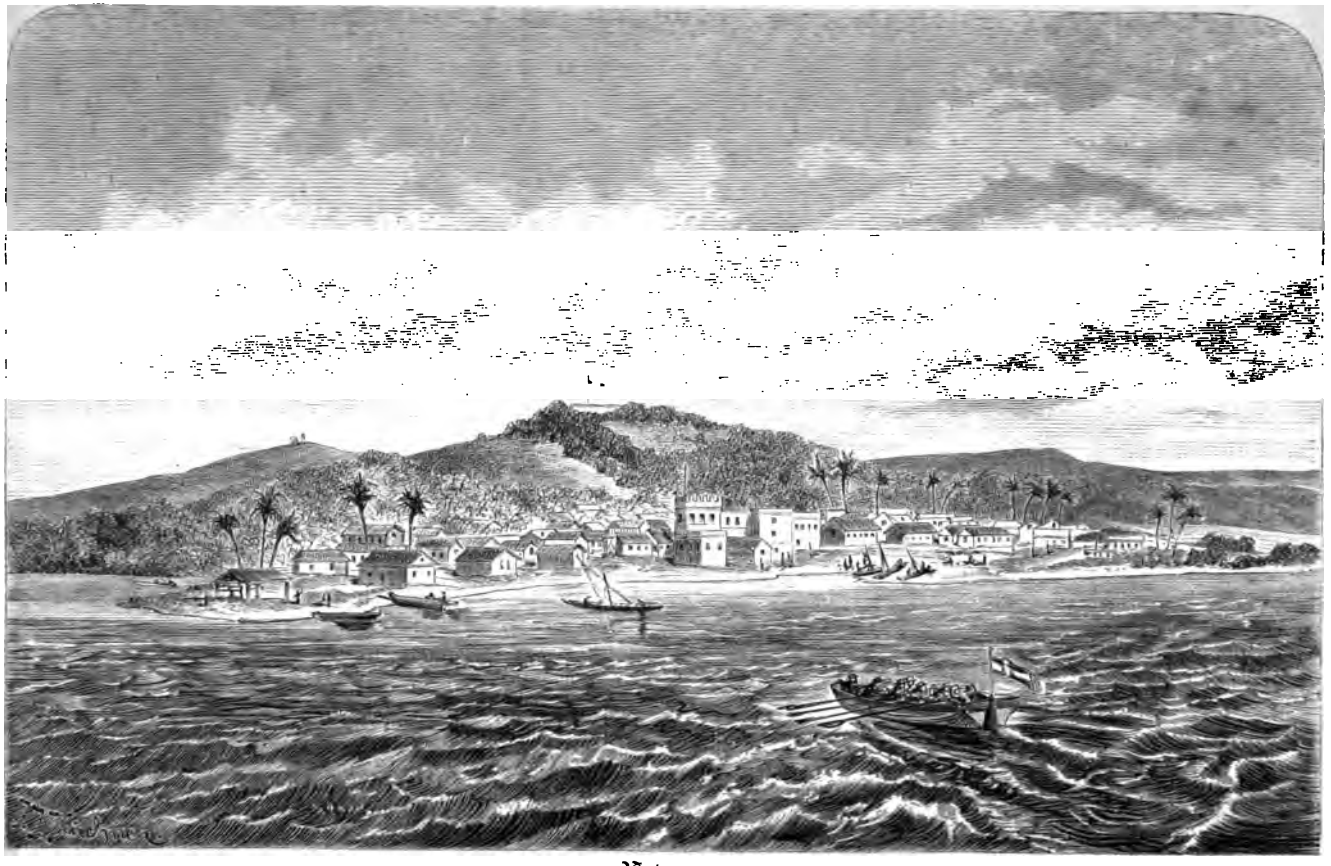
Anlaufen der Bembatookabai. — Hovabehörden. — Besuch der Stadt. — Häuser der Hova. — Untere Stadt. — Officielle Bitte beim Gouverneur. — Familienbild. — Malegassische Legende. — Schwierigkeiten bei Einkaufen. — Schule. — Gefängniß. — Bevölkerung Westmadagaskar's. — Diner beim Gouverneur. — Organisation der Hova-Armee. — Gerichtswesen der Hova. — Ball. — Nationalstanz der Hova. — Besuch an Bord. — Todesfall. — Gottesdienst in Majunga. — Gemeingeist der Katholiken. — Blauer Montag. — Politische Verhältnisse Madagaskar's. — Zukunft von Majunga.

Bei heiterem, schönem Wetter bekamen wir neuerdings die Küste von Madagaskar in Sicht. Ein flaches Ufer zu einem niedrigen, wellenförmigen Hügelland aufsteigend; in weiter Ferne mehrere Reihen hoher Berge. Die an diesem Theile der Küste herrschenden starken Strömungen machen eine genaue Bestimmung der Lage des Schiffes schwierig, und es ist viel Aufmerksamkeit erforderlich, um das an der Bembatookabai gelegene Majunga directe anzulaufen. Es wurde daher nur langsam gefahren und scharfer Ausschau nach den rothen Felsenwänden gehalten, welche nach Angabe der englischen Segelanweisung die Einfahrt der Bucht bezeichnen. Endlich wurden dieselben von dem eigens zu dem Zwecke in die Vormars beorderten Cadeten gemeldet, und hierauf mit vermehrter Geschwindigkeit der Curs nach dem Hafen genommen. Bald konnte man die Umrisse und die Beschaffenheit des Landes genauer unterscheiden. Ein üppiger Pflanzenwuchs bedeckt so weit das Auge reicht das Terrain, insbesonders sind die Hügelspitzen von hohen Mangobäumen umrahmt, und nur durch die weißen Nationalflaggen der Hova's wird man der Forts an der linken Seite der Einfahrt gewahr.

Die conträre Strömung nahm in der Nähe des Landes noch bedeutend an Stärke zu, auch ließ die braune Färbung des Wassers schließen, daß das Schiff sich bereits im Brackwasser der Flüsse befand, welche in die Bembatookabai münden, und zu denen auch der die Hauptstadt Madagaskar's Antananarivo berührende Ikupa gehört. Trotz aller Anstrengung wurde es schon 4 Uhr Nachmittags, als wir die Westspitze der Halbinsel, auf deren innerem Abhange Majunga liegt, doublirten und den Anker auf eine Seemeile vom Lande entfernt warfen. Von der Stadt konnte man auf dieser Distanz nur die schon erwähnten Forts, zu Füßen derselben eine weiße Linie von Gebäuden, und zahlreiche davor geankerte Küstenfahrer sehen.

Kaum war das Schiff vertäut, als ein Boot heransegelte, welches eine beträchtliche Anzahl Personen lichtbrauner Hautfarbe enthielt, die an Bord zu kommen verlangten. Es waren Hova. Ein kleiner Alter mit einer Mütze nach dem Muster der früheren Kopfbedeckungen unserer Officiersdiener stellte sich als königlich malegassischer Hafenmeister vor, und forderte im Namen des Gouverneurs von Majunga das Constitut des Schiffes. Nachdem ihm dieses zugestellt wurde, und er auch mit großer Neugierde das Schiff angesehen und schmunzelnd den ihm vorgesetzten Rum gelobt hatte, verabschiedete er sich unter endlosen Freundschaftsbetheuerungen. Ich begleitete ihn. Mir war vom Commandanten der Auftrag zu Theil geworden, Erkundigungen über Begrüßung der Flagge einzuholen, und falls unser Salut erwidert würde, eine malegassische Flagge auszuleihen. Diese ist bei uns nicht bekannt, und konnte daher der Corvette nicht mitgegeben werden.

Von der frischen Seebrise getrieben näherten wir uns rasch dem Lande, allein des seichten Wassers wegen fuhr das Boot auf beträchtlicher Entfernung vom Ufer auf, und mußten wir um trocken hinaus zu kommen uns des Rückens kräftiger Neger bedienen. Hier war die ganze Bevölkerung des Ortes versammelt, Hova, Sakalaven, Araber und Hindus im bunten Gemische, und mit größter Neugierde wurde jede unserer Bewegungen verfolgt. Mein malegassischer Freund, der Hafenmeister, mußte seine ganze Autorität einsetzen um uns endlich einen Weg durch die zudringliche Menge zu bahnen.



Majunga.

Der Weg zum Gouverneur führte anfangs durch eine breite, nahezu ebene Straße des unteren Theiles des Ortes, dann ziemlich steil werdend zwischen hübschen Gärten zu dem am Bergrücken gelegenen Fort. In dessen Mitte, in einem von Palissaden umgebenen Reduit, fanden wir schließlich die gesuchte Behausung. Der vor dem Thore aufgestellte Wachposten nahm angesichts meines Begleiters zwei davor gekreuzte Speere weg und geleitete uns in den Vorhof. Hier ließ mich mein Freund warten um wie er sich in gebrochenem Englisch ausdrückte: „prepare governor". Endlich empfing mich dieser, ein großer, gutmüthig aussehender Mann von sehr lichter Hautfarbe, und bestand seine ganze Toilette, wegen welcher ich so lange gewartet hatte, in einem weißen Hemde und gleichfärbigen Beinkleidern. Er hieß mich durch seinen englischen Dolmetsch auf das freundlichste willkommen, der Zweck meines Besuches wurde auseinandergesetzt, von ihm bereitwilligst die gewünschten Auskünfte ertheilt, und mir auch die Flagge zugesichert.

Die Dienstesangelegenheiten waren somit erledigt; es wurde Wermuth aufgetischt und das Gespräch lenkte sich auf andere Dinge. Vor Allem befragte er mich über Oesterreich. Diese Frage mochte ihn wohl schon die ganze Zeit gedrückt haben, da er nach seiner Aussage nun zum ersten Male von dem Vorhandensein eines Staates dieses Namens hörte. Ich zeichnete so gut ich es konnte, eine Karte von Europa auf. England und Frankreich, ihm wenigstens dem Namen nach bekannt, zum Maßstab nehmend, erklärte ich die Lage und Größe unseres Kaiserstaates. Zusehends steigerte sich sein Respect und erreichte vollends einen hohen Grad, als ich ihm die Versicherung gab, daß Oesterreich doppelt so groß als das mächtige England sei. Sehr neugierig war er auch zu hören, welches das Reich sei, das vor Kurzem den Franzosen so gewaltige Niederlagen bereitet hätte.

Diese Frage wurde mir in Madagaskar zu wiederholten Malen von Hova und Arabern gestellt und beweist wie weit die Kunde derartiger Ereignisse dringt; schließt man nach dem Interesse, welches diese Nachrichten erregen, so müssen selbe auch auf die Politik solcher halbbarbarischen Völker einen großen Einfluß haben.

Endlich verabschiedete ich mich, indem ich zugleich ankündigte, daß des nächsten Morgens der Commandant mit dem Schiffsstabe den officiellen Besuch abzustatten gedächte.

Père Lacôme aus Nossi-Beh hatte mir einen Empfehlungsbrief sammt einem Packete Heiligenbilder für einen gewissen André Ambulahéry, Chef der Zollbehörde in Majunga, mitgegeben. Diesen suchte ich nun auf. Er war bald gefunden, indem sein Haus in unmittelbarer Nähe der Wohnung des Gouverneurs liegt. Ambulahéry selbst stellte sich als ein recht intelligent aussehender Mann dar, welcher sehr gut französisch sprach und in Folge des Briefes, den ich ihm gebracht hatte, mir sehr freundlich entgegenkam.

Froh Jemanden zu haben, von dem ich Auskünfte über die Ortsverhältnisse erlangen konnte, äußerte ich den Wunsch, den Rest des Nachmittags zu benützen, um die Stadt näher zu besichtigen, und wie erwartet bot Ambulahéry sich vergnügt als Führer dazu an.

Majunga besteht aus zwei getrennten Theilen, der Hovaveste am Berge und der Handelsstadt am Ufer. Insgesammt wird die Einwohnerzahl auf 8000 Seelen geschätzt. Da wir uns im Fort befanden, so durchstreiften wir zuerst dieses. Hier wohnen ausschließlich Hova und ihre Familien. Jeder Hova ohne Ausnahme gehört dem Kriegerstande an, daher bildet die männliche Einwohnerschaft zugleich auch die Besatzung. Die ganze Streitmacht, welche sich auf 1000 Mann belaufen dürfte, steht unter den Befehlen des Gouverneurs.

Mit Ausnahme des Gouverneurgebäudes, das aus Stein aufgeführt ist, sind die Häuser in der Veste durchgehends aus Holz, allein von seltener Zierlichkeit und Nettigkeit. Der hölzerne Unterbau trägt ein hohes spitziges Dach von Palmenstroh; die Außenwände des Hauses sind mit Fächerpalmblättern derart kunstvoll bekleidet, daß man versucht ist, sie für getäfelt zu halten. Im Innern bedecken Rabanenzeug und Strohmatten die Wände und den Boden, und herrscht überall die größte Reinlichkeit. Die Einrichtung ist im Allgemeinen eine höchst einfache, die Kitanda, das in diesen Gegenden gebräuchliche Bettgestell mit Bastgeflecht, und einige niedere Stühle, doch haben die Vornehmeren mitunter schon europäisches

Hausgeräth. Auch die engen Straßen bekunden den Ordnungssinn der Hova und sind skrupulös rein gehalten.

Was die Festungswerke der oberen Stadt von Majunga anbelangt, so sind diese nicht sehr furchtbar. Ein Graben, nur einige Fuß tief, umschließt den ganzen Häusercomplex; auf der stellenweise aufgeworfenen Brustwehr sind hie und da alte eiserne Schiffsgeschütze postirt, die den Vertheidigern wohl gerade so gefährlich wie den Angreifern sein dürften. Nichtsdestoweniger werden sie sorgsamst durch Strohdächer vor dem Einflusse der Witterung geschützt.

Der untere Theil Majunga's, in welchen wir uns nun begaben, hat zwar einige hübsche Steingebäude reicher Indier, vereinzelt auch so reinliche Häuser wie die der Hova im Fort, allein die Mehrzahl der Bevölkerung, Araber, Sakalaven und Kaffern, wohnt in höchst schmutzigen Hütten, wo jede nähere Besichtigung durch einen ekelerregenden Gestank verleidet wird. Im Mittelpunkte der unteren Stadt befindet sich ein größeres Steingebäude mit einer ausgedehnten Veranda. Ein davorstehender Flaggenstock, auf welchem der malegassische Wimpel weht, bekundet, daß man es mit einem Gouvernementsgebäude zu thun hat. In der That erklärte Ambulahéry, daß dies das Lapa (Stadthaus) sei, wo die öffentlichen Berathungen, Kabary genannt, abgehalten werden. Hier vereinigen sich nämlich die hervorragenden Mitglieder der Gemeinde, wenn es sich darum handelt irgend eine communale Angelegenheit zu regeln. Auch wenn die Königin Befehle erläßt, werden diese vom Gouverneur dem Chef der unteren Stadt mitgetheilt, welcher die Kabary einberuft und die Anordnungen verlautbart. Die einzelnen Mitglieder der Versammlung haben nun ihrerseits Sorge zu tragen, daß alle ihre Bekannten davon verständigt werden, und rufen nöthigenfalls wieder bei sich Kabary's zusammen. Durch diese Organisation sollen Beschlüsse und Nachrichten sich äußerst schnell verbreiten, und ist eine Ausflucht, einen Befehl nicht gehört zu haben, nicht zulässig.

Es war Abend geworden; das Boot, welches mich abzuholen hatte, war jedoch noch nicht eingetroffen, und so folgte ich meinem gesprächigen Führer vor die Stadt, wo prachtvolle Palmen, Mangobäume und üppiges

Dickicht den Weg nach dem Innern des Landes umsäumen. Die balsamisch duftende, lauwarme Luft und der Streit des ersterbenden Taglichtes mit den Strahlen des hochstehenden Mondes stimmten gut zu dem malerischen Bilde, welches die von den Feldern heimkehrende Bevölkerung in Folge ihrer verschiedenen Trachten und Hautschattirungen bot.

Den nächsten Morgen um 8 Uhr begrüßten wir mit 21 Kanonenschüssen die malegassische Flagge, ein weißer Wimpel, der in Goldlettern die Aufschrift Ranavaluna Mandjaka 'ny Madagaskar (Ranavaluna, Königin in Madagaskar) trägt. Das Fort erwiderte den Salut Schuß für Schuß, und nach dieser Einleitung des officiellen Verkehres mit der malegassischen Behörde, begab sich der Commandant in Begleitung des Stabes zum Besuche des Gouverneurs an das Land.

Hier waren die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden um diesem Höflichkeitsacte die entsprechende Weihe zu geben, und wahrlich eine köstlichere Parodie abendländischer Etiquette kann man sich kaum vorstellen.

Nach dem Landen wurden wir zum Wachhause geführt. Hier erwarteten uns Träger mit primitiven Palanquins und eine Ehrenwache. Ein Officier schwarz wie Ebenholz mit rothem Fracke, queraufgesetztem Dreispitze und mit wallendem weißen Federbusche machte die Honneurs und ließ seine Leute, zwölf Mann in weißen Baumwollüberwürfen und blauen Käppis, präsentiren. Dies ging jedoch nicht so leicht. Jeder malegassische Soldat ist nämlich außer mit einem Steinschloßgewehre noch mit einem Spieße aus zähem Holze, an beiden Seiten mit Eisenspitzen versehen, bewaffnet, und werden vor jeder Handhabung des Gewehres erst die Spieße rechts vor sich in den Boden gesteckt. Die genaue Ausführung der einzelnen Handgriffe dirigirte ein zweiter Officier in Civilkleidung und mit einem Cylinderhute auf dem Kopfe. Mit dem blanken Säbel zu dem er keine Scheide besaß, welchen Rüstungsgegenstand die Hova überhaupt nicht zu kennen scheinen, verlieh er durch beständiges Schwingen seinem Commando Nachdruck. Gleichzeitig intonirte die Musik, Leute mit Violinen, Flöten, großen und kleinen Trommeln, die malegassische Volkshymne.

Der feierliche Empfang war nun beendet, befriedigt nahm der commandirende Officier seinen Säbel unter den Arm und half uns die Palanquins besteigen. Die Musik und die Ehrenwache voran setzten wir uns auf dem steilen Wege nach dem Fort in Bewegung. Hier angelangt, waren wir neuerdings Gegenstand wiederholter Ehrenbezeugungen.

Malegassischer Palanquin.

Die vor dem Thore gekreuzten Speere wurden wie bei einem früheren Kommen feierlich weggenommen um den Eintritt freizugeben, die Wachmannschaft und die Bemannungen der Geschütze präsentirten ihre Waffen. Endlich im Vorhofe seines Hauses empfing uns der Gouverneur und seine Suite in vollem Staate, auch war eine beträchtliche Menge Mannschaft daselbst aufgestellt. Der Aufzug der verschiedenen Würdenträger war wahrhaft imposant. Der Gouverneur hatte einen schwarzen Sammtfrack, einen

Hut mit französischer Cocarde und englische Marine-Epauletten; mein Freund Ambulahéry gefiel sich in einem einfachen braunen Rocke, Officiersdienermütze und Fäustlingen, dafür that sich wieder der Untercommandant der Truppen durch seine malegassische Uniform, aus blauem und weißem Sammte und den Namenszug der Königin auf den unförmlichen Epauletten, hervor. Der Rest trug die verschiedensten Livréen und Uniformen mit Kopfbedeckungen jeder Art, den italienischen Garibaldihut nicht ausgenommen.

Nun folgte die gegenseitige Vorstellung. Da gab es ein Händeschütteln als ob es sich handeln würde die Stärke unserer Armmuskeln zu prüfen. Vielleicht war bei einigen die Ursache nur darin zu suchen, daß sie unsere Aufmerksamkeit auf ihre blendend weißen und langen Handschuhe lenken wollten, deren auffallende Aehnlichkeit mit dem Wäschartikel, den man bei uns Strümpfe nennt, übrigens schon früher unsere Heiterkeit erregt hatte.

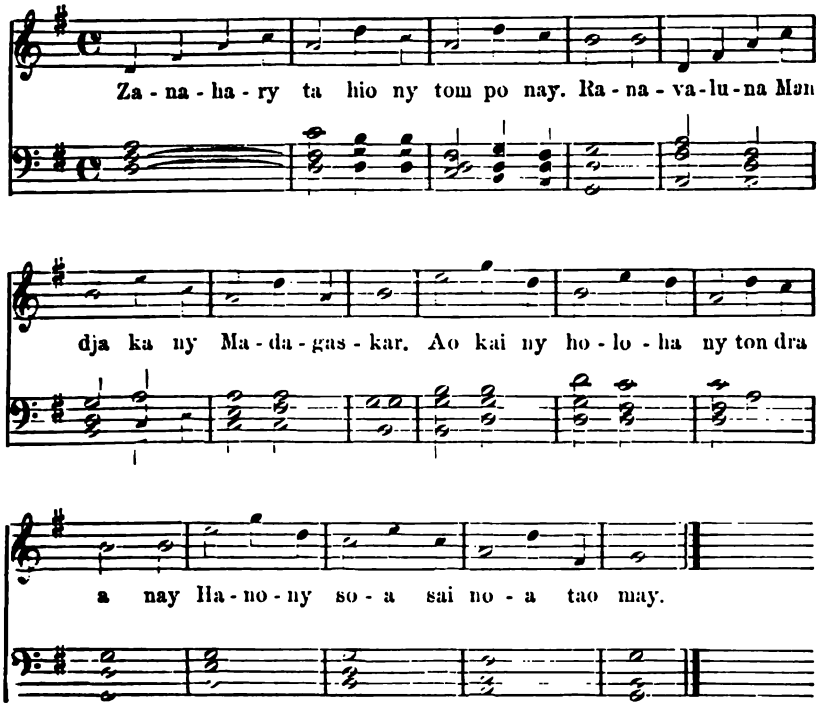
Dies absolvirt, befahl der Gouverneur eine Wendung nach links gegen die Hauptstadt Antananarivo und ließ zu Ehren der Königin Ranavaluna präsentiren. Misòtra Ranavaluna Mandjaka!*) (Es gedeihe die Königin Ranavaluna) hieß es, und man verbeugte sich ehrfurchtsvoll in der angegebenen Richtung. Nun erkundigte sich der Gouverneur um den Namen unseres Monarchen, es wurde eine Wendung rechts gemacht — zwar gerade entgegengesetzt der Lage Oesterreichs, aber gut gemeint — und zu Ehren unseres Kaisers abermals präsentirt; endlich geschah die Procedur ein drittes Mal uns zu Ehren, wobei die Musik wie bei den früheren Malen mit der Hymne einfiel. Wir dankten so gut wir konnten, und begaben uns dann auf Aufforderung des Gouverneurs in das Haus, wo man uns Wermuth vorsetzte. Nach verschiedenen Toasten, wo sich die Nachahmung englischer Sitte seitens der Hausherren auch durch Ausbringung des ersten Toastes auf ihre eigene Königin zeigte, lud uns der Gouverneur inständigst ein für den kommenden Tag seine Gäste bei Tische zu sein. Wir sagten ihm dies bereitwilligst zu und wurden

*) Zu diesem Titel gehört eigentlich noch der Zusatz Andrianimpoimerina (Herrscher, welchem Emerina untersteht), allein trotz ihrer Vorliebe für lange Worte und endlose Namen scheint den Hova für gewöhnlich dieser Titel doch zu lang zu sein.

nun bei Wiederholung all der früheren Ehrenbezeugungen von der Ehrenwache und der Musik zu den Booten geleitet.

Sidikin.

(Malegassische Volkshymne.) *)



Mir oblag es im Vereine mit dem Bordverwalter den Einkauf frischer Provisionen für das Schiff zu besorgen, daher begab ich mich des Nachmittags wieder an das Land um von Ambulahéry Auskünfte in dieser Richtung zu erlangen. Ich fand denselben im Kreise seiner Familie mit Vorlesen aus der Bibel beschäftigt und wurde sowohl von ihm, als von seiner gutmüthig und intelligent aussehenden Frau herzlich empfangen. Der erwachsene Sohn und einige kleinere Kinder kauerten aufmerksam

*) Ich verdanke dieses Musikstück sowie mehrere Daten über Madagaskar dem Herrn Coldwall in Mauritius, welcher das Hovareich in Folge eines längeren Aufenthaltes daselbst gründlich kennt.

lauschend um den Sessel des Vaters am Boden, während seine Tochter, ein hübsches Mädchen, gleich der Mutter von sehr lichtem, olivenfarbenem Teint, im Vereine mit der schwarzen Sakalavenmagd beschäftigt war, Wäsche zu glätten. Dieses gemüthliche Familienbild stand wohl im schroffen Widerspruche zu dem Bewußtsein, sich unter Leuten einer Nation zu befinden, die noch vor fünfzehn Jahren das scheußliche Gottesgericht durch Einnehmen von Tanguingift hatte, die Christen auf das grausamste verfolgte, und bei welcher noch vor kurzer Zeit die Sittlichkeitsbegriffe sehr laxer Natur waren.

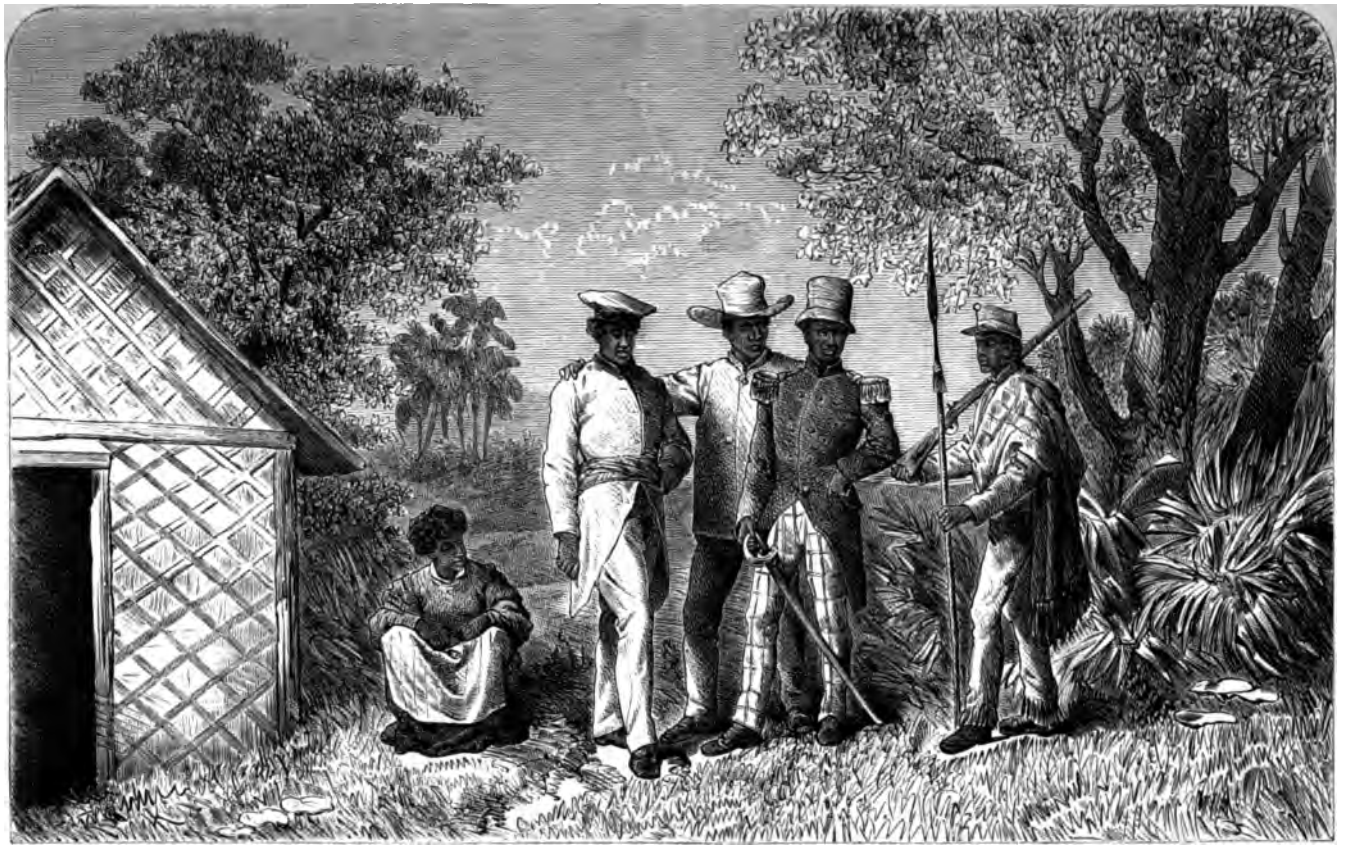
Es ist überhaupt erstaunlich, welch' ungemeinen Fortschritt in Bezug auf Gesittung und auf die socialen Verhältnisse die Annahme des Christenthums bei den Hova hervorgerufen hat, und ein neuer Beweis, falls ein solcher noch nöthig wäre, von dem großen civilisatorischen Einflusse der christlichen Lehre. Uebrigens fußt das schöne Familienleben der Hova auch in der stets unbestrittenen Autorität des Familenvaters, welche selbst zur Zeit, als die Hova Heiden waren und mehrere Frauen haben durften,*) den leicht sich ergebenden Zwistigkeiten im Haushalte vorbeugte. Interessant ist eine Legende über die Begründung dieser Autorität des Mannes, welche trotz der Annahme des Christenthums sich noch bei den Hova erhalten hat.

„Gott erschuf den ersten Mann und die erste Frau gleichzeitig und wies ihnen eine schöne Gegend im Innern des Landes als Aufenthaltsort an, wo sie sich von Früchten und Wurzeln nährten.

Nun wurde das erste Kind, ein Sohn, geboren, und die Eltern flehten zu Gott um eine kräftigere Nahrung. Dieser erwiderte darauf: „Eure Bitte ist begründet, ihr sollt euch nicht mehr wie Thiere nähren, gebt mir das Blut eures Sohnes und ich will damit euch eine kräftige Nahrung schaffen."

Als dies die Eltern hörten, fingen sie an zu wehklagen, und das Weib sprach: „Nehme lieber mich als meinen Sohn." Doch als Gott mit dem flammenden Spree kam, da erzitterte das Weib, und schluchzend

*) Im Norden Madagaskar's soll es Gebrauch gewesen sein, daß ein Mann außer der rechtmäßigen Frau, noch eine temporäre, von der er sich jederzeit trennen konnte, und mehrere Sklavinnen hatte.



Sova-Officiere.

reichte sie das Kind zum Opfer hin. Der Mann aber entriß es ihr, drückte es an seine Brust, trat dann vor Gott und sagte: „Nehme mich statt meines Sohnes, ich habe genug gelebt."

Gott erwiderte hierauf: „Bedenke wohl, was du thuest, das Leben ist schön." Aber der Mann blieb standhaft und beugte sein Haupt. Da schwang Gott die flammende Lanze um das Haupt des Mannes, dieser erschrak, schloß die Augen, entblößte jedoch die Brust um den Todesstoß zu empfangen.

Gerührt durch diese Vaterliebe wendete Gott im letzten Momente die Lanze ab, und ritzte nur mit ihrem unteren Ende die Schulter des Mannes. Es entquollen einige Tropfen Blut, und siehe, als diese auf den Boden träufelten, entsproß daraus die herrlichste Reispflanze. Nun sprach Gott: „Hier habt ihr eine Nahrung für euch und eure Nachkommen, und du Mann, weil du dich würdig gezeigt hast, wirst von nun an in der Familie regieren, du schwaches Weib aber hast ihm Gehorsam zu leisten, und bleibst ihm für immer unterthan."

Nach einem längeren höchst interessanten Gespräche, wobei uns Ambulahéry noch verschiedenes über die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute mittheilte, machten wir uns in seiner Gesellschaft auf den Weg, um im Orte die nöthigen Erkundigungen bezüglich unserer Einkäufe einzuholen. Die meisten Anfragen fanden sehr kurz ihre Erledigung. Majunga bietet eben sehr wenig, nicht einmal frisches Brod findet man daselbst; hingegen ist Schlachtvieh in beliebiger Menge und höchst billig zu haben, besonders für Private und Handelsschiffe. Letztere zahlen für einen prachtvollen Ochsen von ungefähr 400 Pfund Fleischgewicht drei Thaler; Kriegsschiffen dagegen wird dasselbe Thier schon mit fünfzehn Thalern berechnet.

Die Ausführung unserer Bestellungen war jedoch trotz der Bemühungen unseres Freundes nicht so leicht. Es ist kaum glaublich, welch' hohe Autoritäten über eine so wichtige Angelegenheit, wie der Ankauf einiger Ochsen seitens eines Kriegsschiffes ist, zu entscheiden hatten. Im Mißtrauen gegen Alles was Fremde thun, dürfte wohl der Hauptgrund dieses schwierigen Verkehrs zu suchen sein. Uebrigens hat sich bei Nachahmung

europäischer Institutionen bei den Hova ein unglaublich zahlreiches Beamtenthum herausgebildet, dessen Pedanterie im grellen Contraste zu dem Amtiren in Hemdärmeln steht. Wir suchten nun der Reihe nach alle die Würdenträger auf, welche wir des Morgens in der Suite des Gouverneurs kennen gelernt hatten, und versetzten manche in gewaltige Verlegenheit ob der ihrem Grade wenig entsprechenden häuslichen Beschäftigungen, bei denen wir sie antrafen.

Im Vorbeigehen besuchten wir auch eine Schule. Hier unterrichtete ein protestantischer Priester, Hova von Geburt, die kleinen Kinder im Lesen und Schreiben und vorzugsweise im Kirchengesange. Letzteres ist vom besten Erfolge begleitet, da die Hova von Haus aus sehr musikalisch sind. Die Hova haben für Schrift und Druck ihrer Sprache die römischen Lettern angenommen, man schreibt alles genau so wie man es ausspricht, und dadurch ist das Lesen und Schreiben verhältnißmäßig leicht gemacht.

In der Nähe der Schule befinden sich die Gefängnißlocalitäten. Schließt man nach den Missethätern, die wir daselbst sahen, so scheint es nicht zu den angenehmsten Lagen zu gehören malegassischer Gefangener zu sein. Einige sahen wir mittelst zweier Eisenstangen gefesselt, die in der Mitte durch ein Kettenglied verbunden und mit Ringen am Halse und am rechten Fuße befestigt waren. Jede noch so geringe Beugung des Körpers muß daher höchst mühselig und schmerzhaft sein. Andere Uebelthäter waren ganz entblößt an einen Pfahl gebunden, wo sie durch eine gewisse Zeit den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt blieben.

Endlich hatten wir die vielfach vidirte Autorisation zu unseren Einkäufen erlangt und begaben uns in die untere Stadt zu den eigentlichen Kaufleuten, die zumeist Indier oder Araber sind. Hova geben sich nicht oder nur sehr ungerne mit irgend etwas anderem als dem Kriegerhandwerke ab. Bei der Auszahlung hatten wir verschiedene Schwierigkeiten. Man wollte blos französische 5 Francsstücke, die bei den Hova einzig currente Münze nehmen, Gold wurde entschieden zurückgewiesen, auch Maria-Theresienthaler, obwohl den Arabern und Sakalaven bekannt, sah man ungern. Reste unter einem Thaler mußten durch Zerschneiden

der Münzen beglichen werden, wobei man sich einer kleinen Wage bediente. In Madagaskar trägt Jeder der mit Geld zu thun hat, ein derartiges Instrument bei sich.

Als wir nach Beendigung unserer Geschäfte auf den offenen Platz vor dem Zollgebäude kamen, sahen wir eine dichtgedrängte Menschenmenge, welche dem Ankern eines eben aus Bombay angelangten Bungalow's zusah.

Das Manöver des unbehilflichen Fahrzeuges interessirte mich wohl wenig, mehr aber die Musterkarte der Bevölkerung Majunga's und somit fast des ganzen Küstenstriches, die sich derart darbot. Ich will nun die Haupttypen derselben etwas eingehender beschreiben.

Vor Allem die Hova, da selbe als Machthaber sowohl, als auch in intellectueller Beziehung den ersten Rang einnehmen. Selbe sind bekannter Weise wie alle Bewohner Madagaskar's malayischen Ursprungs; hie und da zeigt sich eine Mischung mit Arabern und Kaffern, jedoch letztere in weit geringerem Maße als bei den Sakalaven, wie dies sich schon durch die Olivenfarbe im Gegensatz zum Chocoladeteint der Letzteren kundgibt. Sie sind nicht besonders großer Statur und haben schönes, schwarzes, meist schlichtes Haar, geringen Bartwuchs und besonders die Frauen mehr geistig belebte, als schöne Gesichtszüge. Die Kleidung der Männer ist höchst einfach. Ueber die einfache Leibwäsche kommt die mehr oder minder reiche Lamba, oder bei Vornehmeren europäische Kleidungsstücke, sodann Schuhe und Strohhüte. Letztere gehören zur Nationaltracht und werden für gewöhnlich von Jedermann getragen.

Die Frauen haben eine unseren Begriffen mehr entsprechende, obwohl immerhin leichte Kleidung, wobei die Lamba je nach dem größeren oder geringeren Werthe den Rang der Trägerin bezeichnet. Auf Schmuck scheinen sie nicht viel Werth zu legen; mitunter sieht man Ohrringe der einfachsten Art, häufiger sind Schnüre um den Hals, besonders mit den von den Missionären vertheilten Medaillen und Kreuzchen. Die glänzend schwarzen Haare werden von der Mehrzahl in viele künstlich geformte Knäule gewunden und sorgfältigst gepflegt, vornehmere tragen sie jedoch auf europäische Art.

In zweiter Linie kommt der Sakalave zu nennen, welcher hier eigentlich seine Heimat hat. Er ist der gleiche wie in Nossi-Bey, die nämliche kräftige, intelligente Erscheinung, nur den Hova in Bezug auf Sitten und Tracht mehr assimilirt. Die Beschäftigung der Sakalaven ist meist Feldbau. Reis und abermals Reispflanzungen sind ihre Hauptreichthümer.

Die Araber und Indier dieser Gegend sind ausschließlich Handelsleute und haben die Sitten und Gewohnheiten ihres Heimatslandes beibehalten. Erstere unterhalten Beziehungen mit Ostafrika, Zanzibar und Arabien, besonders Maskat, und zwar war früher der Sklavenhandel von Mozambique herüber eine ihrer erträglichsten Erwerbsquellen. Jetzt seitdem die Sklaverei in Madagaskar formell abgeschafft wurde, und englische Schiffe an der Küste kreuzen, ist diese nahezu erloschen. Die Indier haben Verbindungen mit ihrem Vaterlande, und ist daher bei ihnen vorzüglich indische und englische Waare zu finden.

Zum Schlusse sind noch einige Mozambique-Neger, Kaffern und Comoren zu nennen, vormals oder vielleicht noch jetzt Sklaven, welche die Pariarolle ausfüllen, jedoch in Bezug auf Kleidung sich den größeren Ansprüchen gefügt haben, den die Hova in dieser Richtung machen.

Das Diner beim Gouverneur am folgenden Tage bot den guten Hova wieder eine Gelegenheit, um möglichst viel Pomp zu entwickeln. Wie beim vorhergehenden Besuche wurden wir unter den Klängen der Musik in's Fort geleitet und folgte dann ein endloses Präsentiren, Verbeugen und Hüteschwenken.

Der Gouverneur und sein Gefolge waren diesmal en campagne, das heißt, in höchst abgenützten Civilanzügen, nichtsdestoweniger aber mit blanken Säbeln bewaffnet, die erst unmittelbar vor dem Niedersetzen bei Seite gelegt wurden. Der Tisch war ganz nach europäischem Muster bereitet, sogar Servietten fehlten nicht; das Speiseservice schien irgend einem englischen Kriegsschiffe zu entstammen, wenigstens waren Marine-Embleme darauf ersichtlich.

Die Speisen wurden nach englischer Sitte von zwei Würdenträgern vorgelegt, und die Reste sodann gleich von einer in der Ecke

des Zimmers gekauerten Gesellschaft von Mägden verzehrt. Da die meisten der Dignitäre etwas englisch oder französisch sprachen, so entspann sich bald nach der Mahlzeit eine animirte Conversation. Ueber Madagaskar jedoch war wenig zu erfahren, Mißtrauen gegen Fremde scheint eine Nationaleigenschaft der Hova zu sein, und hat schließlich bei den Annexionsgelüsten, welche die Europäer, besonders die Franzosen, bezüglich Madagaskar zu wiederholten Malen gezeigt haben, eine gewisse Berechtigung.

Bessere Nachrichten in dieser Richtung erhielt ich von Chip Abdallah, einem alten Araber, der Chef der unteren Stadt und Vertrauensperson des Gouverneurs ist. Selber erzählte mir unter Anderem auch mehreres über die Organisation der Hova-Armee. Jeder erwachsene Hova ohne Unterschied ist Soldat und erhält dafür vom Staate die Bewaffnung und Verpflegung. Vom niedersten Unterofficier bis zum Kriegsminister gibt es 16 Ehrengrade, und werden die Chargen nach der Nummer der Rangsstufe benannt. Vom siebenten Ehrengrade, der unserer Stabsofficierscharge entspricht, aufwärts erhalten die Officiere ihre Ernennung durch Patente der Königin. Bezahlung bekommt aber Niemand, selbst der Gouverneur in Majunga nicht, obwohl er die höchste Militär- und Civilgewalt über Westmadagaskar in seiner Person vereinigt. Er muß also nothgedrungen von den nach Antananarivo einzusendenden Zollerträgnissen *) eine kleine Quote zurückbehalten, die er mit den anderen höher gestellten Functionären — bei Tische mit uns saßen nur Leute vom zwölften Ehrengrade aufwärts, als mit Generalsrang — theilt.

Uebrigens soll der Gouverneur ein sehr tüchtiger Mann sein und sich des besonderen Vertrauens seiner Regierung erfreuen. Er wurde eigens von Tamatave hierher versetzt, um die unruhigen Sakalaven im Zaum zu halten und endlich auch in dem fruchtbaren Westmadagaskar die zu dessen Entwickelung nothwendigen, geregelten Zustände herbeizuführen. Der Name des Gouverneurs ist Ramas, und er führt den officiellen Titel: 14 Vtra

*) An der ganzen Küste Madagaskar's wird von allen ein- und auslaufenden Waaren ein Zoll im Betrage von 10% des Werthes eingehoben.

Dekany Prime Minister Governor 'ny Mojanga (von vierzehnter Ehre, Adjutant des Premierministers, Gouverneur von Majunga.*)

Auch über die Rechtspflege der Hova wußte Chip Abdallah viel zu erzählen.

Ramas, Gouverneur von Majunga.

Im Allgemeinen sind die Strafen der Hova höchst grausam. Außer den schon erwähnten Fesseln mittelst Eisenstangen und Aussetzen an die Sonne sind Stockschläge, Augenpressen, Bockspannen und dergleichen Martern im Gebrauche. Die Todesstrafe wird durch Erstechen mittelst Speeren, bei einigen Verbrechen aber auch durch Steinigen ausgeführt.

Derjenige, welchem gerichtlich eine Strafe zuerkannt wird, darf während einer gewissen Zeit weder die Lamba noch den Strohhut tragen

*) Die Hova haben die meisten Worte, welche sich auf Europäern entlehnte Einrichtungen beziehen, theils dem Englischen, theils dem Französischen entnommen. Das hier citirte Wort Dekany dürfte sicherlich aus aide-de-camp entstanden sein. Auch die Commandoworte der Truppen verrathen den englischen Ursprung.

und muß sich die Haare kurz scheeren; manche werden auch auf der Stirne gebrandmarkt. Uebrigens ist das Gerichtsverfahren nicht so inhuman als die Strafen selbst.

Eine Art Jury, bestehend aus zwölf der hervorragendsten Kabary-männer — entsprechend den zwölf heilig gehaltenen Königen, die einst die Hova beherrschten — bildet unter dem Vorsitze des Sizialainga (ernster Mann) den Gerichtshof.

Der Sizialainga, bewaffnet mit einem silbernen Speere, dem Zeichen seiner Würde, und begleitet von einigen Beisitzern, kommt zu dem Hause des Angeklagten, und fordert ihn auf herauszukommen. Dieser erscheint, und bringt hierauf Speise und Trank zur Bewirthung der Gerichts-personen.

Nun verkündet der Sizialainga die Anklage, und der Geklagte folgt auf das Stadthaus, wo dann die weitere Untersuchung stattfindet, bei welcher es dem letzteren gestattet ist sich zu vertheidigen. Wird jemand zum ersten Male beanständet, so hat er das Recht an eine große Kabary zu appelliren, falls er mit dem Urtheile des gewöhnlichen Gerichtshofes nicht zufrieden ist.

Als Regulativ für das Strafausmaß dient ein Codex, welcher von Andrianimpoemerina, dem Gründer der gegenwärtigen Dynastie, angelegt wurde und von den späteren Herrschern Zusätze erhielt.

Für Desertion, Waffenverheimlichung, Revolution, Fälschung, Ver-leitung zum Auswandern ist die Todesstrafe gesetzt, mit welcher stets die Confiscation der Güter und Zwangsarbeit der Familie verbunden ist. Der Inhalt und die Fassung der einzelnen Artikel ist bezeichnend für die Auffassung und die Begriffe, sowie für den Culturzustand der Hova. Ein Artikel lautet ungefähr: „Wer in einem Rechtsstreite die Richter besticht oder zu bestechen versucht, verliert den Proceß und muß 50 Thaler zahlen; falls er nicht im Stande wäre dies zu thun, muß er eine entsprechende Zeit Zwangsarbeit leisten." Ein anderer Artikel sagt: „Wenn ein Mann betrunken ist, Euch beschimpft und Eure Sachen beschädigt, so bindet ihn; wenn er wieder zur Vernunft gekommen ist, so laßt Euch den Schaden bezahlen."

Gar hart waren die von der Königin Ranavaluna I. erlassenen Gesetzbestimmungen zur Ausrottung des Christenthums;*) selbe wurden jedoch gleich nach dem Tode dieser grausamen Regentin wieder außer Kraft gesetzt.

Während dieser Mittheilungen meines Nachbars ging das Essen in's Unendliche weiter. Reis mit Etwas und Etwas mit Reis, und damit ja nicht Mangel an diesem Gerichte eintrete, so standen beständig zwei große Schüsseln voll desselben am Tische, vermuthlich an Stelle des Brotes, das man hier nicht kennt. Sonst konnten wir jedoch der Küche die Anerkennung nicht versagen, daß alle die unzähligen Braten und mit Curry eingemachten Speisen sehr gut zubereitet waren. Auch ließen der Gouverneur und seine Suite es nicht an Aufmerksamkeit bei unserer Bedienung fehlen. Als Getränk wurde Wermuthwein verabreicht, den die im Allgemeinen sehr nüchternen Hova sehr gerne zu haben scheinen.

Natürlich fehlte es nicht an Toasten. Besonders hielt der dicke, gesprächige Artilleriegeneral eine lange von den leidenschaftlichsten Gesten begleitete Rede, bis ihn schließlich die Rührung oder der Wermuth übermannte, und er hastig mit einem donnerähnlichen Velooma (Lebehoch) endete. Obwohl wir kein Wort verstanden hatten, stimmten wir natürlich mit Begeisterung in den allgemeinen Jubel. Endlich war die Tafel zu Ende, und der Gouverneur lud uns ein den Caffee unter der Veranda zu nehmen. Wir baten um Erlaubniß uns Cigarren anzünden zu dürfen, es wurde dies bereitwilligst gewährt, ja man machte sogar sehr deutliche Anspielungen selbst unsere Cigarren versuchen zu wollen. Einige von uns antworteten

*) Sie lauteten beiläufig: „Wer von meinen Unterthanen von nun an (1835) noch der Bekennung des Christenthums überwiesen wird, verfällt:

1. Wenn er ein freier Mann ist, dem Tode, sein Weib und Kind der Sklaverei.
2. Ein Sklave wird auf Lebensdauer in Ketten gelegt.
3. Wird eine ganze Gemeinde des Uebertrittes zum Christenthum überführt, so muß sie eine entsprechende Buße in Geld und Rindern leisten; die Häupter der Gemeinde werden jedoch vom Itsinihatsaka (einem Felsen bei Antananarivo) heruntergestürzt und deren Leiber verbrannt.
4. Die des Christenthums Verdächtigen haben durch ein öffentliches Opfer mit dem heiligen Wasser und der heiligen Erde von den Gräbern der zwölf Könige ihr Festhalten an den alten Glauben der Väter darzuthun."

boshafter Weise mit der Darreichung von Virginiacigarren und bestraften derart die Neugierde der Armen hart. In der Regel rauchen die Hova nur Hanf, und dies aus kleinen Pfeifen, Tabak wird nicht geraucht, sondern meist in schwachen Prisen gekaut.

Gemüthlich placirt genossen wir von unserem erhöhten Standpunkte eine prachtvolle Aussicht über die untere Stadt, den Hafen und die weite Bai. Doch bald lenkten heitere Weisen unsere Blicke auf den vor der Veranda befindlichen Hof. Hier hatten sich einstweilen die Edelsten der Hovawelt in Festkleidern versammelt, da uns zu Ehren ein Tanz angesagt war. Die eigentlichen Tänzer waren jedoch noch nicht erschienen, und wir hatten Muße die gegenwärtigen, meist bejahrteren Personen zu mustern. Rechts vor uns am Boden kauerte eine Gruppe von Frauen, die auf das Netteste frisirt und zum Theile mit sehr kostbaren Lamba's geschmückt waren. Entsprechend der früheren Bemerkung über die Hova konnte von all' den Frauen keine einzige schön genannt werden, wohl aber hatten viele geistvolle und intelligente Gesichtszüge.

Auf einmal wird die allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen. Alle Augen wenden sich nach rechts, wo ein Dutzend der komischesten Paare, die man sich vorstellen kann, eintreten. Die Herren in mehr oder minder abgetragenen Civilkleidern und mit allen nur erdenklichen Kopfbedeckungen, die Damen in den bizarrsten europäischen Costümen, von denen ein Maskenball bei uns kaum ähnliche aufweisen kann. Auf dem gegen die gewöhnliche Sitte glatt gescheitelten Haare ruhten entweder altmodische Damenhüte oder Brautkränze, und vom rosarothen Ballkleide bis zum schwarzen enganliegenden Kleide mit der Winterjoppe waren alle Variationen von Toiletten vertreten. Hiezu der verschiedene Teint, alle Schattirungen von Braun waren zu sehen, die plumpen Fußbekleidungen und die gedachten verdächtigen Fäustlinge mit dem Fabriksstempel Patent Stockings*), und man wird zugeben, daß unser Pflichtgefühl in Vertretung der Flagge bewundernswerth war, indem wir der unendlichen Versuchung zum Lachen nicht nachgaben, sondern unseren Gesichtern womöglich den Ausdruck von

*) Patent-Strümpfe.

Bewunderung verliehen. Nach einer Defilirung vor dem Gouverneur, wobei die gravitätischen Knixe der Schönen unseren Lachreiz auf das höchste steigerten, begann die Musik eine Art Varsovienne zu spielen. Zu diesen Klängen wurde ein Tanz ähnlich unserem Ländler aufgeführt. Nach dessen Beendigung wurden die Damen zu ihren Mama's geleitet, neben welchen sie sich auf den Boden niederließen.

Hovafrau von Stand.

Zum Glücke hatte die gute Laune unserer Gastgeber in regelmäßigem Verhältnisse zu dem noch weiter genossenen Wermuth derart zugenommen, daß wir endlich, angeblich über ihre Witze, unserer Heiterkeit freien Lauf lassen konnten.

Beim nächsten Tanze forderte uns der Gouverneur auf, an dem Vergnügen theilzunehmen und Damen zu wählen. Wir thaten dies auch, den sorgsamen Mama's gleichzeitig durch den Dolmetsch versprechend nicht übermäßig schnell zu tanzen. Dieses pflegen die englischen Officiere zu thun, und soll dadurch manche der braunen lady-partner's vom Schwindel befallen worden sein.

Die Ländlerfiguren machten wir demgemäß mit spanischer Grandezza durch und brachten sodann mit großen Verbeugungen unsere aus Scheu zitternden Tänzerinnen auf ihre Plätze zurück.

Ueber Aufforderung, auch unsere Tanzweise zu zeigen, gaben wir einen Walzer zum Besten, der ob der Schnelligkeit der Bewegungen nicht geringe Bewunderung hervorrief, und nun wurde der eigentliche hovaische Nationaltanz Namens Maninazi aufgeführt. Die Damen, acht bis zehn in einer Reihe hintereinander, beginnen sich nach dem langsamen Tempo der Musik in Bewegung zu setzen, einem gegen sie gewendeten, vortanzenden Herrn folgend. Dem Tacte entsprechend werden nun die Arme langsam gehoben, bis sie horizontal ausgestreckt sind, wobei sich die Hände flossenartig auf- und abbewegen. Geht der Vortänzer, der sich ähnlich wie der Ungar beim Czárdás benimmt und ebenso das Sacktuch schwenkt, vor, so weicht die Damenreihe zurück und läßt dabei die Arme herunterfinken: geht er zurück, so folgen die Frauen ihm nach und heben wieder die Arme. Nach längerem, selbst in den Tropen nicht sehr erhitzenden Hin- und Herziehen, wobei die Reihen der Frauen in Folge der gleichzeitigen Armbewegungen — Damen mögen den Vergleich verzeihen — ganz den Eindruck immenser Tausendfüße machen, folgte eine große Verbeugung vor dem Gouverneur, und die Vorstellung war zu Ende.

Wir benützten diese Gelegenheit, um nach wiederholten Beifallsbezeugungen Abschied zu nehmen. Die Zuvorkommenheit des Gouverneurs erwiderte unser Commandant, indem er denselben sammt seinem Gefolge zum Speisen an Bord einlud.

Der Einladung wurde bereitwilligst und in Bezug auf Zahl der Erscheinenden in vollstem Maße Folge geleistet. Da wir keine Musik an Bord hatten, verursachte es uns große Mühe, den Empfang dem unseren am Lande entsprechend möglichst pomphaft zu gestalten.

Das Aushilfsmittel, welches getroffen wurde, nämlich beim Eintreffen der guten Leute an Bord unsere beiden Hornisten alle möglichen Signale, besonders aber Sturm und Feuerallarm blasen zu lassen, schien Se. Gnaden den Herrn Ramas auf das höchste zu befriedigen. Es war mit sichtlicher Rührung, daß er und die Seinen, diesmal in halber Parade, Civilanzug

mit Epauletten und Mütze, gekleidet, unsere Hände wieder als Glockenstränge benützten und ordentlich Freundschaft läuteten.

Nachdem man sich das Schiff sehr genau angesehen, und auch der dicke Artilleriegeneral die Armstrongkanonen mit Kennermiene geprüft hatte, wurde zu Tische gegangen, wo unsere Gäste allen Gerichten volle Ehre erwiesen, und sogar auch Chip Abdallah, der mohamedanische Araberchef, allen Weinen, besonders aber dem Champagner sehr stark zusprach. Das Menu war schon lange zu Ende, doch unsere Gäste waren nicht zum Aufstehen zu bewegen, und alle Anspielungen von unserer Seite, ja sogar das Antragen von Virginiacigarren, die nach den Mienen beim Ablehnen zu schließen bei ihnen ein großes Schreckmittel geworden waren, blieb ohne Erfolg. Da kam uns der Fang von zwei Haifischen ganz unerwartet zu Hilfe. Kaum hatten wir ihnen die Mittheilung gemacht, daß sich die Thiere auf Deck befänden, als sie aufsprangen dieselben in Augenschein zu nehmen. Die kindische Freude, mit welcher die lieben Hova-Autoritäten die halbverendeten Thiere reizten, war köstlich anzusehen, und als wir dieselben ihnen zum Geschenke machten — Haie gelten bei den Leuten dieser Gegend als Leckerbissen — und in ihr Boot bringen ließen, war endlich eine gute Gelegenheit gefunden, sie auf die höflichste Weise zum Heimgehen zu bestimmen.

Wie aus dem bisher Gesagten erhellt, war unser Aufenthalt in Majunga ein recht angenehmer und in Folge des ungewohnten Contactes mit der Halbcivilisation ein sehr anregender; doch sollten wir leider die Bucht nicht verlassen, ohne Einen der Unsern in fremder Erde zurückzulassen.

Am Morgen des Tages, an welchem wir den Besuch der Hova empfangen hatten, erkrankte Vormeister Ferletić am Madagaskarfieber, und schon in der darauf folgenden Nacht, gerade nach einer heftigen Gewitterböe wurde die nächtliche Stille durch die langsam tönende Todtenglocke unterbrochen. Trotz der höchst kräftigen Constitution des Mannes war der Tod schon nach vierzehnstündiger Krankheit eingetreten.

Den nächsten Morgen wurde ich hinausgesendet um beim Gouverneur die Erlaubniß auszuwirken, den Todten am Lande begraben zu dürfen, da

die Hova, obgleich Christen, doch in dieser Richtung eigenthümlichen Aberglauben hegen. Es war ein Sonntag. In der unteren Stadt sagte man mir, daß der Gouverneur nicht vor einiger Zeit zu sprechen sein dürfte, da er dem Gottesdienste im Fort beiwohne: ich benützte diese Gelegenheit, um ein wenig herumzustreifen und die festlich gekleideten Leute zu betrachten. Plötzlich vernahm man einen harmonischen Gesang, ich lenkte meine Schritte dem Schalle nach und gelangte zu einem umfangreichen hölzernen Gebäude, bei welchem ein großes Kreuz am Dache keinen Zweifel zuließ, daß es ein christliches Gotteshaus sei. Das Innere der Kirche entsprach an Einfachheit dem anspruchslosen Aeußeren. Die ganze Einrichtung bestand aus einem roh gezimmerten Predigerstuhle, doch waren Boden und Wände auf das Zierlichste mit Strohmatten belegt und mit Palmblättern ausgeschmückt.

Am Boden kauerten Männer und Frauen dem protestantischen Gebrauche gemäß in abgesonderten Gruppen und sangen die Psalmen aus ihren Bibeln.

Langsam wendete ich mich nun dem Fort zu, in der Idee, daß der Gottesdienst daselbst schon beendet sein müsse: doch dies war nicht der Fall. Als ich die Umpfählung des Gouverneurgebäudes erreichte, erschallte sogar von zwei Seiten Kirchenmusik. Die ernstere kam aus Ambulahéry's Haus, die weniger schwermüthige ertönte aus der links befindlichen protestantischen Fortskirche.

Ambulahéry versammelt als Aeltester der höchstens 50 Personen zählenden katholischen Gemeinde in Ermanglung einer Kirche und eines Priesters des Sonntags sämmtliche Glaubensgenossen in seinem Hause, haltet eine Art Gottesdienst, d. i. eine Vorlesung von Bibelsprüchen ab und regt das Absingen von Kirchenliedern an. Bei meinem Eintreten war er gerade im Begriffe einige Bilder, die er durch meine Vermittlung von Père Lacôme erhalten, und welche die Höllenpein in sehr drastischer Weise darstellten, seiner Congregation zu erklären. Ich wohnte der ganzen in höchst würdiger Weise vorgetragenen Abhandlung bei, und da hiemit der Gottesdienst zu Ende war, benutzte ich die Gelegenheit der Versammlung für das Geflügel zu danken, welches die Katholiken von Majunga uns, als ihren Glaubensgenossen, zum Geschenk gemacht hatten. Gleichzeitig

bot ich ihnen im Namen der Schiffsbemannung zwei mittlerweile gefangene Haifische an.

Unser Geschenk verursachte große Freude, ebenso kleine Spiegel und ähnlicher Tand, welchen ich unter die Kinder Ambulahéry's bei meiner Verabschiedung vertheilte. Unterdessen war auch der Gouverneur zu sprechen, und gab bereitwilligst die Erlaubniß, unseren Todten auf einem Terrain, welches eigens zu diesem Zwecke außerhalb der Stadt bestimmt ist, zu beerdigen.

Abermals zeigten die Katholiken Majunga's ihren großen Gemeingeist. Sie erboten sich das Grab zu graben, und als Nachmittags die sterblichen Ueberreste des von Vorgesetzten und Cameraden gleich geschätzten, braven Seemannes an das Land gebracht wurden, schlossen sie sich in Festtagskleidern, jedoch mit den Lamba's unter den Armen*) dem Leichenzuge an, um ihrem Glaubensbruder gewissenhaft die letzten Ehren zu erweisen.

Widmet man in Majunga den Sonntag ausschließlich der Andacht und dem Gottesdienste, ein Gebrauch, der von den Engländern herstammt, so wird dafür der Montag den Vergnügungen eingeräumt. Hiebei fühlen sich die guten Bewohner von Majunga ganz als Städter und suchen Erholung in Landpartien. Da wird früh des Morgens aufgebrochen und eines der umliegenden Dörfer aufgesucht. Die dort stereotype Staffage von webenden Frauen und Reis stoßenden Mägden vor den Hütten und höckerigen Zebuochsen auf der angrenzenden Weide findet nun eine angemessene Ergänzung durch Gruppen fröhlicher Leute, die sich dem Tanze und dem Gesange hingeben, oder, wie die männliche Jugend, den mehr kriegerischen Sport des Spießschleuderns betreiben. Das derart gebotene Bild allgemeiner Freude und Lust entwaffnete unseren ursprünglichen Aerger über den blauen Montag.

Letzterer machte es nämlich schwer, unsere Angelegenheiten am Lande derart zu regeln, wie es die für den folgenden Tag, den 3. März, festgesetzte Abfahrt erheischte.

*) Gilt bei den Hova als Zeichen tiefer Trauer.

Bevor ich mit der Schilderung Majunga's, des letzten Ortes Madagaskar's, unter der Herrschaft der Hova, den wir berührten, schließe, will ich Einiges über dieses Volk, dem die Zukunft der schönen Insel gehört, und über die politischen und commerciellen Verhältnisse des Landes beifügen.

Malegassisches Dorf.

Wie schon bei verschiedenen Gelegenheiten bemerkt wurde, ist die Gesammtbevölkerung Madagaskar's, im Allgemeinen Malegassen genannt, obwohl fast durchgehends malayischen Ursprunges in Folge der verschiedenen Mischungen mit Kaffern, Arabern ꝛc. in mehrere Stämme zu scheiden. Die gewöhnliche Eintheilung ist: in Hova, von denen man 800.000 zählt, Sakalaven beiläufig 1,200.000, Betsileo 1,000.000 und Betsimsaraken 1,000.000, dazu noch die Antanos und andere wilde Stämme im Süden, so daß die Gesammteinwohnerzahl mit 4½ Millionen angenommen werden kann, eine für die Oberfläche von beiläufig 11.000 Quadratmeilen jedenfalls spärliche Bevölkerung. Die Hova, deren ursprünglicher Sitz das Hochplateau Ankova oder Emirina im Innern der Insel war, sind bei weitem der intelligenteste Stamm, nach ihnen kommen die Betsileo,

welche zwischen ihnen und den die Westküste occupirenden Sakalaven stehen, sodann die Betsimsaraken von stark arabischer Beimischung, die an Wildheit den zuletzt genannten gleichkommen, und welche den Nordosten Madagaskar's bewohnen. Ueber die Antanos weiß man nur, daß sie sich in dem unfruchtbaren südlichsten Theil der Insel aufhalten.

In den Jahren zwischen 1820 bis 1829 unter der Regierung Königs Radama I. drangen die Hova von Ankova gegen die Westküste vor und begannen die in viele kleine Parteien gespaltenen Betsileo und Sakalaven zu unterwerfen. Sie wurden hiebei von den Engländern auf das Eifrigste unterstützt, weil diese in einem mächtigen Hovareiche die beste Garantie gegen die Eroberung Madagaskar's seitens der Franzosen sahen. In der That gelang es den Hova, sich nach und nach die ganze Insel bis auf die südwestliche Spitze zu unterwerfen, und durch Einführung geregelter Zustände sowie durch die Organisation der Verwaltung und des Heeres nach europäischem Muster ihre Macht beträchtlich zu heben.

Wie gewöhnlich folgte aber dem raschen Fortschritte wieder ein neuer Gährungsproceß. Mißtrauen gegen das Christenthum und Neid wegen des Einflusses der Europäer machten sich geltend und äußerten sich unter der Regierung der Königin Ranavaluna I. durch höchst grausame Christenverfolgungen und Ausweisung aller Fremden. Endlich im Jahre 1861 unter Radama II. wurde das Land wieder den Fremden eröffnet, die christliche Religion mit dem Uebertritt des Hofes zur protestantischen Lehre zur Staatsreligion erhoben, und durch einen erneuerten Vertrag mit England die Sklaverei endgiltig abgeschafft. Obwohl nun einige Jahre später wieder Unruhen entstanden, und Radama II. ermordet wurde,*) so traten doch sowohl Rasahérina als auch die jetzige Königin Ranavaluna II. in die Fußstapfen ihres Vorgängers und wurden darin von den Einflußreichsten des Hova-Adels, unter denen viele eine europäische Erziehung genossen hatten, kräftigst unterstützt.

*) Bei dieser Gelegenheit spielten die Ramenenzanas eine große Rolle. Selbe waren von der Choreomanie, einer räthselhaften psychischen Krankheit, befallen, die sich darin äußerte, daß sie wie toll herumsprangen. Wahrscheinlich waren politische Tendenzen darin im Spiele, denn auf Rechnung dieser Krankheit wurden offene Attentate gegen politische Gegner ausgeführt.

Madagaskar ist von Natur aus in jeder Beziehung ein sehr reiches Land. Es producirt Schiffbau- und Werthhölzer, Reis, Tabak, Baumwolle, Caffee und Kautschuk, hat einen großen Reichthum an Rindern und Schafen, eine ausgebreitete Bienen- und Seidenraupenzucht, ergiebige Eisen-, Kupfer- und Kohlenlager und bedarf eben nur geordneter Zustände und entsprechender Communicationsmittel, um alle diese Hilfsquellen entsprechend zu verwerthen. Im Innern des Landes, bei den Hova und Betsileo, hat sich auch schon eine ziemlich beträchtliche Industrie gebildet, und werden daselbst recht gute Eisen-, Holz-, Gold- und Silberarbeiten, sowie Seiden- und Wollgewebe erzeugt. Besonders ist die Seidenzucht in Ankova, der Stammprovinz der Hova, sehr im Schwunge, und sind die daselbst erzeugten Lambateppiche sehr fein und kunstvoll gearbeitet.

Was aber die Verkehrsmittel anbelangt, so sind dieselben sehr schlecht, ja es besteht in dieser Richtung fast gar nichts. Auch hier trägt wieder das Mißtrauen der Hova die Schuld, da sie nicht ganz unrichtig folgern, daß wenn sie Straßen zur Ausfuhr ihrer Producte bauen, dieselben leicht zum Import unerwünschter Herren dienen könnten.

Von allen den zahlreichen guten Häfen Madagaskar's sind nur Tamatava und Majunga mit der Hauptstadt Antananarivo in Verbindung; ersteres durch einen Fußweg, auf welchem mit großen Mühsalen und Schwierigkeiten Reisende und Waaren durch Träger befördert werden, was wenigstens zehn Tage benöthigt; letzteres durch den größten Fluß Madagaskar's, den Ikupa, der wie erwähnt bei der Hauptstadt vorbeifließt und bei Majunga mündet. Letzteren Weg kann man mit Hilfe von Booten, die bis zu den zwei Tagreisen von Antananarivo liegenden Wasserfällen verkehren, im Ganzen in sechs bis sieben Tagen zurücklegen. Da der Ikupa auch größere Fahrzeuge innerhalb der erwähnten Grenzen zu tragen im Stande ist, erscheint jedenfalls die zweite Route als die für Handelszwecke geeignetere. Nichtsdestoweniger muß Majunga, so lange der ganze Verkehr Madagaskar's mit der Außenwelt wie jetzt über Mauritius geht, auf den Ausfuhrhandel der Erzeugnisse seiner unmittelbaren Umgebung, also auf den Export von Häuten, Reis, Kautschuk und Wachs, beschränkt bleiben. Wird aber, wie es die Absicht einer englischen Compagnie ist, die Bembatookabai

in die Dampferlinie Capstadt—Zanzibar—Aden aufgenommen, so dürfte Majunga der wichtigste Hafen Madagaskar's werden, und dieses in Folge des sodann bedeutend erleichterten Verkehrs nach und nach zur Verwerthung seiner Reichthümer gelangen.

Dies im Vereine mit dem daraus folgenden Fortschritte in jeder anderen Beziehung dürfte mit der Zeit dieses herrliche Inselreich auf jenen Standpunkt bringen, den die Einsichtsvolleren der Hova so sehnlichst wünschen.

Neuntes Capitel.

Tullear.

Wetter im Mozambiquecanal. — Dilemma des Wachofficiers. — Klarſchiff zum Gefecht. — Ankunft in Tullear. — Tauſchhandel. — Captain Martin. — Beſichtigung des Ortes. — En tout cas vous n'êtes pas Prussiens? — Miniſter des Königs Lémérize. — Allgemeines über die Beſen. — Charakter. — Religionsbegriffe. — Gebräuche. — Sonderbare Fiebercur. — Nachtruhe mit Mattengeſellſchaft. — Beſuch des Miniſters an Bord. — Scheibenſchießen. — Beſuch bei Captain Martin.

Den 3. März Morgens dampfte die Helgoland mit ganzer Kraft aus der Bembatookabai. Wegen der zahlreichen Untiefen und Korallenriffe zunächſt der Küſte wurde die Maſchine bis zum Erreichen des freien Fahrwaſſers benutzt, und dann unter Segel allein die Fahrt durch den Mozambiquecanal fortgeſetzt. Hatte das Wetter im Canal ſchon früher einen unſteten Charakter, ſo war dies jetzt zur Zeit des Monſunwechſels in erhöhtem Maße der Fall. Wind- und Regenböen von allen Seiten erklärten ſich in Permanenz und verzögerten nicht geringe die Reiſe, obwohl ſie anderſeits die einzige Abwechslung auf dieſer Fahrt boten.

Nur mit Südweſter*) und Regenſtiefel ausgerüſtet betrat man die Commandobrücke, und Wo iſt die Böe? war die erſte Frage, welche beſonders des Nachts der die Wache beziehende Officier an den abzulöſenden Cameraden richtete. Nun oft gab es deren gleich mehrere in Sicht, und kaum hatte man den vor einem Wachantritt in der Nacht ſchon faſt

*) Regenhut mit großer Krämpe.

reglementären Caffe in Gemeinschaft mit den Cadeten eingenommen als auch vollauf zuzusehen war.

Auf der einen Seite ballen sich die Wolken besonders drohend, es blitzt, man hört ein eigenthümliches Zischen — nun jetzt dürfte es kommen, — die Segel werden vermindert, und getrost erwartet man den Anprall der Windsbraut. Doch einige Zeit vergeht, — noch immer kommt nichts, — das Zischen hört auf, die Wolken zertheilen sich, der Mond bricht durch dieselben und belächelt höhnisch den über seine Voreiligkeit Aergerlichen.

Eine zweite Constellation sieht weitaus weniger drohend aus, man scheut nach der eben gemachten Erfahrung nun doppelt dem Wetter unnöthiger Weise Respect zu beweisen. Doch ehe man sich versieht, pfeift es durch das Takelwerk, das Schiff wird durch den Segeldruck auf die Seite geworfen, die Spieren und Stengen ächzen und krachen, und dabei läßt sich momentan nichts thun, jede Veränderung der Segelführung wäre sicher von Havarien begleitet. Mit peinlicher Ungeduld wartet man das Ende des Windstoßes ab und beobachtet ängstlich das die Bemastung stützende Tauwerk, von dessen besserer oder schlechterer Beschaffenheit, also hier buchstäblich von einem Faden, der seemännische Ruf abhängt. Denn wie bei Beurtheilung vieler Maßregeln im Leben, so hängt auch zur See es meist von dem Erfolge ab, ob man dieselben überlegter Kühnheit oder sträflicher Unvorsichtigkeit zuschreibt.

Für den von der Wache abgekommenen Officier ist jedoch das Sausen des Windes und das Prasseln des Regens ein süßes Schlummerlied, und mit dem Bewußtsein, seinerseits ähnliche Dilemma's glücklich überstanden zu haben, fühlt er sich höchst behaglich auf seinem Lager.

Uebrigens hatte der häufige Wechsel von Wind und Regen auch seine angenehme Seite. Die sonst unter diesen Breiten herrschende Temperatur sank bedeutend herab, und machte dadurch jener geistigen und physischen Schlaffheit ein Ende, die sich unfehlbar des Europäers unter dem Einfluß der drückenden Tropenhitze bemächtigt. Alles lebte neu auf und entwickelte wieder die altgewohnte Thätigkeit. Auch in dienstlicher Beziehung war diese Witterungsänderung willkommen, da durch sie die Gelegenheit

geboten wurde, die aus sanitären Rücksichten beschränkten Exercitien wieder in ausgedehnterem Maße vorzunehmen. Nichts hat einen besseren Einfluß auf die allgemeine Stimmung an Bord, als ein reger Dienstesbetrieb. Das Bestreben seinen Obliegenheiten zu entsprechen erfüllt Alle, die gemeinschaftliche Arbeit nähert die Einzelnen, man lernt einander besser kennen und würdigen, ein heilsamer Wetteifer entspinnt sich; bei der unausgesetzten Beschäftigung schwindet der Tag rasch, und doppelt genießt man im angenehmen Bewußtsein des vollbrachten Tagwerkes die Erholungsstunden des Abends.

Eine besonders hervorragende und gleichzeitig höchst wichtige Rolle unter den Exercitien an Bord spielt das „Klarschiff zum Gefecht". Wie es schon der Name bekundet, ist dies die Bereitung des Schiffes zum Kampfe, und da hiemit meist ein Scheingefecht mit einem imaginären Gegner unter Voraussetzung aller möglichen Eventualitäten verbunden ist, so begreift es eigentlich alle militärischen Exercitien in sich, und ist daher auch ein Probirstein dessen, was in Bezug auf Einübung der Mannschaft geschehen ist, sowie überhaupt der Leistungsfähigkeit des Schiffes im Ernstfalle. Hier ist es auch, wo sich die Ambition der Mannschaft am lebhaftesten äußert. So lange es sich um die Einschulung handelt, findet das Klarschiff meist Vormittags um die zehnte Stunde statt, späterhin überrascht der Commandant zu einer beliebig gewählten Tag- oder Nachtstunde mit dem Befehl zur Ausführung dieses Manövers. Durch die untrügliche Gallionszeitung,*) durch irgend ein aufgefangenes Wort verbreitet sich blitzschnell die Nachricht, daß dieses Exercitium beabsichtigt ist, im ganzen Schiffe. Spähend bewegt sich die Mannschaft beim Großmaste, und nimmt irgend ein Officier die Feldbinde um oder läßt sich gar der erste Lieutenant das Rollenbuch holen, so ist die Gewißheit da, daß das große Ereigniß bald eintritt, und jeder trachtet sich so nahe wie möglich an seinem Posten zu halten, um seinen Cameraden einen Vorsprung abzugewinnen.

Endlich ist der mit Spannung erwartete Moment gekommen. Die zehnte Stunde wird geschlagen, der schmetternde Ton der Hörner ruft an

*) Bordklatsch.

die Gefechtsposten. Ein unbeschreibliches Getummel greift Platz. Wie vom bösen Geist erfaßt rennt und eilt alles umher. Die einen holen die Waffen, über die Treppen geht es auf und ab; die anderen lösen die colossalen Kanonen von den Banden, die ihnen der hohen See halber angelegt werden mußten und bereiten sie zum Gebrauche; weitere entern in die Takelage, und richten diese derart her, daß bei eintretenden Havarien das Deck vor herabfallenden Gegenständen möglichst bewahrt bleibt. Da holt man die schweren Geschosse aus der Granatenkammer, dort wird Wasser gepumpt, und setzt man die Feuerlöschrequisiten in Bereitschaft, hier wieder legen die Kalfaterer die Pfropfen zum Verstopfen der Lecke zurecht. Die Segelmacher bereiten die ominösen Hängematten für den Verwundeten-Transport, die Aerzte legen im Banjerdeck ein förmliches Arsenal von chirurgischen Instrumenten an, und der seiner Wichtigkeit bewußte „Krankvater", so nennen deutscher wie die Deutschen die Matrosen den Krankenwärter, richtet mit aller Würde den Verbandtisch her. Da ertönt plötzlich inmitten all' dieses Getriebes ein Hornsignal. Welche Stellung auch Einer nehmen mag, welche Arbeit er auch begonnen, mit einem Schlage bleibt alles wie versteinert regungs- und lautlos stehen. Todtenstille herrscht. Ein Commando wird ertheilt. Abermals ertönt das Horn und fort geht es mit dem früheren Höllenlärm die Vorbereitungen dem neuen Befehle entsprechend zu vollführen. Nach und nach wird es ruhiger, triumphirend sieht manche Geschützbemannung umher, denn sie ist mit ihren Obliegenheiten schon fertig, indeß andere noch zu schaffen haben: endlich ist auch das letzte verspätete Zurechtlegen einer Handspake*) verhallt, sämmtliche Geschütze sind schußbereit, die ganze Mannschaft ist bewaffnet, das Schiff ist zum Gefechte klar, und wird dies nun dem Commandanten gemeldet.

Gewöhnlich dauern diese Vorbereitungen je nach der Größe und Einrichtung des Schiffes sowie seiner Bestückung 5—7 Minuten. Vom idealen Standpunkte ist aber diese Zeit noch viel zu lang, und um noch bessere Leistungen zu erzielen, und je nach der Menschenkenntniß und den

*) Holzhebel zur Bedienung der Geschütze.

leitenden Dienstesprincipien des Stabes wird dies der Mannschaft entweder durch aufmunterndes Lob oder durch Tadel oder durch ein aprobates Amalgam von beiden vorgehalten. Der Bootsmann ist aber unter allen Umständen unzufrieden, zu seiner Zeit flog man nur in die Takelage und trug die Kanonen auf den Armen herum, und wenn auch manch' vorwitziger Marsgast sich etwas ähnliches wie „Hic Rhodus, hic salta" denken dürfte, so wagt er es doch nicht diesem respectwidrigen Gedanken Ausdruck zu geben, sondern zieht es vor seinerseits wieder ein gleiches Verhalten den Recruten gegenüber zu beobachten.

Nach erhaltener Meldung befehligt nun der Commandant die eigentliche Action. Vor Allem wird der luftige Gegner nach allen Regeln der Kunst beschossen. Langsam und bedächtig wird im Anfang Geschütz für Geschütz abgefeuert, dann geht es rascher und schließlich werden ganze Breitseiten horizontal oder auf einen Punkt concentrirt abgegeben. Mit der Annahme, daß der Gegner schon ganz in der Nähe sei, und möglicher Weise einen Enterkampf beabsichtige, werden die entsprechenden Abtheilungen gerufen. Die erste Enterabtheilung repräsentirt das stehende Heer des Schiffes, geschlossen und wohlgeordnet zieht sie aus und überläßt die weitere Bedienung der Geschütze der zweiten Abtheilung, der Landwehr. Wird auch diese auf das Schlachtfeld gerufen, so müssen die Geschütze verstummen; reicht endlich selbst diese Verstärkung nicht aus, so kommt die dritte Enterabtheilung, der Landsturm, an die Reihe. Alles, was nicht unumgänglich zur Bewachung der wichtigsten Posten, wie der Pulverkammern und dergleichen nothwendig ist, muß jetzt hinauf. Da öffnet der Tartarus seine Pforten, und aufwärts ergießen sich seine bunt gemischten Bewohner. Da ziehen die Cyklopen, die Feuerleute, in ihren rußigen Kleidern, dann die Handwerker, Raumgasten, Diener, Köche, letztere mit allen möglichen Utensilien bewaffnet, zu Felde, und muß dieses „Corps der Rache", wenn nicht anders, so schon durch sein befremdendes Aussehen, den Feind in die Flucht schlagen, den Sieg der guten Sache endlich herbeiführen.

Das feindliche Schiff hat aber trotz dieser Machtentfaltung sich nicht überwältigen lassen; die beständig feuernden und stürmenden Enterer

werden zurückgerufen, die Kanonen fangen erneut zu sprechen an. Wie es scheint ist dies nun von besserem Erfolge begleitet, denn die Boote werden auf Kriegsfuß bemannt, das ist, mit Kanonen und einer bewaffneten Mannschaft versehen, wahrscheinlich um mittelst derselben vom arg zugerichteten feindlichen Schiffe Besitz zu ergreifen. Keine möglicherweise beim Kampfe eintretende Eventualität wird ausgelassen; inmitten des lebhaftesten Gefechtes ertönt plötzlich das Feuersignal. Die für diesen Fall bestimmten Leute eilen zu löschen, aber die Bedienung der Geschütze darf darunter nicht leiden und dauert so lange es die Verhältnisse einigermaßen noch gestatten fort.

So geht es nun während des Klarschiffes je nach dem Combinationstalent des Leitenden weiter, bis endlich die Zeit ihr Veto spricht, und die nahende Mittagsstunde ein Einstellen dieser kriegerischen Uebungen gebietet.

Unter solchen Umständen verging die 11tägige Fahrt durch den Mozambiquecanal rascher als man es sich erwartet hätte.

Den 14. März Nachmittags meldete der Auslugger „Niederes Land vorne", und der dachartige, hinter Tullear liegende Berg, den die Engländer Westminsterhall getauft haben, kam in Sicht. Bevor wir jedoch die schwierige Hafeneinfahrt erreichten, dunkelte es, und wurde demzufolge der Bug seewärts gerichtet, und die Nacht mit kurzen Segeln beigelegen.

Am kommenden Morgen zeitlich früh wurden die Segel geschlossen, und mit der Maschine der Hafeneinfahrt zugesteuert. Den gemachten Erfahrungen gemäß war der Karte allein nicht zu trauen, und da im Hafen zwei größere Handelsschiffe vor Anker lagen, so wurde die Pilotenflagge in der Hoffnung gehißt, daß, wenn auch kein eingeborener Lootse, so doch jemand von den Schiffen als Wegweiser kommen würde. Auf Letzteres waren wir aber nicht angewiesen. Kaum wehte die Flagge am Fockmaste, so kamen mehrere Pirogen, ähnlich denen, die wir in Nossi-Beh gesehen und mit je drei bis vier Sakalaven bemannt, auf uns zugerudert, und präsentirten sich deren Führer als Piloten. Einer davon, der in Folge seines vorgeschrittenen Alters noch als der vertrauenswürdigste erschien, wurde gewählt und hatte die Ehre das größte Schiff, welches bisher in Tullear gewesen, auf den Ankerplatz zu führen.

Der Hafen von Tullear wird durch ein zehn Meilen langes Riff gebildet, welches längs der Küste, anderthalb Meilen davon entfernt, sich in der beiläufigen Richtung Nord-Süd hinzieht. Zwei Unterbrechungen in der Korallenbildung ergeben zwei Einfahrten, wovon wir die nördliche benutzten, da unmittelbar an derselben Tullear liegt, während die von unten kommenden Schiffe meist die südlich gelegene wählen.

Tullear.

Der Anblick des Landes vom Hafen aus ist kein vielversprechender. Das Ufer aus niedern, wellenförmigen Sandhügeln bestehend, entbehrt mit Ausnahme einiger verdorrter Cactus jeder Vegetation, und nur im Hintergrunde erheben sich schwach bewachsene Bergrücken; ein Bild, das in mir lebhaft das Andenken an das trostlose mexikanische Gestade um Vera-Cruz wachrief.

Auch der Ort, denn Stadt kann man Tullear nicht nennen, zeigt sich gleich in seinem ganzen Elend. Kleine miserable Hütten ziehen sich am Strande im wilden Durcheinander dahin, nur zwei größere Holzgebäude, auf denen bei unserem Einlaufen französische Flaggen wehten, verdienen allenfalls die Benennung Haus. Der Charakter des Platzes

als Fischerort kennzeichnet sich gleich deutlich durch die Unzahl von Piroguen, welche vor den Hütten auf den Strand gezogen, das weiße, aufsteigende Sandufer eigenthümlich gestreift erscheinen lassen.

Unser Ankern war Signal zu allgemeiner Rührigkeit am Lande. Aus all' den kleinen Hütten strömten Leute heraus, die Piroguen wurden in's Wasser geschoben, und bald waren wir von einer stark bemannten Flotte umringt, zu der sich auch die vom Fischfange rückkehrenden Canoes gesellten.

Die Insassen waren alle mehr oder minder hübsche, verständig aussehende Sakalaven und Sakalavinnen, welche kamen, um sich das Schiff anzusehen oder Fische, Muscheln, Geflügel und dergleichen zum Verkaufe anzubieten. Ihre Kleidung oder vielmehr der fast gänzliche Mangel derselben, sowie ihre Gesten und Geberden ließen deutlich erkennen, daß wir es mit einem noch auf der untersten Stufe der Civilisation stehenden Volke zu thun hatten. Dennoch scheint auch bei ihnen die Eitelkeit nicht unbekannt zu sein. Männer und Frauen hatten das Haar sorgfältigst gekämmt, erstere in den schon oft erwähnten Knäueln, letztere in Scheiteln oder von färbigen Bändern zusammengehalten. Hals und Arme waren meist mit Muschelschnüren verziert. Bei den Frauen verhüllte ein graciös um die Lenden geschlungenes Cattunstück nur schlecht die tadellosen Körperformen. Ja manche dieser Schönen mit blendend weißen Zähnen würde den Neid unserer Bühnenafrikanerinnen mit vollstem Rechte erregen.

Obwohl den inständigen Bitten, an Bord kommen zu dürfen, nicht willfahrt werden konnte, so wurde ihnen doch gestattet, sich in der Nähe der Schiffstreppe aufzuhalten und von dort aus ihre Waaren feilzubieten. Trotz des unbequemen Verkehrs entwickelte sich bald das regste Marktleben. Ein Gespräch war nur mit den Wenigen, die etwas französisch konnten, möglich, meistentheils wurde die Verständigung durch Zeichen, oft höchst komischer Art, vermittelt. Doch war der Kaufhandel durch den Umstand schwierig, daß diese Leute Geld kaum kannten. Ihnen war es mehr um den Eintausch von Sachen zu thun, welche sie für das Hauswesen benöthigten oder die ihre Neugierde erregten, vor allem aber zeigten sie mit

nicht mißzuverstehenden Gesten, daß sie gerne etwas zum Trinken haben möchten. So erwies sich Rum oder vielmehr Grog als ein vorzügliches Tauschmittel. Für eine Flasche desselben erhielt man leicht ein junges Schwein, zwei Paar Hühner oder eine beträchtliche Quantität Fische Auch Zwieback, abgenützte Kleidungsstücke, alte Messer, Feilen und dergleichen wurden mit Vortheil beim Tauschhandel verwendet, besonders aber leere Flaschen, welche bei den Vésen, so heißt der um Tullear ansässige Sakalavenstamm, als Zierde der Wohnungen sehr beliebt sind. In der Folge wurde nicht nur blos Obst und Milch für dieselben eingetauscht, sondern für schön ausgestattete Exemplare, wie jene vom Tokayer mit Abbildungen ungarischer Hußaren, sogar Schweinchen oder Hühner geboten. Ueberhaupt je bunter die Etiquette, desto höher wurde der Werth der Flasche angeschlagen.

Große Erheiterung gewährte uns der Lootse, welcher sich Captain Martin nannte. Derselbe verlangte, nachdem er seine Bezahlung, einen blanken Thaler und mehrere Rumflaschen, erhalten, auch ein Zeugniß über seine an den Tag gelegten guten Kenntnisse. Er zog aus seinem Schurz eine Blechschachtel, welche mehrere schmutzige Papiere enthielt, die er mit Stolz überreichte, in eigenthümlich verdorbenem Englisch stammelnd: See paper, captain Martin saue*) make pilot, givie likie paper (Sehen Papier, Capitän Martin, weiß machen Lootse, geben ähnlich Papier). Des Spaßes halber durchlas ich einige der höchst abgenützten Zettel und konnte mich dabei eines herzlichen Lachens nicht erwehren. Die sogenannten guten Zeugnisse waren theils Papiere, die gar nichts mit der Sache zu thun hatten, wie z. B. eine astronomische Rechnung, die ihm wahrscheinlich ein Capitän in der Eile gegeben, um ihn endlich loszubekommen, oder Certificate, worin von ihm nur per „rogue" (Schuft) gesprochen wird, und zwar seine nautischen Kenntnisse nicht in Abrede gestellt werden, allein seinem Charakter nur die zweifelhafte Anerkennung ertheilt wird: „he is perhaps not so great a thief as the rest" (er ist vielleicht nicht ein so großer Dieb wie der Rest).

*) Corruption des italienischen sa von sapere, wissen, das die Araber in ganz Ost-Afrika verbreiteten.

Uebrigens ſtellte ſich Captain Martin während unſeres ſpäteren Verkehrs durch ſeine, wenn auch nur mangelhafte Kenntniß des Engliſchen und durch das Anſehen, das er unter Seinesgleichen genießt, als ein für Tullear beſuchende Europäer ſehr nützlicher Factor heraus. Uns zeigte er ſich auch als ein gutmüthiger, ſo viel wir ſehen konnten, nebſtbei redlicher Mann, ſo daß ich ihm mit gutem Gewiſſen und zu ſeiner großen

Vêlo.

Freude ein vortheilhaftes Zeugniß in Folio-Format und mit zwei ungeheueren Stempeln geben konnte.

Bald nach unſerer Ankunft fand ſich eine kleine Geſellſchaft vom Stabe zuſammen, um einen Ausflug ans Land zu unternehmen. Der Dienſt geſtattete in Folge der allgemeinen ſamſtägigen Schiffsreinigung eine Benützung der eigenen Boote nicht, was uns veranlaßte, unſer Glück mit einigen Piroguen zu verſuchen. Von ſelben umſchwärmte ſtets eine größere Anzahl das Schiff, und um einige Stücke Zwieback wurde man von den Inſaſſen bereitwilligſt und mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit an das Land gebracht. Es war gerade Ebbe und der Wind wehte gegen

das Ufer, nicht unbedeutende Sturzſeen erzeugend; nichtsdeſtoweniger kamen wir Dank der Geſchicklichkeit unſerer Bootsleute, die im Augenblicke, als die Piroguen auf den Sand fuhren, gleich ausſprangen und die Fahrzeuge ſammt uns in das Trockene zogen, ohne jede Durchnäſſung davon. Hier erwartete uns ſchon der halbe Ort mit neugierigen Blicken, zum Glücke aber auch Captain Martin, den wir beſtellt hatten. Mit deſſen

Vésin.

Hilfe durchdrangen wir die Menſchenmenge und gingen nun die Hütten ab, welche Tullear bilden.

Solche einfache Behauſungen wie die, welche wir nun ſahen, können wohl nur in den Tropen und bei Leuten von ſo geringen Anſprüchen wie die Véſen vorkommen. In dem loſen Sande ſind vier Holzpfähle geſteckt, auf denen höchſtens ſechs Fuß über dem Boden ein Dach aus Palmblättern ruht. Die Seitenwände werden ebenfalls aus Palmblättern oder dünnem Rohr geflochten. Den kaum drei bis vier Quadratklafter umfaſſenden Fußboden bedecken Vornehmere mit Strohmatten; bei andern wird die als Lagerſtätte dienende Kitande unmittelbar

auf den Sand gestellt. Das Feuer zum Kochen des Reises und zum Braten der Fische wird vor dem Hause gemacht; die wenigen Fischgeräthschaften birgt das in der Nähe befindliche Boot, und der spärliche Mundvorrath wird in etwas über dem Boden erhöhten kleinen Nebenhäuschen untergebracht. Um letztere gegen die Ratten zu schützen, sind ihre Grundpfähle mit scharfen Muscheln und Dornen reich besetzt.

Nachdem wir durch geraume Zeit die verschiedenen Hütten besichtigt, was deren Bewohner bei Vertheilen von etwas Zwieback ohne Anstand geschehen ließen, richteten wir unsere Schritte nach einem der zwei größeren Gebäude, auf welchen die französische Flagge wehte, und die somit in uns die Hoffnung wachriefen, Europäer anzutreffen. Wir hatten uns nicht geirrt. Kaum innerhalb der Umpfählung gelangt, welche das ziemlich ausgedehnte Holzhaus umgibt, wurden wir von zwei Personen in französischer Sprache bewillkommt und aufgefordert, eine Erfrischung zu nehmen. Mit Vergnügen folgten wir der Einladung und vernahmen nun, daß unsere Hausherren im Dienste einer Bourboner Firma eine Factorei leiten, welche den Eintausch der Landesproducte, Ochsen, Schildkröten, Orchilla *) und Bohnen gegen Pulver, Rum, Kochkessel, Steingutwaaren und dergleichen zu vermitteln hat. Ein großer Ochs wird für ein Fäßchen Pulver von drei Kilo Gewicht, und je nach den Umständen mit einer Zugabe von ein bis zwei Klafter Zeug erstanden.

Sehr erheiternd war die Neugierde unserer Wirthe, zu erfahren, zu welcher Nation wir gehören, und war es etwas schwierig, ihnen dies zu erklären, indem ihre Begriffe über die politische Eintheilung Europa's derart vager Natur waren, daß ihnen die Existenz von Oesterreich ganz fremd schien. Unseren dadurch hervorgerufenen geographischen Vortrag unterbrach plötzlich einer von ihnen, indem er mit besorgter Miene die Frage stellte: „En tout cas vous n'êtes pas Prussiens, vous?"

Der Umstand, daß die guten Leute vielleicht seit Lebenszeit in dieser oder in nahe gelegenen Ansiedlungen verwendet wurden, mochte sie wohl fremd gegen die Verhältnisse der anderen Welt gemacht, ihnen aber doch die

*) Orseille, ein Färbekraut.

Nachricht von dem für ihr Vaterland so tragischen Conflict mit Preußen nicht erspart haben. Wir konnten uns eines Lächelns nicht erwehren, und eilten sie über diesen heiklen Punkt zu beruhigen. Die Versicherung, daß wir nicht zu ihren Todfeinden gehörten, steigerte sichtlich ihre Liebenswürdigkeit, und auf das Freundlichste setzten sie uns Alles vor, was sie an Erfrischungen hatten.

Nach kurzer Rast setzten wir wieder unsere Wanderung unter Captain Martin's Führung fort, und zwar diesmal landeinwärts, um die Vegetation der Umgegend ein wenig kennen zu lernen. Viel war nicht zu sehen, doch hat das hinter dem Sandwall, auf welchem Tullear liegt, sich wellenförmig hinziehende Hügelland einen eigenthümlichen Charakter. Auf dem sandigen Boden, wo Gras nur spärlich wächst, kommen die üppigsten Tamarindenbäume, darunter einige von besonderer Größe, gut fort, ebenso dichtes Gebüsch, durch eine Gattung großer Wolfsmilch und Cactus gebildet, so daß man sich stellenweise in einer künstlichen Anlage mit sandbestreuten Wegen zu befinden glaubt. In diesem Tamarindenhaine sollen viele Perlhühner, Fasanen und Rebhühner vorkommen, und in der That erlegte eine Jagdgesellschaft von uns mehrere hübsche Exemplare der letzteren Sorte.

Sind auch die Landthiere dieses Theils von Madagaskar nicht durch viele Arten vertreten, und finden sich blos Zebuochsen, Schweine, Maki's,*) Papageien, Wiedehopfe, Cardinäle und dergleichen vor, so ist dafür die dortige Fischwelt höchst mannigfaltig. Besonders eigenthümlich ist hier der Rochen, der eine außerordentliche Größe erlangt: man sieht bis zu neun Fuß lange Gerten, welche aus dem Schweife desselben erzeugt werden.

Am Rückwege nach Tullear fanden wir bei einem der Brunnen eine große Volksmenge versammelt. Eine zahlreiche, mit Speeren und theilweise auch mit Steinschloßgewehren bewaffnete Truppe, von einem großen, schlanken Manne in einer Lamba und mit einer weißen Muschel an der Stirne, befehligt, führte ein Prachtexemplar von einem Zebuochsen,

*) Höchst possierliche Halbaffen.

und schien allem Anscheine nach uns zu erwarten. Wirklich, sobald uns der erwähnte Häuptling gewahrte, schritt er auf uns zu und erklärte in gebrochenem Französisch, daß er ein „Minister" von Lémérize, König der Vésen, sei und den mitgeführten Ochsen als Zeichen des Grußes und der Bewillkommnung an Bord des Kriegsschiffes zu bringen habe. Wir gaben ihm hierauf zu verstehen, daß es den Commandanten jedenfalls sehr freuen werde, den Abgesandten des Königs zu sehen, und daß die Vormittagsstunden des morgigen Tages wohl die geeignetesten zu einem Besuche an Bord wären.

Hiemit wie es schien befriedigt, zog der Herr Minister mit seinem Trosse weiter, indessen wir dem Landungsplatze zusteuerten, um zu unserem Boote zu gelangen.

Ehe wir jedoch das Ufer erreichten, wurden wir von einem Europäer, der sich uns in französischer Sprache als Agent eines Hauses in Bourbon und Chef der zweiten hier befindlichen Factorei vorstellte, aufgehalten und auf das inständigste ersucht, nachdem wir die andere Factorei besichtigt hätten, nun auch die seine mit unserem Besuche zu beehren. Eine derart gestellte Einladung konnten wir wohl nicht zurückweisen, und wir folgten somit Herrn Rosier zu seinem sehr ausgedehnten Etablissement. Hier herrschte eine große Rührigkeit. Die zwei im Hafen befindlichen Schiffe hatten von Bourbon zahlreiche Vorräthe an Pulver, Flinten und Baumwollzeug gebracht, und wurde ein Theil davon im Tauschhandel an die im Vorhofe versammelten Eingeborenen herausgegeben, der Rest jedoch mit großer Sorgfalt in die geräumigen Vorrathskammern hinterlegt.

Ueberhaupt scheint man in der Factorei des Herrn Rosier alles im Großen zu betreiben. Im weiten Hofe war eine große Anzahl Leute beschäftigt. Die einen pökelten Rindfleisch ein, andere lösten Schildkröten aus, während die übrigen die derart gewonnenen Vorräthe in Fässer verpackten, und diese unter lange Schuppen stauten.

Beim Durchgehen der verschiedenen Räumlichkeiten stießen wir in einem der Höfe auf eine verfallene Hütte, welche durch ihre sorgfältig ausgeführte Einfriedung unsere Aufmerksamkeit erregte. Auf unsere Nachfrage erklärte man uns, daß dies die Hütte eines verstorbenen

Vésenhäuplings sei, welche man ohne die Unzufriedenheit der Bevölkerung zu erregen nicht antasten dürfe.

Es war mittlerweile spät geworden, und da unser Boot aller Wahrscheinlichkeit schon lange auf uns wartete, so verabschiedeten wir uns gleich nach dem unausbleiblichen, mit recht gutem Bourboner-Biere ausgebrachten „A la vôtre“ und eilten dem Ufer zu. Ganz wider unser Erwarten war jedoch das Boot bereits fort, und wir befanden uns in der größten Verlegenheit was nun zu beginnen. Schon wollten wir dem Rathe Captain Martin's Gehör schenken und diesem zu seiner beträchtlich entfernten Hütte folgen, um beim Nachlassen des mittlerweile sehr heftig gewordenen Windes mit seinem Canoe an Bord zu gehen, als Herr Raoulx, einer der zuerst erwähnten Franzosen, mit der Aufforderung zu uns kam, bei ihm in der Factorei zu speisen und nöthigen Falls auch die Nacht zuzubringen.

Gerne und mit Dank gingen wir auf den freundlichen Antrag ein und griffen bei dem höchst schmackhaften Mahle, das uns vorgesetzt wurde, herzlich zu.

Im Laufe des lebhaften Tischgespräches erfuhren wir, daß unsere Hausherren und Herr Rosier die einzigen in Tullear lebenden Europäer seien und begreiflicherweise unter Wilden jeden gesellschaftlichen Verkehr entbehren, doch dies sie durchaus nicht verhindere, als Angestellte zweier mit einander concurrirenden Häuser in bitterster Feindschaft zu leben. Dies erklärt uns nun das auffallende Bestreben beider Parteien unsere Gesellschaft ausschließlich an sich zu ziehen.

Ueber die Vésen konnte Herr Raoulx, der sie in Folge seines fünfjährigen Aufenthaltes in Tullear genau kennt, umfassende Aufschlüsse geben. Entsprechend dem Eindrucke, welchen sie auf uns gemacht hatten, schildert er sie als in Bezug auf Cultur noch vollkommen in der Kindheit stehend. Von Natur aus ziemlich anspruchslos, nähren sie sich meistens von Reis, Mais und Fischen, seltener von Fleisch und Geflügel. Rum lieben sie über Alles, und suchen sich denselben um jeden Preis zu verschaffen, dennoch berauschen sie sich selten, da sie große Mengen ohne sichtbare Wirkung vertragen.

Die Véſen ſind äußerſt gutmüthig und unter ſich verträglich, doch ſind ſie im Handel ſehr ſtark auf ihren Vortheil bedacht, und machen nicht ſtrenge Unterſchiede zwiſchen Mein und Dein. Sie ſind träge, lieben den Müßiggang und machen daher auch wenig Vorräthe, ſondern leben ſtark von der Hand in den Mund. Letzteres iſt wohl auch durch den Umſtand erklärlich, daß bei ihnen wie bei den Sakalaven im Norden, der Häuptling oder König unbeſchränkt über das Eigenthum ſeiner Untergebenen verfügt, und ihm nach dem Tod eines Individuums deſſen Nachlaß zufällt.

Im Felde, wo ſie ſich zu wiederholten Malen mit den Hova und den benachbarten Stämmen der wilden Antanos verſucht haben, ſind ſie ſehr tapfer und haben den erſteren mehrere empfindliche Schlappen beigebracht. So verloren die Hova im Jahre 1872 bei Menabé 1000 Mann und 2 Kanonen, obwohl die Véſen faſt blos mit Speeren und nur vereinzelt auch mit Feuerſteinflinten bewaffnet waren und jetzt noch ſind.

Die Religionsbegriffe der Véſen ſind höchſt vager Natur; dennoch glauben ſie an ein höheres, weltregierendes Weſen und an die Unſterblichkeit der Seele. Des letzteren Umſtandes wegen werden bei ihnen auf ähnliche Weiſe wie bei den Nordſakalaven die Häuſer bedeutender Verſtorbener in großen Ehren gehalten.

Einige Véſen haben die äußeren Formen des Mohamedanismus angenommen. Die chriſtliche Lehre hat jedoch keine Wurzel unter ihnen faſſen können, und eine Jeſuitenmiſſion, die man in dem fünfzehn Seemeilen ſüdlich von Tullear gelegenen St. Auguſtin gegründet hatte, wurde wieder aufgelaſſen. Die draſtiſchen Schilderungen der guten Patres, welche Himmel und Hölle gar zu heiß malten, hatten die Véſen zu ſehr vor dem Chriſtengott erſchreckt. Für einen lumpigen Diebſtahl in Ewigkeit braten zu müſſen und keinen Rum zu bekommen — letzteres wurde als Attribut des Paradieſes hingeſtellt — ſei doch zu hart, meinten ſie, und ſo wollten ſie von der ganzen Sache nichts wiſſen.

Der Aberglaube iſt bei ihnen natürlich in ſchönſter Blüthe, und nimmt die grellſten Formen an. So hat es eine eigenthümliche

Bewandtniß mit dem in jedem Haushalte vorkommenden hölzernen Reismörser. Bei dem Fällen des Baumes, aus welchem er erzeugt werden soll, wird ein Ochse geschlachtet*) und es darf sobald der Baum liegt und das entsprechende Stück des Stammes herausgehauen wurde, dies nicht mehr von der Erde gehoben, sondern muß auf derselben schleifend an seinen Bestimmungsort gebracht werden. Wer immer den Mörser aufhebt, verfiel früher dem Tode und büßt es jetzt noch als Sklave.

Ehen werden nur mit Erlaubniß der Häuptlinge geschlossen, und zwar suchen die Männer gewöhnlich ältere Frauen, da Kinderreichthum sehr geschätzt ist, gerne Wittwen mit Kindern. Die Hochzeitsceremonie ist sehr einfach. Die Aeltesten des Dorfes werden zusammengerufen, der obligate Ochs wird geschlachtet und dessen Fleisch sowie auch Rum vertheilt; hierauf erklären Braut und Bräutigam öffentlich vor der Versammlung, daß sie einander freiwillig gewählt haben, und geben dann wechselseitig die üblichen Versprechungen der Treue ab. So laxe Sittlichkeitsbegriffe unter diesen Naturkindern herrschen, so frei und ungezwungen sich die unverheirateten Mädchen benehmen, so heilig erachten sie doch das eheliche Bündniß. Als Frau widmet sich die Vésin ganz ihrer Familie, und man erzählt von ihr die rührendsten Beweise von Anhänglichkeit an den Gatten und an die Kinder.

Bei Todesfällen sind die Förmlichkeiten schon etwas complicirter. Vor Allem ist es verpönt, den Namen des Verblichenen auszusprechen; mit dem Momente seines Ablebens ist er ein zu verehrender Geist und erhält einen anderen Namen, mit dem man ihn in Zukunft bezeichnet. Diese Scheu vor dem Namen eines Verstorbenen steigert sich mit dem Range so stark, daß sogar die Todesstrafe darauf gesetzt ist, wenn man den Tod eines Königs schlechtweg verkündigt.

Die Leiche wird auf eine Ochsenhaut gelegt, und nach einigen Stunden Aufbahrung findet das Begräbniß statt. Es wird der Leichnam

*) Bei den Vésen ein Opfer wie bei uns z. B. das Lesen einer Messe, welches bei allen wichtigen Gelegenheiten gebracht wird. Zum Andenken an ganz besondere Festlichkeiten, der Geburt eines Knaben und dergleichen, wird der Kopf des geopferten Thieres sammt den Hörnern auf eine in der Nähe der Behausung aufgepflanzte Stange gesteckt; oft sieht man Dutzende dieser Schädel übereinander.

auf einer Bahre vorangetragen, nun folgen die Verwandten im höchsten Putz mit allen ihren Waffen, und sodann sämmtliches Rind, welches der Verstorbene besessen. Der Zug bewegt sich zum Meeresstrande, im Inlande zu einem Bache oder Flusse, und hier wird bei Trommelschlag zu tanzen angefangen, die Träger mit der Bahre ebenfalls, wobei mit aller Kraft geheult wird. Durch das Lärmen und die Bewegung will man nämlich den Todten zum Leben erwecken, durch die Nähe des Wassers aber ihm Gelegenheit geben, von diesem Elemente Abschied zu nehmen. Nach einiger Zeit, wenn der Todte trotz des wirklich, wie man uns sagte steinerschütternden Gebrülles doch nicht erwacht, zieht der Conduct zum Grabort, und dort wird die Leiche in zwei ausgehöhlte Baumstämme auf den Boden gelegt.

Je nach dem Reichthume des Verstorbenen werden nun Kostbarkeiten auf den urwüchsigen Sarg gelegt, Lamba's, zerschnitten um den Diebstahl zu verhindern, und Lebensmittel dazu gethan, worauf die Verwandten Steine darüber häufen bis Alles überdeckt ist. Dieses hindert jedoch nicht, wie wir uns beim Bestattungsorte in Tullear überzeugten, daß gar bald die ganze Umgegend mit Verwesungsdünsten geschwängert ist.

Bei Königen ist die Ceremonie insoferne anders, als das Begräbniß erst nach einem Jahre stattfindet, der Leichnam unmittelbar nach dem Tode in Ochsenfelle gewickelt in einem Haine zwischen zwei Bäumen aufgehängt wird, und während der ganzen Zeit Mitglieder der königlichen Familie Wache halten. Nach Ablauf des Jahres werden die Gebeine herunter genommen, der Thronerbe behält sich die Zähne, die Finger- und Zehenbeine als Amulet, und hierauf erst findet die Beerdigung in der früher beschriebenen Weise mit dem größten Gepränge statt.

Unter Gesprächen über diese Gebräuche wurde das Mahl beendet, und da der Wind beim Aufgange des Mondes nachgelassen hatte, so ging auf unser dringendes Bitten einer unserer Hausherren nach dem Dorf, um uns ein Boot zu verschaffen.

Nach geraumer Zeit kehrte er jedoch mit der Erklärung zurück, daß dies leider nicht möglich sei, da keiner der Eingebornen sich dazu fände,

uns an Bord zu führen, indem sie gerade im Zuge wären, Jemanden das Fieber auszutreiben. Diese Cur ist bei den Vésen eine religiöse Ceremonie, der sich Niemand entziehen darf, denn man hält das Fieber für den Geist eines verstorbenen Feindes, der in Gemeinschaft ausgetrieben werden muß.

In der That verkündete ein außerordentlicher Lärm, daß außerhalb etwas Besonderes vorgehen müsse.

Wir machten nun gute Miene zum bösen Spiele, und nahmen nothgedrungen das Anbot eines Nachtquartiers in der Factorei an, wollten aber früher noch unsere Neugierde befriedigen, und wo möglich das erwähnte Spectakel mitansehen, falls dies, ohne Anstoß bei den Eingebornen zu erregen, geschehen könnte.

Herr Raoulx versicherte uns, daß unsere Gegenwart in keiner Beziehung Aergerniß bereiten würde, und trug sich gleich als Führer nach dem Schauplatze an.

Da es Vollmond war, und man übrigens den Höllenlärm sehr gut hörte, so fanden wir bald unseren Weg durch die Menge der kleinen Hütten, die in dem hellerleuchteten Sande sich doppelt unansehnlich ausnahmen, und erreichten in kurzer Zeit unser Ziel.

Eine große Menschenmasse, in noch einfacherem Costüme, als man hier bei Tage zu tragen pflegt, war um eine Hütte versammelt, und tanzte und schrie nach Leibeskräften zu dem Tacte mehrerer Trommeln und einiger Setze (Art Mandoline). Zu gleicher Zeit polterte man mit bewundernswerther Regelmäßigkeit mit den Fäusten auf die Wand der Hütte. In dieser befand sich der Fieberkranke, und man kann sich vorstellen, wie angenehm ihm diese Freundschaftsbezeugungen seiner Nachbarn gewesen sein mögen. Der Trommelschlag wurde immer rascher, der Tanz immer rasender, das Gepolter immer heftiger, so daß sogar wir Zuseher zuletzt völlig betäubt wurden. Man denke sich den schönsten tropischen Himmel, einen Mondschein, wie er bei uns nicht gekannt ist, die ganze Landschaft in Folge des Reflexes des weißen Sandbodens geisterhaft beleuchtet, dazu diese schwarzen, nackten Gestalten, vor Schweiß triefend wie Besessene herumspringen, dann den Höllenlärm, und man wird es

begreiflich finden, daß selbst gestählte Nerven dadurch nicht wenig berührt wurden.

Endlich hat die Raserei ihren Gipfelpunkt erreicht, eine große Gestalt, wie Herr Raoulx erklärte, der Chef der Familie des Kranken, stößt die Thüre der Hütte ein, und eine momentane Pause erfolgt, während welcher eine Menge Leute behilflich sind, den Kranken aus der Hütte zu zerren. Die zitternde Gestalt ist heraus gebracht, zwei starke Männer nehmen die Hände, die übrigen schließen einen Kreis um sie und jetzt beginnt das Trommeln vom neuem und mit demselben das Tanzen, wobei der arme Kranke bei dem teuflischen Ringtanze mithalten muß. Im Anfange sinkt er zusammen und wird ohne Erbarmen aufgerissen; endlich erfaßt anscheinend auch ihn die Tanzwuth, und er springt um die Wette mit den Uebrigen, was von dem Reste mit großem Beifallsgeheule aufgenommen wird. Nach einiger Zeit schweigen endlich die Trommeln, und der Kranke, dem die Bewegung nach dem aufrechten Gange zu schließen nicht schlecht gethan hat, wird wieder in die Hütte gefährt, worauf als Schluß neuerdings eine Zeit lang um die Hütte gepoltert wird, und dann die Menge sich zerstreut.

Unser Begleiter erzählte uns, daß dies übrigens noch eine sehr glimpfliche Vorgangsweise im Vergleiche zu anderen von ihm gesehenen Curen war, indem man sehr häufig sich nicht begnügt den Kranken einfach mittanzen zu machen, sondern ihn, wenn er nach dem Tanze im vollsten Schweiße ist, zum Meeresufer bringt, in das Wasser wirft, und sodann neuerdings wieder zum Tanzen zwingt. So barbarisch der Vorgang wohl auf den ersten Anblick hin scheint, so dürfte jedenfalls dadurch verhindert werden, daß sich Jemand leichthin einer Krankheit hingibt, und da das Ganze eigentlich nichts anderes ist, als eine andere Form unserer, in ihrer Art auch barbarischen Schwitzbadcur, so mag vielleicht wirklich Mancher das Fieber so verlieren.

In die Factorei rückgekehrt, fanden wir uns ausgezeichnet untergebracht. Man ließ es sich nämlich nicht nehmen uns die Schlafzimmer zuzuweisen, während sich unsere Hausherren in Hängematten bequemten, und da alle Verbindungen zu einer guten Nachtruhe, entsprechende Müdigkeit,

angenehm kühle Temperatur und ein gutes Lager vorhanden waren, so gingen wir mit großer Befriedigung zu Bette. Allein wir hatten die Rechnung ohne — die Ratten gemacht; in Madagaskar jedenfalls ein großer Mißgriff. Kaum hatte ich das Licht ausgelöscht, da ging es wie in einem Geisterschlosse zu; überall hörte man etwas sich bewegen, besonders an der geflochtenen Zimmerdecke; doch die Müdigkeit hätte auch dieses überwunden, und ich wäre trotzdem eingeschlafen, wenn ich nicht plötzlich etwas auf den Polster fallen gehört hätte; ich greife geschwinde darnach und fühle — den Pelz einer rasch das Weite suchenden Ratte. Daß unter solchen Umständen von einem Schlafen keine Rede sein konnte, ist begreiflich, und da es meinen Cameraden auch nicht viel besser ging, so brachten wir die Nacht im Gespräche zu, welches sich sehr gut durch die geflochtenen Wände führen ließ.

Unsere Hausherren, welche wohl durch dieses, etwas unbescheidene Lautsein auf unsere Schlaflosigkeit aufmerksam gemacht worden waren, bedauerten sehr die Störung unserer Ruhe, meinten aber, daß in dieser Richtung nichts zu machen sei, und daß man froh sein müsse, wenn die Ratten sich nicht den Körper des Schlafenden selbst zum Angriffsobjecte erwählen, was manchmal vorkommen soll. Eine Erzählung von einer angenagten Zehe nahmen wir zwar als gute Gascognade auf, haben aber vielleicht diesen Herren nach dem, was wir später in Mauritius hörten, Unrecht gethan, da diese Thiere nicht wenig zur Räumung der genannten Insel seitens der Holländer beigetragen haben sollen.

Des Morgens hatte der Wind ganz nachgelassen, und nach herzlichem Abschied von unseren liebenswürdigen Gastfreunden kamen wir ohne weiteren Anstand an Bord.

Seiner Ankündigung gemäß, stattete der Minister des Königs Rémérize den Besuch an Bord ab. Eine ganze Flotte von Piroguen diente zu seiner Ueberfahrt, sowie zu jener seines zahlreichen Gefolges und des besprochenen Ochsen. Letzterer wurde auf höchst originelle, wenn auch minder humane Weise transportirt. Das arme Thier war mit seinen ungeheueren Hörnern am Hintertheile einer Pirogue derart angebunden, daß blos der Kopf aus dem Wasser reichte, hingegen der

Körper im Wasser nachgeschleppt wurde und so leicht den Bissen der zahlreichen im Hafen befindlichen Haie zum Opfer fallen konnte.

Der Commandant empfing die Gesandtschaft mit großer Freundlichkeit und zeigte ihnen das Schiff, welches ob seiner Größe sie sehr in Erstaunen setzte. Mehr aber noch als Alles imponirten ihnen die großen Geschütze und die Hinterladgewehre. Als unser Geschützmeister mit einem Werndl-Carabiner ein blindes Schnellfeuer von beiläufig vierzehn Schuß in der Minute eröffnete, da fand ihre Verwunderung keine Grenzen. Sie fingen an hell aufzulachen, dann wurden sie wieder ernst, und meinten, daß wir doch als gute Freunde gekommen seien, worüber wir sie beruhigten, und nur betonten, daß wir zum etwa nöthigen Schutze der Europäer herkamen, und daß im Nothfalle eine ganz imposante Menge solcher Schiffe wie das unsere kommen würde. Dies brachte sie zu der feierlichen Erklärung, daß die Bésen stets Freunde der Europäer waren und sein werden. Bei einem Glase Grog verging ihnen hierauf wieder der offenbar sehr beängstigende Eindruck unserer Machtentfaltung, und sie begannen nun von ihren Kriegen zu erzählen, die, wie es scheint, bei ihnen in Permanenz sind.

Wie erwähnt versuchten die Hova die Bésen zu unterwerfen, wurden aber von diesen im Jahre 1872 empfindlich geschlagen. Nun haben erstere einen anderen Weg zu ihrem Ziele eingeschlagen, und hetzen durch Intriguen die Bésen und die übrigen Stämme des Südens gegen einander. Dieses venezianische Princip des „divide et impera" scheint sich auch hier nicht übel zu bewähren, denn in dem Kriege, den Lémérize gegenwärtig führt, soll es ihm schon sehr schlecht gehen. Daß für den Handel Tullears es jedenfalls vom Vortheile wäre, wenn die Hova und mit ihnen geregeltere Verhältnisse hier Platz greifen würden, ist gewiß, obwohl andererseits die Factoreibesitzer und die Handelsschiffe sich über Lémérize nicht beklagen, da er im Allgemeinen den Europäern freundlich gesinnt ist und von ihnen auch keine besonders hohen Abgaben verlangt.

Schiffe müssen die Erlaubniß Waaren ausladen zu dürfen, meist durch zwei Flinten, zwei Fäßchen Pulver und zwölf Ellen Calico erkaufen; die Factoreien haben jährlich eine gewisse Menge ähnlicher Artikel

und Rum zu entrichten, wofür aber der König sie auf das vollste gegen Uebergriffe seiner Unterthanen schützt. So erlitten mehrere mittelst Holzblöcke gefesselte Leute, deren mitleidvolle Lage beim Besuche von Factoreien unser Mitleid erregt hatte, diese Strafe wegen eines Diebstahls daselbst.

Bevor unsere urwüchsigen Gäste von Bord schieden, erhielten sie vom Commandanten Gegengeschenke für den König Lémérize, eine Kiste Flaschen mit Rum, eine beträchtliche Menge von Schießpulver, mehrere Packete Limito-Rauchtabak und einige österreichische Goldstücke. Letztere schienen den Botschafter besonders zu entzücken, er konnte beim Abschiede in gebrochenem Französisch nicht genug Worte finden, um im Namen seines Herrn zu danken, und erklärte von dem großen Schiffe des mächtigen Königs aus Europa, dessen geprägtes Bildniß er mitbrächte, seinem Gebieter getreu zu erzählen.

Da bis zum Einlaufen in Tullear sich noch keine Gelegenheit geboten hatte, unsere halbjährigen Uebungen im Kanonenscheibenschießen vorzunehmen, so wurden dieselben hier, wo sich der Ankerplatz ausgezeichnet dazu eignet, abgehalten; zur großen Freude der guten Tullearer die in einer großen Flotte von Canoes das Schauspiel mit dem größten Interesse verfolgten. Captain Martin interessirte sich gar besonders dafür, und war höchst unglücklich, daß ihm während der Uebung nicht gestattet wurde das Schiff zu betreten; wir trösteten ihn damit, daß wir dafür seinen oft ausgesprochenen Wunsch erfüllen würden, ihn in seiner Wohnung am Lande zu besuchen.

In der That richteten wir eines Tages, nach einem kurzen Spaziergange im Tamarindenhaine unsere Schritte nach Anos, einem kleinen Dorfe nordwestlich von Tullear, von welchem der wackere Captain der Chef ist. Wir wurden schon von Weitem gesehen und von Martin empfangen, der uns in seine Hütte führte und seine zahlreiche Familie vorstellte. Nachdem wir seinen verschiedenen Söhnen, prachtvollen, schlanken Gestalten die Hände geschüttelt und auch Martin's Frau und Tochter begrüßt hatten, führte er uns in ein zweites Gemach, offenbar das Staatszimmer, denn der Fußboden war mit netten Matten belegt und die Wände mit Flaschen — darunter auch welche von unserem Tokayer —

verziert. Hier packte er eine Menge Steingutservice aus und bewirthete uns mit sehr gut zubereiteten Fischen sowie mit Grog. Wir kramten nun auch unsererseits all' die Sachen, die wir mitgebracht hatten aus, und ich machte mir speciell den Scherz einen Brausegrog mittelst Brause-

Captain Martin.

pulver zu erzeugen, was die Leute in nicht geringes Erstaunen versetzte, umsomehr, als ich nicht versäumte einigen hocus pocus hiebei zu machen.

Unter großer Heiterkeit, denn der alte Lootse war ob des ihm schmeichelnden Besuches sehr gut aufgelegt und redete beständig in seinem höchst eigenthümlichen Englisch, verlief das Mahl, und bei unserem Abschied übergaben wir nun dem Captain als Zeichen unserer Erkenntlichkeit für die uns geleisteten Dienste einen ganzen, höchst komisch zusammen-

geſtoppelten Anzug. Die Freude, die der gute Mann darob empfand, war unbeſchreiblich; er mußte ihn gleich anziehen, wobei ihm jedoch die Wahl der Kopfbedeckung -- wir hatten ihm einen Cylinder und einen Sturmhut geſchenkt - ſchwer war: er hätte ſicherlich am liebſten beide zugleich aufgeſetzt. Das Händeſchütteln wollte kein Ende nehmen, und fand ſeine tiefe Rührung durch die wiederholte Verſicherung „Captain Martin black man, but white heart" (Captain Martin iſt ein ſchwarzer Mann, hat jedoch ein weißes Herz) Ausdruck.

Wie ſehr Captain Martin unſere Gaben würdigte, konnten wir jedoch beſonders daraus erſehen, daß er des nächſten Tages, als wir aus dem Hafen dampften, in aller Eile an Bord gerudert kam um uns Geflügel und Früchte als Gegengeſchenk zu bringen.

Zehntes Capitel.

Mauritius.

Route von Tullear nach Mauritius. — Mann über Bord. — Tribulationen wegen Waſſer und Lebensmitteln. — Ankunft in Port Louis. — Allgemeine Daten über die Inſel. — Beſchreibung der Stadt. — Markthalle. — Theater. — Champ de Mars. — Geſellſchaftliche Verhältniſſe auf der Inſel. — Gegenſatz der engliſchen und franzöſiſchen Creolen. — Gaſtfreundſchaft des Conſuls. — Ausflug auf eine Zuckerpflanzage. — Arbeiterfrage. — Thun. — Hirſchjagd. — Grab von Paul und Virginie. — Botaniſcher Garten. — Ball an Bord. — Schwerer Abſchied. — Auslaufen und erneute Rückkehr nach Port Louis. — Herzlicher Empfang. — Engliſche Aſſimilation. — Ausflug nach Mahébourg.

Der directe Weg von Tullear nach Mauritius führt um das Cap St. Marie von Madagaskar und iſt kaum 800 Meilen lang: doch des daſelbſt wehenden, conträren Südoſtpaſſates wegen wird er ſelten eingeſchlagen. Man zieht es vor, in die Region der Weſtwinde zu ſegeln, mittelſt dieſer den Meridian von Mauritius zu erreichen, und mit dem ſodann günſtigen Südoſtwinde die Inſel anzuthun. Es wird dadurch zwar ein großer Umweg von nahezu 2000 Meilen gemacht, in Folge der auf dieſe Weiſe für die Geſchwindigkeit des Schiffes höchſt günſtigen Windrichtungen aber wird eine derartige Ueberfahrt meiſt kürzer bewerkſtelligt, als bei Wahl des directen Weges.

Auch die Helgoland wählte die größere Route und wurde von Tullear aus fortwährend ſüdlich geſteuert. Nach Verlauf einiger Tage hofften wir den 30ſten Grad Südbreite zu paſſiren und in die daſelbſt herrſchenden Weſtwinde zu gelangen. Allein ſelbſt auf genanntem Parallelkreis fanden wir noch immer Südoſtwind vor, welcher ſich ſogar bis zu einem Sturme ſteigerte, eine in dieſer Region ſo anomale Erſcheinung,

daß wir sie nur mit der Existenz einer östlich von uns befindlichen Cyklone*) in Einklang bringen konnten. In der That erfuhren wir auch später, daß wirklich eine solche, und zwar von der heftigsten Art, stattgehabt, und wir nur durch ein Abgehen von der directen Route einer näheren Bekanntschaft mit dieser Geißel des südindischen Oceans entgangen waren.

Bei dieser Gelegenheit, als die Corvette bei hoher See unter Sturmsegeln beilag, somit wenig manövrirfähig war, erscholl der alarmirende Ruf „Mann über Bord". Ein Matrose mit Takelage-Arbeiten am Bugspriet beschäftigt, wurde von einer Sturzsee mitgerissen, und obwohl ohne Verzug alle Rettungsvorkehrungen getroffen wurden, so geschah dies doch nur mit dem traurigen Bewußtsein, daß sie unter den obwaltenden Umständen kaum von Erfolg begleitet sein konnten. Glücklicher Weise erhaschte jedoch der kühne Schwimmer noch rechtzeitig ein ihm zugeworfenes Tauende und wurde im Triumph heraufgezogen. Einige unbedeutende Contusionen waren die einzigen üblen Folgen, und schon kurze Zeit darauf bewirthete der eben dem sicheren Tode Entronnene in heiterster Laune seine Cameraden mit den ihm vom Commandanten und dem Stabe zu Theil gewordenen Weinspenden.

Auf nahezu 35° Südbreite setzte der Wind nach West und sodann nach Nord um, wir konnten nun die Länge ablaufen, und traversirten hierauf mit Dampf in die Region des Passates, der uns bald dem Ziele zuführte. In Bezug auf Navigation war somit die gestellte Aufgabe befriedigend gelöst, allein ein schon wenige Tage nach unserem Auslaufen eingetretener Umstand machte nichtsdestoweniger die Existenz während dieser Passage allen Theilnehmern höchst unliebsam.

Während der ganzen Ausrüstung des Schiffes wurde der Trinkwasservorrath, mittelst des an Bord befindlichen Condensators ergänzt, theils um das stets mit Zeitverlust verbundene Wassereinschiffen zu ersparen, hauptsächlich aber, um wirklich reines, gesundes Wasser zu haben, wie ein solches in fast keinem der von der Helgoland berührten Orte zu finden war. Bisher hatte der Condensator vollkommen entsprechend

*) Wirbelsturm.

gearbeitet, und sich somit in dieser Richtung nie ein Anstand ergeben; drei Tage nach der Abfahrt von Tullear aber, als der bis auf ein Geringes verbrauchte Wasservorrath neu zu ergänzen war, stellte sich heraus, daß der Apparat nicht gut functionirte, und nur Brackwasser (halb Süßhalb Salzwasser) lieferte. Trotz aller Bemühungen waren die Bordmittel nicht ausreichend, um dem Uebelstand abzuhelfen. Der noch vorhandene unbedeutende Vorrath an gutem Wasser wurde den Kranken reservirt, und die Uebrigen, um nicht bald zu den ersteren zu gehören, mußten sich beschränken, Flüssigkeit blos in Form von Suppe oder Wein zu sich zu nehmen.

Hiezu gesellte sich das zur Neige gehen aller Lebensmittel, welche seit $2^1/_2$ Monaten nicht ergänzt werden konnten. Für die Mannschaft war kein Wein mehr da, Reis war in Folge der tropischen Hitze schlecht geworden, und die eingesalzenen Lebensmittel konnten als dursterzeugend in Hinblick auf den Mangel erfrischenden Getränkes nicht genossen werden. Begreiflich fanden selbst Leute, die gewöhnlich nicht große Anforderungen in Bezug auf Speise und Trank machten, die Situation nichts weniger als gemüthlich. Und doch gab auch diese Calamität Veranlassung zu heitern Scenen. Wenn nach einem schwülen Tag sich endlich ein Regenguß einstellte, wie eilte da Alles auf Deck, um wenigstens einige Tropfen Süßwasser zu erhaschen. Glücklich diejenigen, welche irgend etwas mit einem Boote zu thun hatten, denn in diesem sammelte sich Wasser mitunter in solcher Menge, daß es geschöpft werden konnte, die minder bevorzugten Leute aber nahmen keinen Anstand, sich platt auf den Boden zu werfen und an den auf Deck sich bildenden Pfützen ihren Durst zu stillen.

Aus dem Vorhergehenden ist begreiflich, daß es an Bord herzliche Freude hervorrief, als am 16. April bei Sonnenaufgang „Borne Land" gemeldet wurde, und man die noch in Nebel gehüllten Berge als jene von Mauritius erkannte. Die Maschine, schon des Tages vorher in Bewegung gesetzt, leistete Außerordentliches, so daß die Corvette schon um 4 Uhr Nachmittags in Port Louis einlaufen konnte.

Port Louis ist außer Mahébourg, welches wegen seiner schwierigen Einfahrt wenig besucht wird, der einzige Hafen von Mauritius und

Port Louis.

besteht in einer schmalen Einbuchtung im Nordwesten der Insel, zu welcher der Zutritt durch eine Unterbrechung der rings um die Küste laufenden Korallenriffe ermöglicht ist.

Obwohl der Hafen über eine Seemeile lang ist und bis unmittelbar am Ufer genügende Tiefe hat, so müssen dennoch der großen Schifffahrtsbewegung halber die Schiffe möglichst nahe aneinander vierkant vertäut*) werden.

Der Anblick der Insel vom Hafen aus ist höchst malerisch. Von dem an der nördlichen Seite der Einfahrt befindlichen Fort George zieht sich eine schmale Landzunge zur Stadt, hierauf erheben sich im Hintergrunde steile, ausgezackte Felsrücken mit zwei grotesk geformten Spitzen; Pieterboth, 2800 Fuß hoch, der seinen Namen einer höchst lebhaften Einbildung verdankt, die bei ihm eine Aehnlichkeit mit einem holländischen Doctor im Amtsgewande herausgefunden hat, und Pouce, 2700 Fuß hoch, der wirklich wie ein Daumen über dem Bergrücken herausragt. Gegen Süden begrenzt das Gemälde den Signalberg und das Fort William, welches auf einer Landzunge, einem Ausläufer des letztgenannten Berges, liegt. Während der obere Theil der Felsen jeder Vegetation bar und von dunkler Lavafarbe ist, sind die gegen die See verlaufenden Abhänge mit dem frischesten Grün einer reichen Tropenvegetation bedeckt; hiezu treten noch die weißen, freundlichen Gebäude der Stadt, die zahlreichen Schiffe aller Flaggen, das rege Hafenleben und machen die Rundschau höchst anziehend, besonders für den, der gleich uns außer der weiten See seit Monaten nur der Wildniß kaum entwachsene, vereinzelte Ansiedlungen gesehen hatte.

Es ist wohl ein blos dem Seeleben eigener Genuß, das Anlaufen eines freundlichen, alle denkbaren Ressourcen bietenden Hafens nach den überstandenen Beschwerlichkeiten und mitunter Entbehrungen einer längeren Seefahrt. Wie lacht da das Herz, wie schnell ist da jedes Ungemach vergessen, dem vielleicht noch gar nicht abgeholfen werden konnte, nur in dem Bewußtsein, daß es nicht mehr lange dauern könne.

*) Nach vier Seiten hin vertäuen, wonach das Schiff keines Spielraumes bedarf.

Hiezu kommen noch Freuden anderer Art. So hatten wir seit vollen fünf Monaten keine Nachrichten von der Heimat erhalten; was war das für ein Jubel, als sich ein Postbeamter an Bord einfand, dem ein Schwarzer gleich zwei volle Säcke Briefe nachtrug. Wie schwer fiel es jenen, die des Einlaufmanövers halber auf ihren Posten auf Deck verharren mußten, nicht gleich zugreifen zu können, und wie schnell verbreiteten sich nichtsdestoweniger allgemein interessirende Nachrichten, welche die glücklicheren, dienstfreien Personen ihren Briefen schon entnommen hatten.

Endlich war die langwierige Vertäuung beendet, die Helgoland lag sicher in Banden und löste dadurch die unseren, und gar bald sah man die Meisten mit ihren Briefen in einer Ecke sitzend gierig die langersehnten Mittheilungen verschlingen, während die minder Begünstigten die respectablen Bündel Zeitungen in Angriff nahmen, und mit denselben ihren Aerger über Mangel an Correspondenz oder über lässige Correspondenten zu vertreiben suchten. Nach und nach war der Durst nach Neuigkeiten gestillt, der lebhafte Austausch derselben verstummte, und auch das Anstürmen der gleich gierigen Haifischen jedes einlaufende Kriegsschiff umlagernden Lieferanten, Wäscher und dergleichen, hatte sich glücklich gelegt. Jeder, der nur konnte, eilte nun an das Land, um dem schon lange stiefmütterlich behandelten Magen wieder einmal gütlich zu thun.

Die an Bord gebliebene Mannschaft feierte förmliche Bacchanalien mit dem schleunigst herbeigeschafften, nebenbei gesagt herzlich schlechten, Trinkwasser, und es waren die Boote mit Früchten und frischem Brote, die zur Abendmahlzeit unter Bord kamen, im Handumdrehen buchstäblich ausverkauft. Da half keine Vorstellung und kein Wettern des Doctors, der im Geiste schon seine Krankenliste verdreifacht sah, es aber doch nicht über das Herz bringen konnte, dem Treiben durch einen dienstlichen Schritt ein Ende zu machen.

Den nächsten Morgen machte die fieberhafte Festtagsstimmung des Ankunftstages einer mehr nüchternen Anschauung Platz, ohne jedoch der vollen Würdigung unseres angenehmen Aufenthaltortes Eintrag zu thun.

In Europa hört man von Mauritius fast gar nichts, auch wir hatten uns keine großen Vorstellungen davon gemacht, und doch dürften wohl wenige Inseln gleicher Größe und Bevölkerungszahl als Colonie die gleiche Wichtigkeit haben.

Die Lage auf 20° bis 20° 30′ Südbreite und 57° 17′ bis 57° 46′ Ostlänge von Greenwich unter den Tropen in der feuchten Passatregion und ein höchst fruchtbarer Boden gestatten eine außerordentlich ergiebige Zuckerrohrcultur und verleihen der Insel als Productionsort eine große Bedeutung. Durch die geringe Entfernung von Madagaskar wird ihr die Stellung als Zwischenstation für den Handelsverkehr der civilisirten Welt mit diesem Lande gesichert. Die centrale Position im indischen Ocean, gleichweit von Indien, Australien und dem Cap der guten Hoffnung, der einzige sichere Hafen mit allen Ressourcen für die Schifffahrt, macht endlich Mauritius sowohl in militärisch-strategischer als auch in blos maritimer Beziehung zum alleinigen Zufluchtsort für Schiffe in diesem von Cyklonen häufig heimgesuchten Meere, und dadurch nahezu unschätzbar.

Wie bekannt im Jahre 1510 von Admiral Mascarenhas für Portugal in Besitz genommen und Cerne getauft, überging die Insel 1598 in die Hände der Holländer, die ihr den Namen Mauritius beilegten, sie jedoch bald wieder als zu wenig einträglich verließen. Im Jahre 1721 von den Franzosen als Isle de France zu einer französischen Colonie gemacht nahm Mauritius einigen Aufschwung, besonders unter Labourdonnais, dem die Bevölkerung noch jetzt ein ehrendes Andenken bewahrt. Das Gedeihen der Insel im Vereine mit ihrer Lage, welche der französischen Flotte erfolgreiche Ausfälle zur Störung des englisch-indischen Handels erlaubte, erregte die Aufmerksamkeit der Engländer und führte die Eroberung der Insel durch dieselben im Jahre 1810 herbei. Seit der Besitzergreifung durch die Engländer datirt sich erst der blühende Stand der Colonie, welche trotz schwerer Krisen, als der Aufhebung der Sklaverei, der großen Fieberepidemie und Mißernte im Jahre 1867 und trotz des nicht zu verkennenden Eintrages, den die Eröffnung des Suezcanals der Frequenz dieser Halbwegstation der indischen Route gethan,

sich bis jetzt ungeschwächt erhalten und Mauritius mit Recht den Namen „Perle des indischen Oceans" eingetragen hat.

Der Flächeninhalt der Insel beträgt 32·2 geographische Quadratmeilen, von denen beiläufig ein Viertheil, und zwar der nördliche Theil eben ist. Die andern drei Viertheile werden theils von Plateaus, welche sich bis zu 400 Fuß über dem Meere erheben, theils von durchschnittlich 2000 Fuß hohen Bergrücken eingenommen. Das Gebilde letzterer läßt keinen Zweifel, daß die Insel vulkanischen Ursprungs ist, und ist es eben auch verwitterte Lava, die den so außerordentlich ergiebigen Boden bildet. Flüsse hat Mauritius mehrere, und haben dieselben in Folge der Terrainformation und des Klimas mehr oder minder den Charakter von Wildbächen.

Das Klima ist im Allgemeinen ein sehr angenehmes, und in den höheren Theilen der Insel auch ein recht gesundes. In Bezug auf dasselbe lassen sich zwei Jahreszeiten unterscheiden. December—April ist die heiße und trockene Saison, während welcher auch die Cyklonen wüthen, in dem Reste des Jahres regnet es häufig, und sinkt auch die Temperatur ganz beträchtlich; so hat man auf den Plateaus ein Temperatur-Minimum von 10° Celsius beobachtet. Der Südostpassat, der nahezu das ganze Jahr weht, lindert die übermäßige Sommerhitze, und gleicht daher auf der Windseite die Temperatur-Verschiedenheit theilweise aus.

Die Gesammtbevölkerung von Mauritius beträgt über 330.000 Seelen und scheidet sich der Abstammung nach in Engländer (circa 5000), Franzosen, Mulatten, Chinesen, Malegassen und Indier. Letztere sind theils angesiedelt, theils gedungene Arbeiter für die Plantagen, und bilden in der beträchtlichen Anzahl von mehr als 220.000 Köpfen den Haupttheil der Bevölkerung. Das allgemein gebrauchte Idiom unter dieser Völkermischung ist das creolische, ein höchst verdorbenes Französisch*), sonst

*) Da diese Sprache nur zur Verständigung im gewöhnlichen Leben dient, so hat sie auch nur eine sehr beschränkte Wortzahl. Für alle Ausdrücke, die eine irgendwie ähnliche Bedeutung haben, wird nur immer ein Wort gebraucht. So drückt der Creole alle möglichen Variationen von Sehen durch „guetter" aus. Jedes angenehme Gefühl findet durch „content" seine Bezeichnung. Komisch klingt die Anwendung des „va" und „fini" als Hilfszeitwörter, und die dadurch entstehenden Combinationen. Moi fini commencé; Moi fini finir.

bedienen sich die besseren Classen des Französischen; englisch wird in der Mehrzahl bei den Aemtern und sonst meist nur von Engländern gesprochen. In Bezug auf das Glaubensbekenntniß theilen sich die Mauritianer in Katholiken, Protestanten, Brahmabekenner und Mohamedaner.

Der Gesundheitszustand der Insel ist seit einiger Zeit leider nicht befriedigend. Eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung von mehr als 10.000 Köpfen auf die Quadratmeile, worunter die große Majorität, die Indier, der Reinlichkeit wenig huldigen, schlechte Canalisirungen und ähnliche Ursachen haben das im Jahre 1867 zum ersten Male hier aufgetretene perniciöse Fieber endemisch gemacht. Die Verheerung, welche diese Krankheit im genannten Jahre gemacht hat, ist unglaublich. 35.000 Menschenleben fielen ihr allein zum Opfer, wozu ein zufällig gleichzeitig eingetretener Chininmangel nicht wenig beitrug. Die Unze des letztgenannten Medicamentes soll zu jener Zeit über 180 Dollars, also nahezu 380 fl., gekostet haben. Wenn auch gegenwärtig das Fieber bedeutend abgenommen hat, so beläuft sich doch noch immer die Anzahl der demselben Erliegenden auf 50% sämmtlicher Todesfälle. Die Cholera wurde ebenfalls wiederholt eingeschleppt, und vor Kurzem war die Insel von höchst bösartigen Masern heimgesucht.

Nach allen dem ist es wohl erklärlich, daß die Quarantaine-Vorschriften in Mauritius höchst strenge sind und unerbittlich durchgeführt werden. In letzterer Zeit hat man viel zur Hebung der sanitären Verhältnisse gethan, und verspricht sich von dem Wirken der neu zusammengestellten Sanitätscommissionen ein Wiederkehren des einst so gepriesenen Gesundheitszustandes der Insel.

Bei dem fruchtbaren Boden, dem tropischen und feuchten Klima gedeiht in Mauritius Alles, was man nur pflanzen will; nichtsdestoweniger wird fast ausschließlich Zuckerrohr angebaut, welches, wie erwähnt, den Reichthum der Insel ausmacht. Ueber ein Viertheil des Flächenraumes, also gegen 8 Quadratmeilen, sind mit Rohr bebaut, und wird hier ein Neuntel sämmtlichen Rohrzuckers der ganzen Welt, im Mittel 120.000 Tonnen (à 1000 Kilo) im Werthe von beiläufig 28 Millionen Gulden, jährlich erzeugt. Sonst zieht man höchstens Cacoapalmen, deren Blattfiber

zu Zuckersäcken verarbeitet wird, ebenso hie und da Aloën behufs Erzeugung von Coir-Tauen.

Seit Kurzem gelangte auch die so einträgliche Vanillecultur zu einer Bedeutung. Obwohl alle Umstände zum Gedeihen der Pflanze in Mauritius sich auf das günstigste vereinen, und auch schon die schönsten Schoten gewonnen wurden, so wußte man lange nicht, sie ordentlich zu trocknen. Außerdem wurde den Besitzern durch häufige Diebstähle der kaum gereiften Frucht viel Schaden zugefügt, so daß nur wenige sich damit befaßten. Nun hat man durch Herbeiziehung entsprechender Kräfte aus Bourbon auch in Mauritius die Vanille derart behandeln gelernt, daß sie sich mit der besten der Welt messen kann; auch ist der Erlaß eines Gesetzes zur Hintanhaltung des Schotendiebstahls durch Legitimationszwang der Verkäufer im Zuge, und somit steigert sich die Production rasch und erreicht schon gegenwärtig einen Werth von 100.000 fl. jährlich.

Da jeder nur irgendwie zu verwendende Grund auf die obenerwähnte Weise ausgenützt, und die Viehzucht vernachlässigt wird, so hängt Mauritius in Bezug auf seine Verpflegung gänzlich von der Zufuhr von Außen ab, was auch theilweise seinen großen Handel erklärt.

Letzterer besteht, in seinen Grundzügen dargestellt, im Exporte von Zucker und Rum nach England, dann Eisenwaaren und Baumwollzeug nach Madagaskar, dagegen in der Einfuhr von Reis aus Indien Schlachtvieh aus Madagaskar und der anderen Luxus- und Lebensbedürfnisse aus Europa. Maulthiere und Guano werden aus Südamerika gebracht. Im Jahre 1872 betrug der Gesammtwerth der Ausfuhr $32\frac{1}{2}$ Millionen Gulden, jener der Einfuhr $26\frac{3}{4}$ Millionen, und wurde der Verkehr durch beiläufig 600 ein- und auslaufende große Seeschiffe bewirkt.

Nachdem ich nun einige Anhaltspunkte zur Beurtheilung der ganzen Insel gegeben habe*), und man daraus entnehmen kann, daß sich auf

*) Ausführlichere Daten über die commerciellen Verhältnisse von Mauritius wurden in der „Austria", Jahrgang 1874, Nr. 52 veröffentlicht.

Mauritius alles um Zucker und die Schifffahrt dreht, will ich auf Port Louis, die einzige bedeutende Stadt der Insel und der Brennpunkt des geschäftlichen Verkehrs derselben, übergehen.

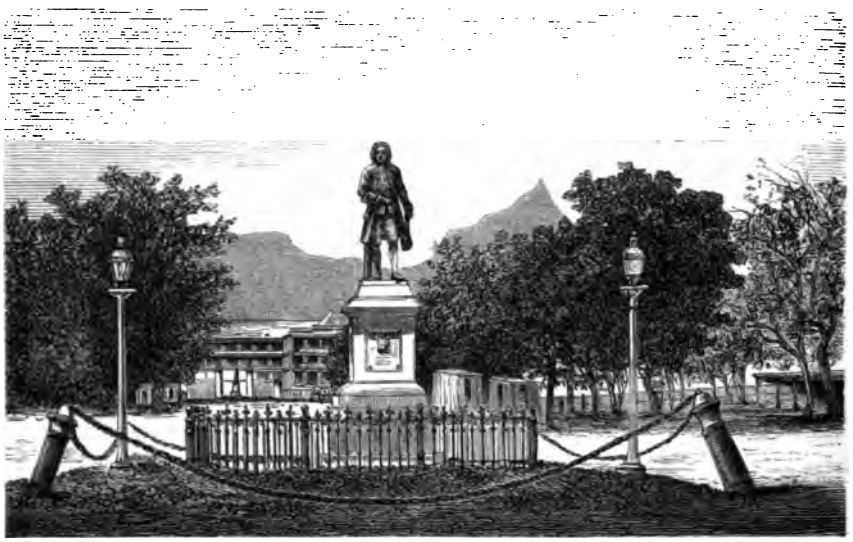
Port Louis hat an 60.000 Einwohner und liegt an dem fast eben verlaufenden Nordwest-Abhange des Pouce, mit der größten Ausdehnung längs der See. Die einander fast durchgehends senkrecht schneidenden, langen Straßen bestehen der Mehrzahl nach aus hölzernen, einstöckigen Häusern mit netten Vorgärten; Steinbauten sind seltener und beschränken sich zumeist auf öffentliche Gebäude. Im Allgemeinen zeigt die Bauart, daß man sich im Lande der Cyklonen befindet, wo jede Höhenausdehnung möglichst beschränkt werden muß.

Wenn man vom Schiffe kommt und beim „Chien de plomb" dem Wasserleitungshahne landet, so gelangt man zuerst über die Schienen der längs des Ufers laufenden Eisenbahn auf einen großen von hübschen Gebäuden umschlossenen Platz, den zu beiden Seiten schöne Bäume zieren, und in dessen Hintergrund das mehr für die tropische Hitze praktisch als äußerlich schön gebaute Gouverneurspalais liegt. In der Mitte vor den Bäumen steht eine überlebensgroße Broncestatue von Labourdonnais, nach welchem auch der Platz benannt ist, und dem, wie schon erwähnt, noch jetzt von den dankbaren Mauritiern die pietätvollste Erinnerung bewahrt wird.

Des Morgens ist auf diesem Platze der regste Verkehr. Boote bringen Waaren an das Land, die von einer Unmasse Karren aufgenommen und weiterbefördert werden; Eisenbahnzüge durchlaufen alle Augenblicke ohne weitere Warnung als einen kurzen Pfiff die Quaiseite; gedrängte Reihen von Miethwagen sind in steter Bewegung. Da wird auf offenem Platze die Versteigerung einer beschädigten Schiffsladung abgehalten, dort zieht wieder eine lange Reihe auf das Bunteste gekleideter Indier daher, Leute, die ihre Contractszeit ausgedient haben und sich einschiffen, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Doch ganz anders sieht es hier um vier Uhr Nachmittags aus. Alles Leben ist verschwunden, die zahlreichen Läden sind geschlossen, und nur vereinzelt sieht man verspätete Geschäftsleute dem Bahnhofe zueilen, um noch den letzten Eisenbahntrain zu erhaschen.

Port Louis hat eben seit der Epidemie, welche besonders in der Stadt furchtbar gewüthet hat, seinen Charakter geändert, und während es früher ausschließlicher Aufenthaltsort der bessern Classen war, leben diese jetzt auf dem Lande, so hoch als möglich über der See und kommen nur zu den Geschäftsstunden (10—4 Uhr) in die Stadt. In dieser wohnen in der Regel nur ärmere Creolen, Indier und Chinesen, indessen oft ganze Straßen der nettesten Häuser wie ausgestorben sind. Nur hie und



Labourdonnaisplatz.

da bei besonderen Anlässen, einer Theatervorstellung oder einem Wohlthätigkeits-Concerte öffnen sich wieder die langverschlossenen Fensterläden; man hört Piano spielen, es wird gesungen, in den reizenden Gärten sieht man schöne, meist weißgekleidete Frauengestalten in behaglichen Schaukelstühlen die Vorübergehenden betrachten, und kann man sich daraus eine schwache Vorstellung von dem so angenehmen, lustigen Leben machen, welches nach einstimmigen Aussagen in Port Louis vor dem Beginne der Epidemie geherrscht haben soll.

Vom Platze Labourdonnais wenden wir uns links und lenken unsere Schritte längs dem Quai an der schönen, in gothischem Style

gebauten schottischen Kirche vorbei zu dem Etablissement der United Dry Dock Company, einem höchst ausgedehnten See-Arsenale, wo Schiffe in jeder Beziehung vollkommen reparirt werden können. Obwohl, wie der uns geleitende Director lächelnd bemerkte, „saison morte" war, nämlich die Jahreszeit, wo keine Cyklonen herrschen, und somit weniger Havarien vorkommen, so war doch das Bassin „Trou fankaron" voll reparaturs-bedürftiger Schiffe; es waren auch zwei von den drei zur Aufnahme der größten Schiffe geeigneten Trockendocks besetzt, ebenso die beiden Patentslips, sowie die Werkstätten in reeller Thätigkeit, und machte das ganze einen recht vortheilhaften Eindruck.

Von den Docks kommt man zwischen Waarendepôts sich rechts wendend zum Bazar, der großen Markthalle von Port Louis.

Wer eine Musterkarte der niedern Bevölkerungsklassen von Port Louis sehen will, der wähle die Morgenstunden zu einem Besuche dieses Etablissements. Starke eiserne Gitter umgeben den großen, schön gepflasterten und sehr rein gehaltenen Boden, und unter dem Schutze der von Eisensäulen getragenen Dächer werden hier alle denkbaren Artikel zum Verkauf ausgeboten. Da sieht man das schönste Grünzeug aufgestapelt. Vor demselben steht ein broncefarbenes Weib in leichtem, rothem Gewande, mit einem unförmlich großen Ringe an der Nase und ähnlichem Geschmeide an Händen und Füßen. Es ist eine Indierin. Mit blitzenden Augen und der leidenschaftlichen Sprechweise ihrer Race handelt sie mit einer Theerjacke, welche für die Schiffsgenossen Provisionen macht.

Weiter unten sieht man Fleisch in der appetitlichsten Weise zum Verkaufe hergerichtet, und nun erst die unzähligen Fische und Austern, die ein Mulatte in dem so komischen Creolisch anpreist.

Chinesen, an dem Zopfe und am Anzuge, der mit Schnüren versehenen Blouse, erkennbar, streifen überall umher und sind wegen ihrer Zähigkeit von den Verkäufern gefürchtet, indessen wieder ein bleicher französischer Creole glücklich ist, Kriegsmatrosen als Kunden für seine Früchte-Ausstellung zu haben, denn diese kaufen Alles ohne viel um den Preis zu fragen.

Prachtvolle Blumen sind um einen Spottpreis zu haben, und jener schmucke, englische Infanterist, der trotz der tropischen Hitze den bis oben zugeknöpften, krebsrothen Rock trägt, kauft sich gewiß das nette Sträußchen nur der niedlichen, europäisch gekleideten Malegassin zu Gefallen, welche dasselbe in bestechendster Weise anzubieten weiß.

Abgesehen von dem malerischen Durcheinander, welches sich so dem Zuseher im Bazar bietet, ist selber wegen der großen Ordnung und Reinlichkeit, die daselbst herrscht, sehenswerth, und zieht man dabei eine Parallele mit den in der Mehrzahl unserer Städte noch gebräuchlichen Standplätzen auf offener Straße, so kann man ein Gefühl von Beschämung nicht unterdrücken.

Verläßt man den Bazar und geht der Straße Bourbon entlang, die zumeist sogenannte Chinesenläden hat, d. h. Greislereien, wo man auch Eisenwaaren, Schuhe, mit einem Worte Alles bekommt, so gelangt man zu dem katholischen Dom, einem schönen gothischen Gebäude mit zwei stark gestutzten Thürmen, von einem hübschen Parke, dem Palais des Bischofs, dem Pfarrhause und dem Jesuitencollegium umgeben.

Hier in der Nähe ist auch das kleine Theater, das jedoch zumeist geschlossen ist. Den Operngesellschaften verlohnt es sich nicht, bei der theuren Ueberfahrt hierher zu kommen, und so zeigen sich nur hie und da Gauklerbanden, vorbeireisende Siamesen und Geisterbeschwörer. Letztere leisten wirklich das Außerordentlichste in ihrer Art, denn wie wir erfuhren, gastirte „D'Arcy's Ghost" zu gleicher Zeit in Mauritius und in der Capstadt, was bei der Entfernung von 2400 Seemeilen jedenfalls auf eine ausgezeichnete Beweglichkeit dieses Phantoms schließen läßt.

Wir machen nun einen Gang durch die „Chaussée", wo die eleganten Kaufläden zu finden sind, besichtigen die großen, noch von den Holländern herrührenden Casernen, das Lyceum mit seinen kleinen aber übersichtlich geordneten Sammlungen, die englische Kathedrale, die Moschee, und nachdem wir somit das Sehenswürdigste der Stadt gesehen haben, wandern wir noch durch die fashionablen Waterloo- und Rempartstreet nach dem Champ de Mars, auf welches die Mauritianer so stolz sind. In der That macht es einen höchst freundlichen Eindruck, wenn man nach den

genannten, endlosen Straßen auf die schöne grüne, von dichten Alleen umrahmte Wiese kommt, die diesen Namen führt, und welche zu den guten Zeiten von Port Louis, wo hier täglich des Abends die Militärmusik spielte, und alle Welt zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß Luft schöpfen kam, wirklich reizend gewesen sein mag.

Uebrigens sieht das Champ de Mars noch jetzt einmal des Jahres das Ensemble der hiesigen Gesellschaft. Es ist dies gelegentlich der Pferderennen, welche hier im Anfange des Monats August beim Beginne der Schulferien abgehalten werden, und die zu einem Volksfeste geworden sind. Jeder der nur irgendwie gesunde Beine hat, pilgert zur Besichtigung dieses Spectakels, und es soll die entwickelte Eleganz der besseren Klassen, hauptsächlich aber die malerische Festtagstracht des indischen Theiles der Bevölkerung, das Bild des Champ de Mars bei dieser Gelegenheit höchst sehenswerth machen.

Der Aufenthalt der Corvette war ursprünglich auf 10 Tage festgesetzt gewesen, allein bei einer Untersuchung der Bemastung ergab sich der Fockmast als derart angefault, daß es unumgänglich nöthig erschien, ihn zu wechseln. Da diese Arbeit zum Mindesten fünf bis sechs Wochen in Anspruch nehmen mußte, so konnte an ein Auslaufen nicht vor Mitte Juni gedacht werden.

Nachdem nun ein längerer Aufenthalt sicher, und somit durch das Aufsuchen der Gesellschaft eine Beeinträchtigung unserer touristischen Ausflüge nicht zu befürchten war, so stellten wir uns mit Freude unserem ausgezeichnet liebenswürdigen Consul Herrn Wilson, Chef eines Mauritianer Handlungshauses, zur Verfügung um an seiner Hand die Gesellschaft kennen zu lernen. Durch seine aufopfernde Vermittlung wurden wir in der kürzesten Zeit mit allen Spitzen der Behörden sowie mit den ersten Familien der Insel bekannt, und von denselben auch auf das Herzlichste aufgenommen.

Die bessere Gesellschaft in Mauritius zerfällt in zwei Parteien, die zufolge ihrer verschiedenen Abstammung und Gebräuche einander schroff gegenüber stehen, und nur geschäftliche Beziehungen miteinander unterhalten.

Der größere Theil begreift die meisten Pflanzer und deren Familien sowie vereinzelte Kaufleute, ist in der Colonie älter, und entstammt den besten royalistischen französischen Familien. Der Grundzug des Charakters dieser Creolen ist der französische geblieben, jedoch hat im Allgemeinen das Klima auf sie entnervend gewirkt. Im Gegensatz zu den europäischen Franzosen gebricht es ihnen an Energie und Unternehmungsgeist; es nimmt daher ihr Wohlstand zwar langsam, aber doch merklich ab, und das Capital geht in englische Hände über. Auch gesellschaftlichen Verkehr haben die französischen Creolen entgegen ihren lustigen Stammverwandten in Europa selbst unter sich nur wenig, man beschränkt sich auf einige höchst pomphafte Festlichkeiten, während man sich sonst das ganze Jahr über nicht sieht.

Ganz anders ist es mit der englischen Coterie. Selbe umfaßt die Regierungsbeamten, Officiere, Inhaber von Handelshäusern und einige wenige Pflanzer. Sie ist im steten Contacte mit dem Mutterlande, in welchem noch viele aus ihrer Mitte geboren wurden, und herrscht in derselben der angenehmste Ton, ein reges sociales Leben und im Umgange durchaus englische Sitten und Gebräuche. Man wirft den Engländern im Allgemeinen Steifheit und Zurückgezogenheit vor; in Mauritius ist vielleicht durch den Einfluß des Tropenklimas wenig davon zu merken, übrigens, wenn auch dem so wäre, so könnte man es ihrer andern vorzüglichen Eigenschaften wegen wohl leicht mit in den Kauf nehmen.

Es ist eben eine urwüchsige, unverdorbene Kraft in dieser angelsächsischen Race, welche sie zur großen Nation gemacht, die jedoch ein gesellschaftliches Leben nur ermöglicht, wenn durch strengen Formenzwang Ausbrüche von Rohheit verhindert werden. Es scheint dies jeder Engländer instinctiv zu fühlen, und fügt sich daher mit der uns auffälligen, peinlichen Aengstlichkeit und ohne Murren einem harten Ettiquettenjoche.

Wie weit achtungswerther erscheint doch der junge kräftige Engländer, der sich eher den Hals als bei Tisch das Brod mit dem Messer schneidet*) mit all seinem förmlichen, und vielleicht manchmal empfindlich geraden Wesen, dabei aber von festem moralischen Charakter, als der gewandte,

*) To cut instead of breaking bread at dinner is a most shocking sign of bad manners!

äußerlich stets liebenswürdige, junge französische Creole, der voll schmeichelnder Phrasen und nicht ohne Geist bei seinen Cameraden um so mehr an Ansehen gewinnt, mit je mehr Unverschämtheit er in Gesellschaft junger Damen über die Zweideutigkeit hinausgehende Witze macht. Wie angenehm ist, trotz der für Manche so harten, aber durch die Sitte eben so streng gebotenen Entsagung des Rauchens oder der Nothwendigkeit einer vorgeschriebenen tadellosen Toilette, der zwanglose Umgang mit der gebildeten, oft in theure Stoffe, aber stets anspruchslos gekleideten jungen Engländerin, die weiß, daß ein Gentleman nie gewisse Grenzen überschreiten wird, während die nach dem neuesten Pariser Journal herausgeputzte Creolin, durch ihre Landsleute verwöhnt, entweder gar langweilig thut, oder aber selbst ziemlich ungenirt auftritt.

Auf dieser Seite findet sich auch nur zu häufig ein hastiges Freundschaftschließen ehe man sich noch genügend kennt, eine sich überbietende und doch hohle Herzlichkeit, auf welche rasch Abkühlung und dieser Gleichgiltigkeit folgt; dem gegenüber steht der stufenweise, durch Vorstellung, Visite und ceremoniöses Diner angebahnte Eintritt in ein englisches Haus, an den sich jedoch dauernde, wahrhaft aufrichtige Freundschaft knüpft.

Es birgt sich vielleicht Anhänglichkeit an den eigenen Herd hinter der Ansicht, daß wir Oesterreicher mit der uns eigenthümlichen Gemüthlichkeit den goldenen Mittelweg im gesellschaftlichen Leben einschlagen; würde es sich jedoch um eine Wahl zwischen den zwei Extremen handeln, so dächte ich, daß die englische Sitte entschieden den Vorzug verdient, und kann ich daher nicht dem Tone vereinzelter Kreise bei uns beistimmen, die dem entgegengesetzt und das Wort Gemüthlichkeit mißbrauchend, unter diesem Namen die moderne Zwanglosigkeit anstreben, ohne den sie mildernden Geist und Witz zu haben.

Unser Consul brachte als Engländer uns fast ausschließlich nur in englische Häuser. Nachdem das erste Eis gebrochen, nahm uns deren Gastfreundschaft vollkommen in Anspruch, und daher kamen wir verhältnißmäßig wenig mit der französischen Gesellschaft in Contact.

Wie schon erwähnt, leben in Mauritius Alle, die nur irgendwie die Mittel dazu haben, auf dem Lande, d. i. auf den Plateaus im Innern.

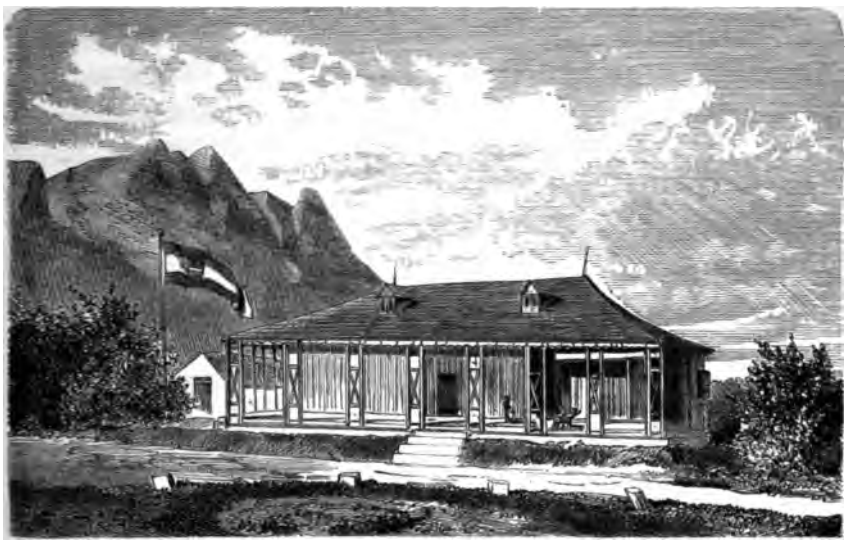
In Curepipe, Mokka, Plaines Williams, sind ganze Orte aus Villen entstanden, und nach 4 Uhr Nachmittags strömt Alles von der Stadt nach Hause, um erst den nächsten Morgen gegen 10 Uhr nach derselben zurückzufahren.

Durch Einladungen auf die in den verschiedensten Theilen der Insel liegenden Landhäuser war es uns ermöglicht die an Naturschönheiten höchst reiche Insel gründlich zu sehen; auch fehlte es nicht an Tänzchen, Concerten, Bogenscheibenschießen und Jagden, um uns für die lange Abgeschiedenheit von der Welt zu entschädigen.

Vor allen aber war Lynnwood, die reizend gelegene Villa des Herrn Wilson, als auch Forest Side, das Landhaus seines Schwiegervaters des Honourable F. M. Dick, das Hauptquartier der „Helgoländer", und die durch die Herzlichkeit unserer lieben Consulin, sowie deren Mutter und Schwester, Mrs. und Miß Dick, angenehm daselbst verbrachten Tage dürften uns Allen lange in Erinnerung bleiben.

Samstag Abends fuhren wir oft sechs bis acht an der Zahl mittelst Bahn oder Wagen hinaus, speisten daselbst, und brachten den Abend auf die anregendste Weise zu. Uns gegenüber wurden die weitgehendsten Concessionen in Bezug auf specifisch englische Gebräuche gemacht, und wenn mancher von uns entgegen dem obligaten Schluß des englischen Diners, wo die Damen sich früher zurückziehen, und die Herren dann ungezwungen dem Weine zusprechen, früher den Damenkreis aufsuchte, als der Hausherr hiezu das Zeichen gab, so wurde ihm darüber von den Damen sicherlich keine strafende Miene zu Theil. In den luxuriös eingerichteten Salons, vorzüglich aber unter der kühlen, mit schönen duftenden Blumen verzierten Veranda, entspann sich die animirteste Conversation, war es doch besonders den Damen, die noch nicht über die „Bellboje", der Hafeneinfahrt von Port Louis, gekommen waren, darum zu thun, Details über Europa und das ihnen durch die Weltausstellung interessant gewordene Oesterreich zu hören. So eifrig man sich in englischen Colonien über Alles, was im Mutterlande und in Europa vorgeht, im Currenten hält und durch eine bewundernswerthe Belesenheit oft richtiger die Zustände daselbst beurtheilt, wie derjenige, der von Ort und Stelle

kommt, so schlagen doch begreiflicherweise die Modewellen im Verhältnisse zu der Entfernung von Europa verspätet an die Küsten des colonialen Lebens. Viele bei uns schon längst abgethane Liebhabereien trafen wir in Mauritius noch in der vollsten Blüthe der Neuheit, besonders in Musikstücken war dies auffallend, und nicht nur hier, sondern durch alle englischen Colonien, die wir berührten, verfolgte uns der Walzer „An der schönen blauen Donau" als „just come out" (gerade erschienen).



Lynnwood.

Erst spät des Abends, nachdem auch Musik und Gesang ihren Theil zur Unterhaltung beigetragen, trennte man sich, und nahmen die Herren den stereotypen colonialen Schlaftrunk „Brandy and Soda" zu sich. Da das Haus in Lynnwood nicht die genügenden Räumlichkeiten besitzt um so vielen Gästen Nachtquartier zu geben, so wurden einige von uns in zwei eigens zu diesem Zwecke während unseres ganzen Aufenthaltes gespannten Zelte in einer in den Tropen höchst angenehmen Weise untergebracht.

Der darauf folgende Sonntag, an dem bei den Engländern selbstverständlich jedes Geschäft ruht, wurde meistens zu größeren Ausflügen

benutzt. Bald wurde eine Zuckerplantage besichtigt oder ein Berg mit schöner Aussicht bestiegen, zu reizend schönen Wasserfällen gepilgert; bald wurde an einer Hirschjagd theilgenommen. Dies wußte Herr Wilson so gut zu arrangiren, daß Jeder alles und Niemand ohne Willen etwas doppelt sah, kurz, er erwies sich nicht nur als aufopfernd liebenswürdig, sondern auch als sehr praktisch und höchst vorsorglich.

Es war bei so einer Gelegenheit, daß wir eines Tages Lynnwood verließen um zu Wagen die Eisenbahnstation Rose Hill zu erreichen. Von dort aus wollten wir mittelst der Bahn nach Cluny, der Pflanzung eines guten Freundes unseres Hausherrn gelangen.

Der Weg zur Station führte uns durch das freundliche Mokka, nach dem früher hier gepflanzten Caffee so benannt, wo eine reizende Villa sich an die andere reiht, an der netten protestantischen Capelle vorbei, längs dem prachtvollen Parke von Reduit, dem Landsitze des jeweiligen Gouverneurs, sodann zwischen grünen Zuckerrohrfeldern, bis wir endlich die kleinen Häuser von Rose Hill erreichten.

Rechts zu unseren Füßen lag die blaue unbegrenzte See, auf der hin und wieder ein weißes Segel zu sehen war, vor uns der reinliche kleine Ort mit jenem grotesk geformten schroffen Felsrücken im Hintergrunde, dem wieder eine vermeintliche Aehnlichkeit den Namen Corps de garde eingetragen hat; links soweit das Auge reichen konnte, die wogenden grünen Zuckerrohrgefilde, aus welchen die hohen Rauchfänge der Siedereien gleich riesigen Meilenzeigern hervorstehen, und die nur hie und da durch einen der vulkanischen Kegel eine Begrenzung finden. Als Staffage dienten zahlreiche rein gekleidete Leute, die zur Kirche eilten, oder, wie die bunt herausgeputzten Indier, sich des Ruhetages in der schönen Natur lustwandelnd erfreuten, und deren Festtagsstimmung Wiederhall in unseren Herzen fand. Zudem noch ein blauer Himmel und eine reine Sonne, deren sengende Strahlen durch den kühlenden Passatwind gemildert wurden.

Es vereinigte sich in der That Alles zu dem reizenden Landschaftsbilde, um in uns einen jener Momente hervorzurufen, wo man das Leben doppelt schön findet; wo Alles, was man sieht, Freude macht, und wo

man sich für eine Reihe vergangener und zukünftiger Sorgen und Plagen des Lebens reichlich entschädigt findet.

Wir waren gerade rechtzeitig gekommen; kaum hatten wir die Billetten gelöst, so brauste der Zug heran, und da man hier keine Zeit verliert, so waren wir auch gar bald in Bewegung. Die Bahn, die wir benützten, war die Midland-Line, welche quer über die Insel von Port Louis nach Mahébourg führt.*)

Auf den Stationen war Alles voll Sonntagspublikum; schwarze Creolen, wie hier die Mulatten heißen, Negerinnen mit den ihnen so komisch lassenden europäischen Kleidungen und Indier benützten den freien Tag, um Bekannte auf anderen Pflanzungen aufzusuchen, und das große Contingent der Soldaten, die sich mit Vorliebe auf den oberen Coupé's der zweistöckigen Waggons placirten, bewies auch beim Wehrstande eine Tendenz für Luftveränderung.

Die Scenerie, welche bis Curepipe fortwährend die früher beschriebene blieb, und nur durch die gegen den genannten Ort immer zahlreicher werdenden Landhäuser belebter wurde, nahm nach und nach einen romantischen Charakter an, und ging in dichten, von tiefen Schluchten durchzogenen Urwald über. Dieser bildet die letzten Ueberreste der großen Wälder, welche früher das Innere der Insel bedeckt hatten, und ist dem Zuckerrohr noch nicht gewichen, weil das Klima auf diesem höchsten Theile der

*) Mauritius hat gegenwärtig zwei Eisenbahnlinien, welche beide von Port Louis ausgehen. Die eine, die Northland-Line, 6¼ geographische Meilen lang, läuft um die Nordseite der Insel so ziemlich in der Ebene und endet bei der Grande Rivière S. E.; die zweite, die erwähnte Midland-Line, durchschneidet die Insel in der Mitte und geht über das Plateau von Curepipe, wo sie bei der Station gleichen Namens einen Abstand von 1800 Fuß über See hat, und dann wieder abwärts läuft. Letztere bedeutende Elevation bei einer Bahnlänge von 7 Meilen gibt Veranlassung zu enormen Steigungen so wie 1 : 27 (auf einer Gesammtlänge von nahezu einer halben Meile), was bei der gewöhnlichen Schieneneinrichtung die Anwendung sehr starker Locomotive und besonderer Bremsvorrichtungen erfordert. Da vorzüglich bei der Midland-Line zahlreiche Ueberbrückungen nothwendig waren, — über die Grande Rivière N. W. führte eine durchbrochene Eisenbrücke von 5 Spannbogen zu 126 Fuß Länge, — so kamen die Kosten einer Bahnmeile über 1,000.000 Gulden. Nichtsdestoweniger fängt jetzt das Unternehmen an sich zu rentiren, und man denkt schon daran, das Netz durch eine Zweiglinie in den an Plantagen besonders reichen Distriet Savanne zu erweitern.

Insel einer Cultur desselben wenig günstig ist. Endlich lichtete sich wieder das Gehölze, die See auf der südöstlichen Seite der Insel kam in Sicht, und der Zug hielt an unserem Bestimmungsorte.

Wenige Schritte durch eine prachtvolle Palmenallee und zwischen schöngehaltenen Zuckerrohrpflanzungen brachten uns zu einem kleinen Parke, in dessen Mitte sich das Wohnhaus des Besitzers von Cluny, Herrn Macpherson's, befindet. Derselbe, ein biederer Schotte, in seiner schönen aber in den Tropen vielleicht minder praktischen Nationaltracht gekleidet, empfing auf das Herzlichste und lud uns nach einer kleinen Erfrischung zu der Besichtigung der im großartigsten Maßstabe angelegten Pflanzung ein.

Wir durchstreiften zuerst die sich weit ausdehnenden Felder, sodann die auf das Reinlichste gehaltene Siederei, und ich will nun im Kurzen das wiedergeben, was ich aus den liebenswürdigst gegebenen Aufklärungen unseres Hausherrn über den Zuckerbau in Cluny, und da dieser auf der ganzen Insel so ziemlich gleich betrieben wird, von Mauritius im Allgemeinen im Gedächtniß behalten habe.

Der Ursprung des auf Mauritius gepflanzten Rohres ist verschieden; am häufigsten findet man das indische, batavische und otahaitische, seit neuerer Zeit auch das neu-caledonische Rohr.

Das Pflanzen geschieht folgendermaßen: Das Terrain wird von Steinen befreit oder vielmehr werden diese in Reihen zusammengescharrt und zwischen denselben auf 18—20 Zoll Distanz Löcher zur Aufnahme der Ableger gemacht. Diese Ordnung der Steine soll den Vortheil haben, das junge Rohr (canne vierge) vor heftigem Winde zu schützen, den Boden feucht zu erhalten und beim Umpflanzen einen Wechsel des Bodens zu gestatten. Bevor die Ableger in den Boden gesetzt werden, taucht man sie in stark verdünnte Carbolsäure um schädliche Insecten zu tödten. Nach zwölf Stunden herausgenommen, werden sie in die Löcher gesteckt und mit entsprechend viel Dünger umgeben, und zwar geschieht dies meist in der heißen Jahreszeit, vom December bis zum März. Nun hat nichts weiteres zu geschehen als die Pflanzung öfters von dem üppig aufschießenden Unkraute zu reinigen, bis nach ungefähr 15—18 Monaten

die Reife eintritt und mit dieser der Schnitt beginnt, meist im Juli bis September.

Als Düngmittel für den Grund wird hauptsächlich Guano verwendet *), allein theils wegen der Kostspieligkeit desselben, theils weil man zur Ueberzeugung gekommen ist, daß die Düngung mit Guano den Boden zu sehr erschöpft, fängt man an auf den Pflanzungen selbst künstlichen Dünger zu erzeugen, auch die Canäle von Port Louis zu verwerthen und arbeitet so Hand in Hand mit den Gesundheitscommissionen.

Der Erschöpfung des Grundes begegnen rationelle Pflanzer, darunter natürlich Herr Macpherson, auch durch Einführung der Wechselwirthschaft. Nach 2 Jahren Zuckerbau wird den Feldern 3 Jahre Ruhe gelassen, d. h. man bebaut sie mit Manioc, schwarzen Bohnen, Mais und dergleichen.

Vor einigen Jahren machte der Bohrer und der Cocens (pou blanc) große Verheerungen in den Zuckerrohrplantagen, so daß man gezwungen war, neues Rohr zu importiren, hauptsächlich aus Neu-Caledonien. Obwohl noch nicht ganz ausgerottet, sind diese schädlichen Insecten jetzt bedeutend seltener geworden.

Der Schnitt des Rohres, sowie der hierauffolgende Sud des durch Maschinen ausgepreßten und geklärten Saftes findet auf die bekannte, gewöhnliche Weise statt, jedoch zeichnen sich die Siedereien von Mauritius vor allen anderen, die ich gesehen, durch große Zweckmäßigkeit in der Anlage und durch bis in's Kleinlichste gehende Reinlichkeit aus. Vacuumpfannen sind durchgehends im Gebrauche, ebenso Turbinen zur Scheidung des Zuckers vom Syrup.

Der auf Mauritius derart gewonnene Rohzucker hat schöne weiße Krystalle, und um letztere fast farblos zu machen, steht meistens ein Schwefelkalkpräparat von Dr. Jeery im Gebrauche. Ueberhaupt strengt man sich an, nachdem in England ein veraltetes Gesetz über die mit der Güte des importirten Zuckers wachsende Besteuerung gefallen ist, in dieser Richtung

*) Im Jahre 1872 wurden zu diesem Zwecke in Mauritius 20.800 Tonnen im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden eingeführt.

das Möglichste zu leisten. Der Syrup wird den Rumdestillerien abgegeben; auf Mauritius gibt es deren 38, und wurden im Jahre 1872 auf der ganzen Insel an 87.000 Eimer Rum erzeugt.

Da die Zuckerernte mehr als irgend eine andere vom Wetter abhängt, und in Folge von oft plötzlich zusammentreffenden Calamitäten, Cyklonen, Rohrkrankheiten und dergleichen zum Betriebe einer Pflanzung ein großes Capital erforderlich ist, so sind ruinirte Pflanzer keine seltene Erscheinung in Mauritius. Doch ist in neuester Zeit durch Creirung verschiedener Aushilfs- und Vorschußbanken ein großer Fortschritt gemacht worden, da es ja oft nur einer einzigen guten Ernte bedarf, um ein Etablissement wieder in das Gleichgewicht zu bringen.

Eine der wichtigsten Fragen, deren Lösung nicht geringen Einfluß auf den Betrieb der Pflanzungen und somit auf den Wohlstand von Mauritius hat, und die gerade zur Zeit unserer Abwesenheit in den Pflanzerkreisen große Aufregung hervorrief, ist die der Stellung der indischen Plantagenarbeiter.

Im Jahre 1834, als die Sklaverei in Mauritius aufgehoben wurde, sah man sich genöthigt, da die befreiten Sklaven sich durchaus nicht als freie Arbeiter weiter zur Feldarbeit bequemen wollten, — noch jetzt weist der schwarze Creole eine Zumuthung in dieser Richtung mit Verachtung zurück — Arbeiter aus Indien kommen zu lassen. Mit Genehmigung der indischen Regierung wurde ein regelmäßiger Kulitransport organisirt, und hat dieser nach und nach solche Dimensionen angenommen, daß gegenwärtig (1874), wie erwähnt, sich über 230.000 Köpfe indischer Nationalität in Mauritius befinden.

Das Engagement der Kuli findet folgendermaßen statt. In Mauritius befinden sich ein Protectorat der Arbeitereinwanderung und ein Depôt, sodann in den Präsidentschaften Madras und Bombay Agentien, welche Werber in die verschiedenen Ortschaften entsenden. Braucht nun ein Pflanzer Arbeiter, so wendet er sich an das Depôt, welches ihn vormerkt und hierauf, wenn die Anzahl der verlangten Kuli entsprechend angewachsen ist, den Transport einleitet. Die Bedingungen, unter welchen geworben wird, sind gewöhnlich: fünfjähriges Engagement,

im Mittel 5 Rupeen (Gulden) monatlicher Lohn, die gesetzlich normirte Ration an Reis, Manioc oder dergleichen, freie Unterkunft und unentgeltliche Ueberfahrt.

In Mauritius angelangt werden die Kuli im Depôt untergebracht, nummerirt, ihr Nationale wird festgesetzt, und sie erhalten hierauf einen Paß mit ihrer Photographie, den sie in einer Blechschachtel verwahrt stets bei sich zu tragen haben.

Nach Zahlung des Passagegeldes (4 Pfund Sterling) durch die Pflanzer werden denselben die verlangten Arbeiter zugewiesen. Ihre Unterkunft in den Plantagen findet in separaten Hütten für je eine Familie statt, wozu sie meistens auch einen kleinen Garten erhalten, und ist Gegenstand häufiger Controle seitens der Regierung. Ebenso muß auf jeder Plantage ein der Arbeiteranzahl entsprechend großes Krankenhaus eingerichtet sein, und wird dies zweimal wöchentlich von einem der eigens hiezu ernannten Aerzte besichtigt.

Was wir von diesen Einrichtungen in Cluny sahen, machte uns den besten Eindruck. Die das „Camp" bildenden Hütten waren geräumig, mit entsprechenden Gemüsegärten versehen, und schienen sich die bronzefarbigen Bewohner daselbst ganz gemüthlich zu fühlen.

Das Spital war sehr zweckmäßig eingerichtet, musterhaft rein gehalten, und kann dreist ähnlichen Etablissements unserer Fabriken an die Seite gestellt werden.

Dies Alles in Betracht genommen, erscheint das Los der Plantagen-Arbeiter nicht unerträglich drückend, besonders da die Zumuthungen in Bezug auf Arbeit meist keine überspannten sind, und einer Familie es möglich ist, sich pecuniär ganz annehmbar zu stellen, indem außer dem Vater auch die übrigen Glieder derselben gegen entsprechende Vergütung stets Arbeit finden.

Sind die fünf contractlich stipulirten Dienstjahre zu Ende, so sind die Kuli's, welche nun „Old Immigrants" heißen, frei, und können durch Separatcontracte sich neu verdingen, sich in Mauritius selbstständig etabliren, oder aber nach Indien zurückkehren, letzteres jedoch auf eigene Kosten.

Die Behandlung dieser Old Immigrants ist es nun, welche Anlaß zu großer Unzufriedenheit gibt, die sich besonders letzterer Zeit zu einem förmlichen Conflicte zwischen dem Gouverneur und den Pflanzern, dem einflußreichsten Theil der Bevölkerung, zuspitzte.

Malabarische Kulifrau und Kind.

Im Interesse der Pflanzer liegt es offenbar, die Old Immigrants, welche erst gegen Ende ihrer Dienstzeit tüchtige Arbeiter geworden sind, zu behalten, abgesehen von den Kosten, welche das Engagement neuer Kuli mit sich bringt. Eine Verlängerung der Engagementszeit wäre wohl das Erwünschteste für die Pflanzer, allein da dies nicht in der Macht der Colonialregierung steht, und das britische Parlament eher für das Gegentheil wäre, so suchte man auf indirectem Wege das angestrebte Ziel zu erreichen.

Eine Ordonnanz, Beschluß des gesetzgebenden Körpers mit Gesetzeskraft, unter dem Titel „Labour Law" wurde erlassen (1867), und darin

ein beträchtlicher Licenzpreis — 5 Dollars, gleich den doppelten früheren Monatslohn als Plantage-Arbeiter — für Taglöhner festgesetzt, die Paßvorschriften in Bezug auf Vidirung bei jedem Ort- und Beschäftigungswechsel verschärft, und eine sehr strenge Vorgangsweise gegen Beschäftigungslose angeordnet. Den Old Immigrants ist dadurch, wenn sie sich nicht gerade, was in fünf Jahren kaum möglich, ein kleines Capital erspart haben um sich selbstständig zu etabliren, das Verbleiben in Mauritius, ohne sich neuerdings zu engagiren, sehr erschwert. Da eine definitive Rückkehr nach Indien, abgesehen von den Reisekosten, weil sie daselbst in Folge priesterlicher Hetzereien von ihren Stammesgenossen als Auswürflinge behandelt werden, auch keine angenehme Aussicht bietet, so bleibt ihnen natürlich nichts übrig, als die dann oft sehr harten Bedingungen der Pflanzer dennoch anzunehmen und sich zu reengagiren.

Die genannten Bestimmungen des „Labour Law", welche blos die Indier treffend denselben nicht die gleichen Bürgerrechte wie den Creolen zukommen lassen, erregen die Erbitterung der Kuli, und es haben dieselben dem gegenwärtigen Gouverneur, Sir Arthur H. Gordon, eine Petition von 9000 Unterschriften behufs der Abschaffung des gedachten Gesetzes überreicht. Sir A. Gordon nahm sich der Sache lebhaft an, und kam dadurch in Widerspruch mit dem gesetzgebenden Körper von Mauritius, welcher eine königliche Commission zur Untersuchung der Sachlage verlangte.

Das englische Parlament ernannte die Commission, welche auch im Jahre 1872 nach Mauritius kam und sich sechs Monate daselbst aufhielt; bis jetzt ist aber von dem Ergebniß ihres Wirkens nichts bekannt. Mittlerweile scheinen jedoch die Intentionen des Gouverneurs bei den Districtsmagistraten, welchen die polizeiliche Gerichtsbarkeit obliegt, willige Interpretatoren zu finden. Allerseits, und nach den aufgezählten, theilweise in die Zeit unseres Aufenthaltes fallenden Thatsachen, wie es scheint mit einigem Rechte, wird geklagt, daß bei Streitigkeiten zwischen Pflanzern und Arbeitern oder überhaupt zwischen Weißen und Indiern erstere nicht aufkommen können, und in allen gerichtlichen Urtheilen eine gewisse Parteilichkeit für letztere nachzuweisen sei.

Diese jedenfalls nicht correcte Vorgangsweise hat eine bedenkliche Lockerung der Disciplin auf den Plantagen hervorgerufen, welche den Pflanzern zu gegründeten Befürchtungen Anlaß gibt, und sie nun ihrerseits höchst erbittert.

Mit größter Spannung erwartet man nun den Bericht der Commission und den Richterspruch des Parlamentes, und es ist zu wünschen, daß dieses den richtigen Mittelweg zur Befriedigung beider Parteien findet, und dadurch eine Verwickelung löst, die unter Umständen dem Wohlstande der blühenden Colonie gefährlich werden könnte.

Mit der Schilderung dieser Verhältnisse weit über den ursprünglich festgesetzten Rahmen gekommen, kehre ich nun zur Besichtigung von Cluny zurück, die wir mit einem Besuche des sorgfältigst gehaltenen Hausgartens beendeten. Daselbst gewährten uns schöne Exemplare des Theestrauches, des Chinabaums und der Vanilleliane besonderes Interesse.

Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten mußten wir auch noch der Gastfreundschaft unseres Hausherrn durch Theilnahme an einem exquisiten Tiffin (Gabelfrühstück) Rechnung tragen, und wurde die erübrigende Zeit bis zum Abgange des Zuges auf höchst angenehme Weise durch musikalische Productionen des Herrn Macpherson gewürzt, der sehr gut singt, und sich hiezu mit der Guitarre selbst begleitet.

Auf dem Wege zur Station fanden wir die Indier der Pflanzung in großer Aufregung. Es war gerade zur Zeit des Hamseh oder Moharrumfestes, bei welchem die indischen Mohamedaner die beim Streite um Mohamed's Nachfolgerschaft Gefallenen betrauern und zugleich den Sieg von Mohamed's Schwiegersohn Ali feiern. Jede Gemeinde veranstaltet an diesem Tage eine feierliche Procession, wobei ein sogenannter Ghun, ein mit Flitterwerk reich verzierter pagodenartiger Aufbau von Holz und Carton, herumgetragen wird.

Auch hier sahen wir, wie später auch in Port Louis, einen derartigen Aufzug. Zahlreiche auf das Widerlichste bemalte und verkleidete Leute zogen voran, und führten unter großem Lärmen ein Scheingefecht mit Stöcken auf. Dem Ghun folgten Priester und das Gros der Gläubigen, die zum Tacte eines Gong „Ya Hossein", „Ya Hossan" und ähnliche

Klagerufe ausstießen. Diese Umzüge sollen bis in die späte Nacht dauern, und gewöhnlich mit einer furchtbaren Raserei, ja mitunter auch mit Blut-

Festzug mit dem Ghun.

vergießen enden, und haben die Polizeiorgane die größte Mühe die fanatische Menge auseinander zu bringen.

Ich habe früher erwähnt, daß wir in Mauritius öfters an Hirschjagden theilnahmen, und da selbe von unsern verschieden und in Folge des Reichthums des Wildes ein der Insel ganz eigenthümlicher Sport sind, so lasse ich hier eine kurze Beschreibung davon folgen. Ich schicke voraus, daß die Hirsche in Mauritius von einer größeren Gattung als die bei uns vorkommenden sind,*) sich auf den Plateaus der Insel aufhalten und in großen Rudeln ziehen, nach welchen man deren Gesammtsumme zum Mindesten auf 10.000 schätzt. Obwohl wir von allen Jagdinhabern zu den mit Beginn der Saison (15. Mai) fast wöchentlich abgehaltenen Jagden eingeladen wurden, so leisteten wir hauptsächlich den Einladungen der Herren Stein und Antélme Folge, da deren Terrain sich in Curepipe unmittelbar hinter dem Landhause des Herrn Dick, unserem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, befindet, und uns daher dort leichter als anderswo rechtzeitig zu erscheinen möglich war.

Es war die Eröffnungsjagd der Saison, und somit fanden sich von uns Alle, die sich frei machen konnten, schon des Abends vorher in „Forest Side" ein. Hier hatte Mrs. Dick mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit ein zweites, momentan nicht gebrauchtes Wohnhaus zur Unterkunft der „Helgoländer" herrichten lassen. Der Abend wurde in der gewohnten angenehmen Weise verbracht, des nächsten Morgens aber in aller Frühe Reveille geschlagen, da das Jagdrendezvous ungefähr eine halbe Stunde Weges entfernt, und als Zeitmoment 7 Uhr Morgens gegeben war. Wenn zwar viele unserer Nimrode angesichts des frühen Aufstehens beträchtlich von der siegesgewissen Jagdlust des Vorabends eingebüßt hatten, so gelang es doch, uns rechtzeitig zu sammeln und in den wunderlichsten Costümen, wobei der vielversprechende Steireranzug nicht fehlte, mit unserm Consul an der Spitze abzumarschiren.

Nach einigen Verzögerungen durch die bei solchen Amateurs nicht so seltenen Erscheinungen, daß nämlich plötzlich ein Jäger sein Gewehr vergessen, der andere keine Munition bei sich hatte, und ein dritter seinen

*) Ein Hirsch und zwei Thiere dieser Gattung befinden sich in der Menagerie von Schönbrunn, welcher sie vom Commandanten der Corvette zum Geschenke gemacht wurden.

ganzen Jagderfolg von dem Abholen der zurückgelassenen Gamaschen abhängig machte, erreichten wir endlich noch vor festgesetzter Stunde das Jagdhaus des Herrn Stein, wo uns dieser umgeben von einer großen Escorte Mauritianer Jagdliebhaber freundlichst empfing. Meine ursprünglichen Bedenken wegen unserer unläugbar etwas außergewöhnlichen Jagdtoiletten machte beim Anblick dieser Herren einem entgegengesetzten Gefühle Platz. Noch jetzt ruft es in mir die größte Heiterkeit wach, wenn ich der komischen Erscheinungen in allen Schattirungen abgetragener Kleider, mit allen Varietäten von Kopfbedeckungen, mit Sonnenschirm in der einen und Gewehr in der andern Hand, gedenke.

Nachdem alle geladenen Gäste, an 90 Personen, versammelt waren, wurde ein kräftiger Imbiß genommen, jedem der Theilnehmer ein Träger für die Provision zugewiesen, und sodann an die Eintheilung der Plätze geschritten. Das große, aus wellenförmigem theilweise bewaldetem Hügelland bestehende Revier wurde von drei Seiten durch die Jägerkette eingeschlossen, während von der vierten Seite die Treiber mit den Hunden gegen die Mitte vordrangen und das in Rudeln bis zu 100 Stück sichtbare Wild vor sich hertrieben.

Uns hatte man liebenswürdiger Weise die besten Plätze, wo das Wild hervorzubrechen pflegte, gegeben, und nachdem ich vom Arrangeur die betreffenden Weisungen über meinen Schußbereich und das zu erlegende Wild erhalten hatte, — wobei uns Herr Stein ausnahmsweise erlaubte Alles, was uns unterkäme, zu schießen, während die Uebrigen nur auf Hirsche feuern durften, — etablirte ich mich auf meinem Posten und hielt ein wenig Rundschau.

Mein Standplatz befand sich auf einem kleinen Hügel, und wenn ich auch gar kein Wild zu Gesicht bekommen hätte, so wäre ich, dem es im Grunde mehr um eine Partie ins Freie als um eine Jagd zu thun war, schon durch die prachtvolle Aussicht, die sich mir darbot, reichlichst für meine Theilnahme belohnt gewesen.

Es war ein herrliches Wetter, kein Wölkchen am Himmel; vor mir lag die üppig grüne Hügelreihe, zwischen deren Einsattlungen ich das kleine Städtchen Mahébourg und die See ausnehmen konnte, während

rückwärts ein mit saftigen Wiesen bedeckter Bergabhang mit dem langgestreckten Curepipe und der grotesk geformte Höhenzug des Pieterboth zu sehen war.

Uebrigens hatte ich nicht viel Zeit zur Bewunderung. Der Signalschuß war gefallen, und ein lebhaftes Geknatter zu meiner Rechten bewies, daß das Wild sich in Bewegung gesetzt hatte. In der That sah ich bald ein großes Rudel von wenigstens 60 Stück sechs Posten von mir die Linie durchbrechen, und da sich daselbst einer der Wenigen von uns befand, die wirklich Jäger sind, so war ich wenigstens behufs Rettung der Flaggenehre beruhigt. Nun wurde es gar bald lebhaft, auch bei meinem zweiten Nachbar links, passirte ein nie endenwollender Zug von Wild, rechts zeigte sich auch welches, und auf das Höchste gespannt war ich bereit, — als plötzlich ein Knittern in den Büschen hörbar wurde, und auf kaum 10 Schritte vor mir vielleicht 30 Stück Wild im vollsten Galoppe passirten. Da selbe jedoch blos Thiere (Hirschkühe) waren, ließ ich sie unbelästigt vorbeiziehen, weil ich mich an den Vorbehalt, welcher den heimischen Jägern gemacht wurde, halten wollte.

Das Gros des Wildes war nun vorüber und mein Träger meinte, daß ich vollauf Zeit hätte, eine Cigarre zu rauchen, bevor der Rest des Wildes käme. Um Feuer zu holen, besuchte ich meinen linken Nachbar, welcher wirklich das Sinnbild von Jagdcomfort darbot, und auf einem Plaid ausgestreckt, unter dem Schatten des vom Träger gehaltenen Schirmes gemüthlich seine „Commercial Gazette“*) las. Der Träger hatte den Auftrag, jedes Wild zu signalisiren, und die in der Nähe zurechtgelegte Büchse wurde eintretenden Falls rasch mit der Zeitung vertauscht.

Trotzdem daß mir mein Nachbar auch versichert hatte, daß Wild nicht sobald zu gewärtigen sei, fing bald wieder zu meiner Rechten, wo offenbar die Hauptpassage war, ein lebhaftes Knallen an. Fest entschlossen, jetzt ja nichts zu versäumen, spähte ich mit bereitem Gewehre vor mir aus, konnte aber lange nichts in meinem Schußbereiche entdecken, bis ich

*) Die verbreitetste der 6 Zeitungen, welche in Port Louis erscheinen.

endlich einen prachtvollen Hirschkopf gewahrte, der mich ruhig ansah und der einem sehr nahen, durch einen Strauch gedeckten Thiere angehören mußte. Plötzlich ertönte ein Schuß von meinem rechten Nachbar, der Hirsch setzte sich in Bewegung, vor mir gegen links im Galoppe defilirend. Diesmal entschiedener, legte ich an, und es gelang mir, dem Hirsche eine Kugel in den Hinterlauf zu jagen, so daß er zusammenbrach. Leider jedoch versetzte ihm mein Zeitungsnachbar mit nicht zu erwartender Schnelligkeit den Gnadenstoß und beraubte mich dadurch meiner sichern Beute.

Es passirte jetzt nur noch vereinzeltes Hochwild, und zwar meist außerhalb des Schußbereiches, und da es schon spät geworden und bei der Nähe der Hunde das Signal zum Feuereinstellen zu gewärtigen war, wollte ich schon mißvergnügt das Gewehr aus der Hand legen, als sich mir gegenüber vielleicht auf 70—80 Schritte ein versprengtes Thier zeigte. Ich hatte früher die Erlaubniß, auf solches Wild zu schießen, nicht ausgenutzt, und es war auch jetzt nur des Zeitvertreibes halber, daß ich anlegte, doch wie dies öfters eintrifft, konnte ich hierauf der Versuchung zu feuern nicht widerstehen. Das Thier machte einen Satz und verschwand in den Büschen, ich schloß daraus, daß ich es gefehlt hatte, und freute mich schließlich darob, denn bei dem gleich darauf erfolgten Signalisiren des Jagdschlusses und der gemeinschaftlich angetretenen Rückkehr zum Jagdpavillon versicherten mir meine Cameraden, daß keiner von ihnen auf Thiere geschossen hätte.

Im Hause angelangt, wurde ein reiches Jagdmahl genommen, und nach demselben Heerschau über die Beute gehalten. Es waren 54 Hirsche und zwei Stück Thiere erlegt worden, von welch' letzteren ich das eine, da es gegenüber von meinem Standpunkte aufgefunden wurde, leider als meine Beute bekennen mußte. Obwohl Herr Stein ob des Falles nur herzlich lachte, wurde das andere Thier von Niemandem eingestanden, man gab daher der Vermuthung Raum, daß es beim Schießen eines Hirsches mit diesem zugleich getroffen worden sei.

Nachmittags wurde eine zweite Tournée auf dem Terrain gemacht, auf welches sich das Wild geflüchtet hatte; allein ich bekam nichts zu

Gesichte, obwohl ich nicht ganz so unaufmerksam war wie einige der eingeborenen Jäger, die bis auf Weiteres die Wache dem Träger überließen und einem Nachmittagsschläfchen im Freien huldigten. Im Ganzen wurde nicht viel geschossen, und die Jagd schon nach zwei Stunden eingestellt. Die Zeit bis zur Vertheilung des Wildes wurde im Pavillon mit Erzählen von Jagdanecdoten verbracht, und scheinen diese unter dem Einflusse der Tropensonne womöglich noch üppiger zu gedeihen wie bei uns.

Daß die Helgoland reichlichst bedacht wurde, ist selbstverständlich, mehr stolz konnten wir jedoch sein, daß von uns im Ganzen sechs Hirsche erlegt wurden, deren Geweihe wir als Trophäen an Bord brachten. *)

Es würde mich zu weit führen, wollte ich noch all' die einzelnen Partien und Feste, die uns zu Ehren veranstaltet wurden, näher beschreiben, allein ich glaube mich dem romantischeren Theil meiner Leser gegenüber verpflichtet, wenigstens noch eines Ausfluges nach dem Grabe von Paul und Virginie zu gedenken, bevor ich über Mauritius schließe.

Eines Nachmittags gingen wir auf den Bahnhof, um nach Pamplemousses, einer Station der Northland-Line, zu fahren. Wir waren unserer drei und hatten verschiedene Interessen. Der Eine wollte hauptsächlich das dort befindliche Observatorium, der Andere den botanischen Garten sehen, und ich hatte gar die Absicht beide genannten Objecte und das in der Nähe gelegene romantische Grabmal zu besuchen. Endlich einigten wir uns vorderhand wenigstens dahin, eine gemeinschaftliche Excursion zu beiden ersten Punkten zu machen.

Die Fahrt auf der Bahn, welche durch das ebene, fruchtbare Terrain der Nordseite der Insel läuft, war bald zu Ende, nach all' den Stationsnamen; Terre Rouge, Riche Terre, Calebasses wurde schließlich auch jener unseres Bestimmungsortes genannt. Da das naturwissen-

*) Da nach dem Gesagten dem Leser vielleicht große Zweifel über unser Jagdtalent aufgestiegen sein dürften, so muß ich hier beifügen, daß wir nichtsdestoweniger die Ehre der österreichischen Jäger und Schützen zu wahren wußten. Schiffslieutenant M— erlegte allein 12 Hirsche während unseres Aufenthaltes und errang auch bei einem Wettscheibenschießen, welches die Mauritianer Schützengesellschaft veranstaltete, den ersten Preis.

schaftliche Mitglied der Gesellschaft befürchtete, daß die Schmetterlinge im Garten mit dem Naherücken des Sonnenunterganges verschwinden würden, eine gleiche Flatterhaftigkeit jedoch nicht von der solide gebauten Sternwarte zu gewärtigen war, so wendeten wir uns vor Allem rechts dem Städtchen zu, um in den botanischen Garten zu gelangen. Pamplemousses ist ein ausnehmend freundlicher Ort, und besteht aus mitunter sehr netten Villen und Häusern, die sich um eine hübsche, etwas erhöht liegende Kirche lagern. Wir besichtigten diese, sodann die reinliche Markthalle, besonders aber fesselte unsere Aufmerksamkeit der große katholische Friedhof. Hier fanden wir zwischen reizenden Baumgruppen und sorgsam gepflegten Blumenbeeten mitunter wahre Kunstwerke von Grabmälern. Selbe bezeichnen meist die Grabstätten der hervorragenden Familien der Insel, wie wir dies aus den Inschriften entnahmen, wo manch berühmter Name aus der französischen Geschichte zu finden ist.

Unseren Weg fortsetzend kamen wir nach kaum einer Viertelstunde Weges zu dem schönen Portale des botanischen Gartens. Hier gaben wir beim Directionsgebäude unseren Empfehlungsbrief ab und wurden dem Director des Gartens, Herrn Horne, vorgestellt, der es sich nicht nehmen ließ in eigener Person uns den Führer zu machen. Wir streiften nun durch die ausgedehnten, in Bezug auf tropischen Baumwuchs sehr reichen Anlagen, die insbesondere wegen der übersichtlichen Zusammenstellung sämmtlicher Palmenarten für einen Nicht-Tropenländer sehr interessant sind. Von diesen sind nämlich je eine Species zur Herstellung einer der langen, einander senkrecht schneidenden Alleen verwendet.

Es wäre zu lang sie alle aufzuzählen, die Fächer-, Sago-, Mauritius-, Raffiapalme, den Wandererbaum, die reizende Bambuspalme und dergleichen mehr, allein besonders bemerkenswerth ist eine lange Reihe von Arecapalmen, deren schlanke, hohe, weißlich gefärbte Stämme sich wie ein Säulengang von dem dunklen Grün des Dickichts im Hintergrund abheben. Auch von anderen tropischen Bäumen sind hier hübsche Exemplare zu sehen; Boabab, einer von mindestens 6 Klafter im Umfange, Lecythes und Bassia von enormer Größe und ein prachtvolles Exemplar des auf Mauritius häufigen Banyanenbaumes, dessen Aeste

zum Boden reichend wieder Wurzel ſchlagen und ſo eine ſehr regelmäßige Laube bilden.

Im rückwärtigen Theile des Gartens befindet ſich ein Teich mit einigen reizenden Inſelchen und ſehr hübſchen Waſſerpflanzen, worunter uns ſchöne weiße und blaue Lotusblumen ſowie die eigenthümliche Gitterpflanze auffielen.

Palmenallee im botaniſchen Garten zu Pamplemouſſes.

Nachdem uns Herr Horne noch auf die verſchiedenen Gewürzpflanzen, den Zimmtbaum, Muscatnußbaum ꝛc. aufmerkſam gemacht und ſeine reizenden Blumen ſowie Farrenkrautpflanzungen gezeigt hatte, ſchieden wir mit dem herzlichſten Danke von demſelben, und verließen auf das Höchſte befriedigt den Mauritius gleich zur Zierde wie zur Ehre gereichenden Garten.

Die Zeit war mittlerweile ſtark vorgerückt, und es handelte ſich nun darum, das Obſervatorium noch bei Tag zu erreichen, während ich bei dieſer Gelegenheit auch das früher erwähnte Grab mitzunehmen gedachte. Da mir die Führung der Excurſion übertragen war, ſo gelang es mit Hilfe eines Führers in Form eines kleinen Creolenknaben die Route derart

zu wählen, daß sie darüber führte. Meine Gesellschaft war zwar sehr erstaunt, als der Weg bedenklich schlecht wurde, und sich in eine Art Sumpf verlor, allein nichts Böses ahnend, folgten sie mir, bis wir endlich zu einem Dickicht kamen, das durch einen kleinen Bach getheilt wird. Hier blieb der Knabe stehen und meinte: Voici tombeau. Jetzt begriffen meine Begleiter den Zweck meines Umweges, und anfänglich ärgerlich ob des Zeitverlustes brachen sie bald in helles Gelächter aus, dessen Object ich nun mit vollem Rechte war.

Das ganze Grabmal besteht nämlich aus ein paar Steinen, umgeben und bedeckt von mitunter höchst prosaischen dornenvollen Gebüschen und einigen verwildert aussehenden Blumenbeeten, und abgesehen von der überhaupt etwas mythischen Existenz des verunglückten Liebespaares ist es durchaus nicht sicher, daß man es hier nicht mit einem aufgelassenen Schotterhaufen der in nächster Nähe vorbeiführenden Straße zu thun hat. Auch trägt das schrille Pfeifen der Locomotive am angrenzenden Bahnhof durchaus nicht bei eine poetische Stimmung zu fördern.

Uebrigens soll doch die rührende Erzählung von Bernardin St. Pierre sich theilweise auf Thatsachen stützen. In Mauritius glaubt man, daß ihr folgender trauriger Vorfall zu Grunde liegt. Im Jahre 1744 langte das von Frankreich kommende Schiff St. Géran bei der Nordspitze von Mauritius an. An Bord befanden sich unter anderen Passagieren Mlle. Mallet und Mr. Peramon, zwei Verlobte, welche im Mutterland die wegen ihrer Blutsverwandtschaft nöthige Dispens eingeholt hatten, und deren Hochzeitsfest mit der Rückkehr auf die Insel festgesetzt war. Die hereinbrechende Nacht verhinderte trotz des Mondscheines das Einlaufen des Schiffes in Port Louis, und es wurde in der Nähe der Küste der kommende Morgen abgewartet. Unglücklicher Weise trat jedoch Windstille ein, und das Schiff trieb in der Nähe des Landes auf ein Korallenriff. Die Brandung, welche hier selbst bei schönem Wetter herrscht, genügte, um das alte Schiff zu zertrümmern. Die Mehrzahl der Passagiere und die Mannschaft wollte sich mittelst der Boote und eines in der Eile erzeugten Flosses flüchten, allein mit Ausnahme einiger guter Schwimmer wurden Alle von den Sturzseen begraben.

Mlle. Mallet, welche in dieſem furchtbaren Augenblicke eine große Ruhe bewahrte, war mit ihrem verzweifelten Verlobten, dem Capitän des Schiffes und einem Matroſen, welcher das Paar liebgewonnen und ſich nicht davon trennen wollten, an Bord zurückgeblieben. Die Männer beſchworen das Mädchen, von ihnen drei unterſtützt das Heil im Schwimmen zu verſuchen und zu dieſem Zwecke ſich ihrer ſchweren Kleiderhülle zu entledigen. Mlle. Mallet weigerte ſich jedoch ſtandhaft dies zu thun, und bat man möchte ſie nur ihrem Schickſale überlaſſen

Teich im botaniſchen Garten zu Pamplemouſſes.

und ſo lange noch Zeit wäre an die eigene Rettung denken. Als der junge Mann ſah, daß alles Bitten und Flehen vergeblich ſei, nahm er eine Haarlocke aus ſeinem Taſchenbuch, küßte ſie und verwahrte ſie ſodann an ſeinem Herzen. Den Arm um ſeine Braut ſchließend, als ob er ſie bis zum letzten Augenblick ſchützen wollte, erwartete er vereint mit ihr in ſtummer Ergebung die furchtbare Kataſtrophe. Dieſe brach bald durch das gänzliche Sinken des Schiffes herein und verſchlang alle an Bord Befindlichen. Nur der Matroſe rettete ſich glücklich mittelſt einer Spiere an das Land. Auch der Capitän gelangte wieder an die Oberfläche,

wollte aber die hilfereichende Hand des Matrosen nicht annehmen, und ging in der Brandung zu Grunde. Vom Liebespaar wurde nichts mehr gesehen, doch vermuthet man, daß sich dessen sterblichen Reste unter den zahlreichen Leichen befanden, welche die See an das Ufer schwemmte, und die gemeinschaftlich in einem großen Grabe bestattet wurden.

Bei anbrechendem Abend erreichten wir das Observatorium. Hier empfing uns der bekannte Professor Meldrum mit seiner gewohnten Herzlichkeit, und machte uns mit größter Aufmerksamkeit die Honneurs. Da jedoch die Sternwarte sowie das meteorologische und magnetische Observatorium nichts besonders Neues bieten und überhaupt ihren Ruf mehr der ausgezeichneten Thätigkeit des genannten Meteorologen als ihren Einrichtungen verdanken, so war dieser Besuch bald beendet, und nach einem unvermeidlichen Stirrup cup*) traten wir unsere Heimfahrt an.

In der beschriebenen angenehmen Weise war unterdessen der Monat Mai verflossen, der neue Fockmast fertig gemacht und eingesetzt, der Destillir-Apparat reparirt worden, und somit stand die Abfahrt in kurzer Zeit bevor.

Es handelte sich nun unseren Freunden und Bekannten in ihrer Gesammtheit einen Beweis der Erkenntlichkeit für die uns zu Theil gewordene höchst herzliche Aufnahme zu geben. Wir einigten uns dahin, dies in Form einer an Bord zu veranstaltenden Tanzunterhaltung zu thun Die Hauptschwierigkeit bei einer bis in die Nacht dauernden Festlichkeit nämlich den Gästen die Möglichkeit zu bieten, nach Schluß der Unterhaltung wieder nach ihren Landsitzen rückkehren zu können, wurde durch Bestellung eines Nachtextratrains glücklich beseitigt, sodann Tag und Stunde festgesetzt und an die nöthigen Vorbereitungen geschritten. Die Rollen der Arrangeure waren bald vertheilt, und unter der Mannschaft die entsprechenden Kräfte als Decorateure, Tapezierer, Buchbinder und Zeichner eruirt. Die Helgoland glich nun einer großen Werkstätte, und im eigenthümlichen Gegensatze zu den Takelage-Arbeiten, die ungestört fortgesetzt wurden, konnte man auf Deck und im Banjerdecke eine Massenfabrikation von Lampions, Transparenten, Cotillonsachen, Lustern und dergleichen sehen.

*) Abschiedstrank.

Am Tage vor dem Feste begann die eigentliche Decoration des Schiffes. Die Zelte wurden gesetzt, das Deck in zwei Theile getheilt, die vordere Hälfte zu einem großen Speisesaale, die rückwärtige zu einem Ballsaale umgewandelt, und mit Flaggen, Blumen, sowie mit den uns reichlichst zugesendeten, prachtvollen Palmenblättern ausgeschmückt. Die Achterhütte hatte sich der erste Lieutenant ausgebeten und daraus einen wirklich reizenden, weiß-roth drapirten Damenpavillon geschaffen; das Conversationszimmer erhielt seine Bestimmung als Rauchsalon, die Commandanten-Localitäten als Damentoilette, die Officiersmesse als Herrengarderobe; kurz und gut, jeder Winkel wurde ausgenützt um unseren Gästen das Verweilen auf österreichischem Grund und Boden so angenehm als möglich zu machen.

Endlich war der große Tag gekommen und mit ihm auch jene Momente der Verzweiflung über kleine Unordnungen und Störungen, dann die Augenblicke ängstlichen Wartens, welche manche Hausfrau bei ähnlichen Gelegenheiten durchzumachen hat; und es war nur sehr gerecht, daß dies nun auch gewisse anspruchsvolle junge Herren verkosten mußten, um sie in ihren gewöhnlich scharfen Kritiken etwas zu dämpfen. Da stellte sich plötzlich heraus, daß die bei den Engländern so wichtige Frage der Sitzordnung noch nicht entschieden war, der Traiteur wollte noch lange nicht mit seinen Tischen fertig werden, es fehlte noch immer die große Torte, mit den sich brüderlich, vielmehr schwesterlich umschlingenden Freundinnen „Austria" und „Britannia" und den beiden Flaggen. Die Wärterinnen für die Damentoilette waren an Bord gekommen und hatten das bestellte Eau de Cologne und Stecknadeln mitzubringen vergessen. Eine Damentoilette ohne Stecknadeln, zum Verzweifeln! und jetzt hatte gar unser musikalischer Bordmedicus nach langem Studium die Entdeckung gemacht, daß die auf der Commandobrücke installirten Pulte für die Musik zu schmal seien, um mehrere Notenhefte übereinander legen zu können. Nun Gott sei Dank mit Hilfe unserer Dampfbarkasse, die wie ein Blitz im Hafen hin und her dampfte, wurden alle die Schmerzen noch rechtzeitig behoben, und wir sogar, gleich Wellington bei Waterloo zwar nicht durch Blücher, aber wohl durch die endlich eintreffenden Cotillonbouquets aus

einer Lage erlöst, die nur Jeder zu ermessen im Stande ist, welcher den furchtbaren Seelenzustand eines Cotillonarrangeurs bei dem Abgange dieses wichtigen Artikels kennt. Der letzte prüfende Blick wird noch überall hingeworfen, doch Alles ist in Ordnung, das mit Seife eingelassene Deck erweist sich als ausnehmend glatt, der Springbrunnen springt genügend hoch, die Luster sind mit Kerzen versehen, und nachdem wir uns in Parade geworfen, harren wir erwartungsvoll unserer Gäste.

Um 2 Uhr erscheint der Consul mit seiner liebenswürdigen Gemahlin, welche so freundlich war, das Amt der Lady-Patroneß anzunehmen. Nach und nach langen auch die übrigen Gäste an, und schließlich betritt der Gouverneur unter den Klängen des „God save the Queen" das Deck, womit das Fest beginnt. Es war wirklich reizend die Damen zu betrachten, wie sie mit regem Interesse der nun beginnenden Bootsregatta folgten, indessen die Söhne Albions besonders jener Kategorie, welche den Rauchsalon der Damengesellschaft vorzog, durch lebhaftes Wetten den Charakter ihrer Nation nicht verläugneten. Große Heiterkeit erregte die Preisvertheilung, indem nach dem alten Gebrauche unserer Marine, außer der Prämiirung der ersten Boote, noch dem letzten eine Flagge mit einem gemalten Schweinchen, dem vorletzten jedoch ein lebendes, schön herausgeputztes Spanferkel zugetheilt wurde. Nun folgte das Luncheon, und nachdem dasselbe unseren geheimen Befürchtungen zu Trotz, wir waren mehr als 120 Personen, tadellos vor sich gegangen war, begann bei eintretender Dunkelheit und selbstverständlicher „Beleuchtung des äußeren und inneren Schauplatzes" der Ball.

Selten wohl wurde so viel und mit so vieler Lust getanzt als bei dieser Gelegenheit. Angesichts dessen, und daß man überhaupt sehen konnte daß sich unsere Gäste gut unterhielten, dann daß die Decoration des Schiffes, besonders aber die Beleuchtung mit all' den Lampions und Transparenten, eine würdige, magische Staffage zu den hübschen Erscheinungen, die man auf dem Decke sich bewegen sah, bildeten, waren wir wohl für unsere verhältnißmäßig geringe Mühe reichlichst belohnt. Großen Jubel erregte der in Mauritius ganz unbekannte Cotillon, bei dem natürlicher Weise es sich ganz zufällig ereignete, daß Mr. What's his

name gerade einen Brief von seiner Flamme Miß So and So erhielt, während beim Scheibenschießen wieder eine Laune des Schicksals gerade Miß A. das Herz — natürlich aus Papier — des von ihr schwärmenden Lieutenant B. durchbohren ließ.

Langsam verringerte sich die Zahl der Getreuen, und endlich fand mit dem Souper, sodann mit bengalischem Feuerwerke, Raketenaufsteigen und Enthüllung des Abschiedstransparentes, der Scherz gegen Mitternacht sein Ende.

Natürlich folgte noch unsererseits die unvermeidliche Cigarre, und die noch unvermeidlichere kritische Besprechung des Ganzen, ein Mustern der Todten und Verwundeten, denn die blonden Miß's hatten besonders bei unseren Cadeten ganz gewaltigen Eindruck gemacht, Vertrauensvota für die Arrangeure ꝛc., mit einem Worte, der regelmäßige Abschluß solcher Versammlungen.

Die nächsten Tage hatten wir vollauf mit Abschiedsbesuchen zu thun; überall war begreiflicherweise von der „unvergeßlichen" Helgoland, vom hoffentlichen Wiedersehen in Europa und dergleichen mehr dem Herzen und Gemüthe als der Wahrscheinlichkeit Entstammenden die Rede. Abgesehen davon, daß bei dem wirklich herzlichen Verhältnisse zwischen uns und unseren hiesigen Bekannten wir überzeugt sein konnten im Allgemeinen ein gutes Andenken zu hinterlassen, so wird insbesondere ein Paar der Helgoland sicher zeitlebens gedenken. Es ist dies der Dr. F. und Frl. W., welche in dem Gewühle des Ballfestes an Bord die Gelegenheit fanden einander ihre gegenseitige Neigung zu gestehen, und die glückliche Ueberwindung dieses manchmal so schweren Schrittes uns schon Tags darauf durch die Verlobungskarten bekannt gaben.

Schwerer wohl noch als von den übrigen Bekannten war der Abschied von unserem Consul und seinen Angehörigen. Hier war nicht blos flüchtige Sympathie, sondern aufrichtige dauernde Freundschaft eingetreten. Es wird allen Theilnehmern noch lange der letzte Tag, den wir bei ihm in seiner Villa verbrachten, in Erinnerung bleiben.

Obwohl blos ein kleiner Kreis der intimsten Freunde zugezogen war, wollte weder bei Tische noch beim trauten Gespräche nach demselben

die gewöhnliche Heiterkeit recht Platz greifen, und als nach schottischem Gebrauche selbst in Gegenwart der Damen Toddy servirt und dazu das ergreifende Freundschaftslied „Auld Lang Syne“ gesungen wurde, da bemeisterte sich Aller eine sichtliche Rührung, die schönen Augen der Damen füllten sich mit Thränen, und auch mancher unter uns hatte den Blick durch eine verstohlene Zähre getrübt. Wirkte doch auf uns nicht blos das schmerzliche Gefühl kaum erworbene Freunde wieder verlassen zu müssen, sondern auch die angesichts der uns zu Theil werdenden Freundschaftsbezeugungen wachgerufene Erinnerung an die fernen Lieben in der Heimat, über deren Schicksal wir seit geraumer Zeit in banger Ungewißheit waren.

Ehe wir noch den letzten Händedruck austauschten, mußte unser Commandant dem gleich schmeichelhaften wie sinnigen Wunsche des Consuls gemäß, einen Baum vor dessen Veranda zum dauernden Andenken an die Helgoland pflanzen, welcher „Helgolandia Schafferensis“*) getauft wurde.

Den nächsten Tag, es war der 17. Juni, wurde Dampf gemacht, und um 2 Uhr Nachmittags verließ die Helgoland den Hafen von Port Louis.

Es wurde damit ein Abschnitt unserer Campagne beendet, an den sich alle Betheiligten mit Vergnügen zurückerinnern, und dabei sicherlich in den schon beim Abschiedsfeste durch ein Transparent von uns ausgedrückten Wunsch neu einstimmen: May Mauritius prosper for ever!

---

*) Herr Fregattencapitän Carl Schaffer befehligte die Corvette.

* * *

Der Mensch denkt, Gott lenkt ist ein Sprichwort, das für den Seemann wie gemacht ist. Nirgends mehr als zur See ist der Mensch von den Elementen abhängig, und wird stets daran erinnert, daß sein einziges Vermögen in der thunlichsten Ausbeutung der gegebenen Verhältnisse und in nichts mehr besteht.

Als die Corvette Mauritius verlassen hatte, dachte wohl Niemand an Bord daran, diese Insel so bald, wenn überhaupt je wiederzusehen, und doch sollte es anders kommen.

Von günstigem Winde getrieben wurde schon am nächsten Tage die prachtvolle Insel Bourbon mit dem schneeigen Pitou de Neige doublirt, und am 22. Juni 26° 21′ Südbreite und 50° 57′ Ostlänge von Greenwich erreicht, was einer zurückgelegten Distanz von nahezu 500 Meilen entspricht. Tags vorher war einer der vorderen Kessel zum Wasserdestilliren geheizt worden, allein da er sich sehr schadhaft zeigte, konnte erst des folgenden Tages nach entsprechender Reparatur neuerdings versucht werden Dampf zu machen. Dies mißlang jedoch abermals, da das heiße Wasser von allen Seiten aus dem Kessel strömte, und die Heizer hiebei in große Gefahr geriethen verbrüht zu werden. Alle Versuche die achteren Kessel in Verbindung mit dem Destillator zu bringen, erwiesen sich fruchtlos, und so blieb dem leitenden Maschinisten kein Ausweg als dem Commandanten zu melden, daß wenigstens für den Augenblick ein Destilliren unmöglich sei, und selbst für die Zukunft nicht bestimmt zugesagt werden könne.

Der an Bord befindliche Wasservorrath betrug kaum die für vier Tage benöthigte Menge, und da das nächste Land, Madagaskar, gar keine sichere Aussicht zur Ergänzung desselben bot, Mauritius aber, wie erwähnt, schon beträchtlich entfernt war, so wurde die Lage kritisch. Nach reiflicher Erwägung der Verhältnisse beschloß der Commandant die Rückkehr nach Port Louis als den für diesen Fall noch am besten entsprechenden Hafen und ordnete Wasserrationen von einem Seidel per Kopf und Tag an. In Folge des beständig wehenden, jetzt dem Curse gerade entgegengesetzten Passatwindes mußte man sich auf eine acht- bis zehntägige Fahrt gefaßt machen, und für so lange hätte der Wasservor-

rath selbst bei dieser kargen Rationirung nicht ausgereicht. Zum Glücke gelang es noch zur rechten Zeit die Kessel soweit herzustellen, daß die bei einer Tagestemperatur von 24—25° C. besonders drückende Vorsichtsmaßregel der äußersten Beschränkung des Wasserverbrauchs schon nach einigen Tagen aufgehoben werden konnte.

Auch die Reise ging rascher als erwartet von statten, und schon in der Nacht vom 28. auf den 29. Juni kam Mauritius wieder in Sicht. Am folgenden Vormittage wurde die Insel umschifft und um 4 Uhr Nachmittags im Hafen von Port Louis geankert.

Es war gerade Sonntag und unser guter Consul von seinem Frühstück aufgestört worden, um das einlaufende österreichische Kriegsschiff zu begrüßen, welches allgemein für die damals in Mauritius erwartete k. k. Corvette „Erzherzog Friedrich" gehalten wurde. Doch wie groß war sein Erstaunen die Helgoland zu begrüßen, und mit unverkennbarer Herzlichkeit, welche auch bei uns den wärmsten Ausdruck fand, bekundete er die Freude des Wiedersehens. Wir mußten natürlich gleich erzählen und ihn an das Land geleiten, wo er schon mit einem Diner für halb ausgehungerte Seeleute vorgesorgt hatte.

Eine Commission Sachverständiger, welche zur Untersuchung der Kessel an Bord gerufen wurde, erklärte dieselben für gänzlich untauglich, sogar für unreparirbar. Auf diesen Ausspruch hin blieb nichts übrig, als die Anzahl der Wasserkisten zu vermehren, was durch den günstigen Zufall, daß gerade solche am Platze vorräthig waren, bald bewerkstelligt werden konnte. Die neu angekauften Kisten wurden im vorderen Kohlendepôt untergebracht, und hiemit die Möglichkeit geschaffen von nun an einen Wasservorrath für 70 Tage zu führen.

Diese Installirungs-Arbeiten nahmen nahezu drei Wochen in Anspruch, während welcher sich unsere guten Mauritianer Freunde die beste Mühe gaben, ihre Freude über unser Wiederkommen zu bezeugen und uns neuerdings mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen. Unterhaltungen und Excursionen zu Ehren des Stabes der Corvette veranstaltet, drängten einander, und war es schwer möglich der Menge Einladungen, die an uns ergingen, gerecht zu werden.

Ein Ball, gegeben von den jungen Leuten der troisième génération indigène, gab uns Gelegenheit, die Elite der französischen Creolen in ihrer Gesammtheit zu sehen. So sehr ich fürchte undankbar und voreingenommen zu scheinen, so kann ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß uns trotz der echt französischen Liebenswürdigkeit unserer Hausherren die englischen Unterhaltungen dieses Schlages weit mehr zusagten. Abgesehen von der ganzen Anordnung war der herrschende Ton, der zwischen Gespreiztheit und vollster Ungezwungenheit schwankte, uns weniger sympathisch als dort. Nichtsdestoweniger unterhielten wir uns recht gut, und tanzten sehr fleißig, soweit dies eben in den etwas überfüllten Localitäten und bei dem Mißverhältniß von einer geringen Anzahl Damen zu einer großen Menge Tänzer möglich war.

Besonders angenehm war uns das jetzt häufigere Zusammentreffen mit den Officieren des in Mauritius stationirten 32. englischen Infanterieregiments. Dasselbe war während unseres ersten Aufenthaltes in Mahébourg stationirt gewesen, wodurch sich unser ganzer Verkehr nur auf formelle Visiten beschränkt hatte. Vor unserer Rückkehr traf jedoch der Befehl zur Verlegung des Regimentes nach Ost-London in British-Kaffraria ein, und um stets bereit zur Einschiffung zu sein, bezog dasselbe inzwischen die Casernen in Port Louis.

Das Infantry Meß-room war nun ein von uns häufig besuchter und beliebter Aufenthaltsort. Die Officiere, welche wir genauer kennen lernten, trugen sehr dazu bei, uns in der hohen Meinung zu bestärken, die wir von der gesellschaftlichen Bildung und besonders von dem angemessenen, durchaus gentlemanliken Benehmen der britischen Infanterie-Officiere schon früher gefaßt hatten. Ein großer Factor hiebei ist jedenfalls die Meßinstitution, wonach alle Officiere des Regimentes, die nicht verheiratet sind, gemeinschaftlich menagiren müssen, wo der jüngere Zuwachs eine Schule des Anstandes durchmacht, und wo überhaupt der in jedem Officierscorps so nöthige Gemeingeist eine vorzügliche Pflanzstätte findet. In den maßgebenden englischen Militärkreisen ist man vollkommen von der ersprießlichen Leistung dieser Einrichtung durchdrungen, und trachtet dem entsprechend durch Erleichterungen jeder Art, besonders

neuerer Zeit durch Beistellung von Büchern, Zeitschriften ꝛc., dieselbe möglichst zu fördern.

Als der Dampfer, welcher das Regiment abzuholen hatte, eingelaufen und somit der Abfahrtstag schon festgesetzt war, nahmen die Officiere von ihren Freunden mittelst eines in Mahébourg veranstalteten Festmahles Abschied. Wir wurden hiezu eingeladen und benutzten gleich den meisten Uebrigen den Frühzug, der uns gegen 9 Uhr an Ort und Stelle brachte.

Es war einige Tage vor Abgang der Post*), hiemit die Herrenwelt schwach vertreten, dagegen hatte sich ein Kranz hübscher Damen eingefunden, welche in Bezug auf kleidsame Toiletten mit einander wetteiferten. Auf der Station erwartete uns das Officierscorps, und wurde nach den gewöhnlichen Gesundheitserkundigungen und dem unausbleiblichen Wettermeinungsaustausche ein Spaziergang durch das Städtchen gemacht.

Mahébourg ist ein Ort mit 6—7000 Einwohnern. Die Straßen sind gerade und theils aus hübschen Landhäusern, in der Mehrzahl aber aus Fischerhütten und unansehnlichen chinesischen Verkaufsläden gebildet. Die Hauptstraßen waren gar bald durchschritten, der nun verödete Hauptplatz — vor der Fieberepidemie war auch Mahébourg bedeutend bevölkerter — besichtigt, und nachdem wir auch unsere Neugierde betreffs eines Theehauses, worin der Chinese in seinem Elemente zu sehen ist, befriedigt hatten, wendeten wir uns gegen die Infantry Barracks. Diese sehr ausgedehnten und luftigen Gebäude umschließen eine große zum Cricket wie zum Drillen gleich geeignete Wiese, in deren Mittelpunkt von hübschen Bäumen umgeben sich das Officer's Meßhouse befindet. Wenngleich, wie erwähnt, das Regiment schon nach Port Louis übersiedelt war, so hatten dennoch die Officiere es verstanden, mittelst Flaggen und dergleichen die schönen Räumlichkeiten des Hauses auf das Glänzendste zum Empfange der Gäste herzurichten.

---

*) Mauritius hat mit Europa nur monatlich einmal eine Postverbindung, welche durch Dampfer der Messageries Maritimes vermittelt wird. Selbe machen die Route Aden, Seychelles, Bourbon, Mauritius und retour, im Anschlusse mit den Aden berührenden Dampfern der P. & O. Steam-Company und werden hiefür von der Colonie subventionirt.

Nach einem durch die heiterste Conversation gewürzten Frühstücke wurde aufgebrochen, um die Ruinen des alten Grand Port, der ersten holländischen Ansiedlung auf der Insel, woraus diese der Sage nach von den Ratten vertrieben wurden, zu besuchen.

Chinesen auf Mauritius.

Die Gesellschaft theilte sich nun; die kühneren, darunter die meisten Damen, wählten Segelboote, um mittelst einer herrlichen Brise das am anderen Theile der Bucht gelegene Reiseziel zu erreichen, indessen die minder seefesten theils zu Wagen, theils zu Pferd sich in Bewegung setzten. Wie es nicht anders sein konnte waren die Helgoländer bei der ersten Partie und hatten es sicherlich nicht zu bereuen. Es war ein prachtvolles Wetter; die See in Folge der vorliegenden Riffe ganz ruhig, der frische Wind füllte die Segel und machte die leichten Boote mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahinschießen. Das war ein Schäkern und Plaudern, wie

die Boote so nebeneinander dahinfuhren, und nun gar das Gelächter wenn es einem Fahrzeuge gelang, den anderen den Wind abzugewinnen.

Nach und nach wurden auch die Rundschau sehr schön. Die grotesken dicht bewaldeten Berge, welche die Bucht einschließen, das in der Ferne sehr malerische Mahébourg, die lichtgrünen Zuckerrohrfelder, die tiefblaue gekräuselte See, und hiezu der heiterste Sonnenschein. Die Isle de Passe, welche die Hafeneinfahrt bildet, wurde doublirt, und nun gegen die Ruinen von Grand Port gesteuert. Eine Boje, die sich nun zeigte, bezeichnet den Ort, wo eine englische Fregatte, der „Sirius", versunken liegt. Wir konnten nur dunkle Umrisse sehen, allein bei Windstille soll man das Wrack ganz deutlich ausnehmen können, und haben kühne Taucher schon manch werthvollen Gegenstand aus dem Schiffskörper geholt.

Die Katastrophe, welche dieses Schiff befallen, steht in Verbindung mit einem höchst blutigen Seegefechte zwischen Engländern und Franzosen bei dem Versuche ersterer, sich der Insel zu bemächtigen (1810), und zwar war es hier die Tricolore, die siegreich aus dem Kampfe hervorging.

Jeder der Gegner zählte vier Schiffe. Von den angreifenden Engländern ergab sich eine Fregatte noch während des Gefechtes, zwei, worunter der „Sirius", wurden verlassen und in die Luft gesprengt, und das vierte Schiff, welches zu entkommen suchte, fiel einer anderen herbeieilenden französischen Flottenabtheilung in die Hände.

Der alte, halbversunkene Molo wurde schließlich erreicht, und es ging durch ein verworrenes Dickicht eine kleine Anhöhe hinan, wo sich mehrere verfallene schloßartige Gebäude befinden, welche seinerzeit die holländische Besatzung von Mauritius beherbergt haben sollen. Eine Besichtigung der Ruinen war schwer möglich und wäre kaum lohnend gewesen; es genügte uns vollkommen, daß vor denselben sich ein freier Platz, beschattet von einigen sehr hohen Mangobäumen, befand, auf welchem wir bei einer schönen Aussicht auf die Bucht und das gegenüberliegende Ufer sehr gut der Ruhe pflegen und eine Erfrischung zu uns nehmen konnten.

Das Anbieten von Erfrischungen, das Ausbreiten von Plaids und Sonnenschirmen, das obligate Miteinstimmen in die enthusiastischen Natur-

Bewunderungen der Damen und was alle anderen Obliegenheiten des cavalière servente bei einer solchen Gelegenheit sein mögen, gingen ordnungsmäßig von statten, und ebenso nahmen hinterher das langsame Verschwinden der Herren der Schöpfung und deren energischer Angriff auf den solideren und geistigeren Theil des Imbisses den ganz regelrechten Verlauf.

In lebhaftem Gespräche, wobei die wunderbare Fügung der Rückkehr der Helgoland, als ob diese Etwas in Mauritius vergessen hätte, von einigen boshaften Schönen vielleicht mit Absicht oft berührt wurde, war die Zeit des Aufbruches gekommen, und man machte sich wie früher theils per terra, theils per mare auf den Heimweg.

Der Wind hatte nachgelassen, und kaum merklich bewegten sich die Boote auf der glatten See, so daß nach geraumer Zeit — Einigen vielleicht noch immer zu früh — zu den Rudern gegriffen werden mußte. Welch angenehme Erinnerungen an nicht so lang vergangene Tage an der schönen blauen Donau wurden da wachgerufen, und wer weiß, wohin der Träumer am Steuer das Schiffchen geführt hätte, wenn ihn nicht schelmische Lippen im Chorus zur Ordnung gerufen hätten. Bei der Ankunft der Boote fand sich schon die ältere, gesetztere Partie vor, bei deren reellen Anschauungen selbstverständlich die Rückfahrt blos ebenso lange, wie die Hinfahrt gedauert hatte, und es wurde nun das Lunch genommen, das uns im Meß-room erwartete.

Wer beschreibt nun das Charivari; die Klänge recht guter Musik neben dem Geklirre der Messer und Gabeln — denen bei allen poetischen Anwandlungen hatte die Seeluft den Appetit gereizt — das laute Sprechen, um sich verständlich zu machen, selbst wenn es sich um gleichgiltige Dinge handelte; der geheime Krieg gegen die gewissen Scharfsichtigen, die stets viel, bei einer solchen Gelegenheit natürlich noch mehr als gewöhnlich sehen; anderseits helles Gelächter ob der Verlegenheit der Unglücklichen, die von solch einem Späherauge getroffen wurden; nun das stumme Kopfnicken und der Zuruf „Queen" beim ersten Glase, der formelle Toast auf unseren Kaiser mit entsprechender Erwiderung, und endlich der entsetzlich liebenswürdige Major, der im Namen der Damen die Officiere der österreichischen Corvette leben läßt.

Jetzt heißt es, den Trinkspruch in der Gesellschaftssprache erwidern. Da ein junger Mann ob einer Lobrede über Damen nicht verlegen werden darf, so gibt es keine Zeit zur Ueberlegung, kein Zögern. Daher frisch gewagt; zuerst die gewöhnlichen Phrasen von der beschränkten Kenntniß der englischen Sprache und von der geneigten Nachsicht wohlwollender Zuhörer; dann überblumenreicher Wortschwall; dann Anwendung der allgemeinen Formeln auf die beglückende Gegenwart.

Unterbrechen einzelne „taps", dann zahlreiche „hear" schon anfangs den Vortrag, so folgt zum Schluß ein betäubendes „bravo" und „capital" als Würdigung dem Speech, und der über seinen Erfolg selbst erstaunte Redner kann sich in das Privatleben zurückziehen.

Die Klänge des „God save the Queen" und unsere Volkshymne zeigten nur zu früh an, daß der Moment gekommen war um aufzubrechen, wenn wir noch an demselben Tage Port Louis erreichen wollten. Man ließ es sich nicht nehmen, die beträchtliche Wanderschaar noch bis an den Bahnhof zu geleiten, wo dann auf das Herzlichste Abschied genommen wurde.

Unser zweiter Aufenthalt in Mauritius ging nun auch zur Neige. Die Arbeiten an Bord waren vollendet, der Wasservorrath ergänzt und die Corvette am 18. Juli segelklar.

Unsere Freunde wollten, nachdem das erste Mal so ziemlich auf immer Abschied genommen wurde, dies jetzt, auf die Anziehungskraft bauend, welche Port Louis für die Corvette bewiesen hatte, gar nicht thun, und ein, wie wir überzeugt sind, aufrichtig gemeintes und von uns ebenso innig erwidertes mündliches und briefliches „Auf Wiedersehen" folgten der Helgoland, als sie den 19. Juli Nachmittags stolz, mit allen Segeln vor dem Winde neuerdings und diesmal wohl für immer Mauritius verließ.

Elftes Capitel.

Cap der guten Hoffnung.

Witterungsverhältnisse auf der Strecke Mauritius-Capstadt. — Ankunft in der Simonsbai. — Simonstown. — Fahrt nach Capstadt. — Kalksbai. — Bynberg. — Oeffentliche Gebäude in der Capstadt. — South Africa Museum. — Botanischer Garten. — Seapoint. — Hafenbauten. — Rivalität zwischen Capstadt und Port Elisabeth. — Abfahrt des Postdampfers. — Ritt nach der Kloof. — Tractätchenstürmer. — Ausflug ins Innere. — Wellington. — Bainescloof. — Van Enter's Hôtel. — Einiges über die Colonie. — Aeblige Rückfahrt. — Besuch in Capstadt. — Ausflug nach einer Straußfarm. — Züchtung dieser Thiere. — Ertrag der Federn. — Rückweg nach Kalksbai. — Verzweifelte Lage im Quicksand. — Cap-Observatorium. — Die „Adventure" schleppt uns aus dem Hafen. — Reise nach St. Helena. — Heilige See. — Mittagmahl unter solchen Umständen. — Scheibenschießen mit Gewehren.

Der unvorhergesehen lange Aufenthalt in Mauritius hatte im ursprünglichen Reiseprogramm der Corvette eine wesentliche Aenderung herbeigeführt. Nach diesem hätte die Helgoland schon im Monate Mai das Cap der guten Hoffnung erreichen sollen, jetzt aber fiel die Fahrt dahin in die Monaten Juli und August, in den vollen Winter der südlichen Halbkugel, wodurch sich die Aussichten für die Reise höchst ungünstig gestalteten. Abgesehen davon, daß die südliche Grenze des Südostpassates gegen den Aequator rückt und dann der Haupttheil der Route Mauritius-Capstadt in die Region der veränderlichen Winde fällt, so herrschen auch um diese Zeit in der Nähe des Caplandes heftige Weststürme, und Segelschiffe brauchen nicht selten fünfzehn Tage und darüber, um, von Osten kommend, diese Reise zurückzulegen, wenn sie nicht gar durch Havarien und schlechtes Wetter gezwungen, nach Port Louis zurückkehren müssen. Aus diesen Gründen machten wir uns beim Verlassen

von Mauritius auf eine langwierige und höchst mühselige Fahrt gefaßt, denn seit der constatirten Untauglichkeit der Kessel war auch an eine Unterstützung durch die Maschine nicht mehr zu denken. Zum Glück erwiesen sich jedoch die Witterungsverhältnisse während der Fahrt der Helgoland im Ganzen genommen nicht unvortheilhaft.

Der regelmäßige Passat ging zwar bald verloren, und es folgten veränderliche Winde, allein diese waren zumeist aus den nordöstlichen und südöstlichen Quadranten und von ausgiebiger Stärke, so daß in den einzelnen Tagen beträchtliche Distanzen, mitunter bis zu 190 Meilen zurückgelegt werden konnten.

Eine auffallende Erscheinung während dieser Fahrt war die höchst regelmäßige Drehung des Windes. Selber beugte sich genau nach der Theorie mit der Sonne, somit hier in der südlichen Halbkugel von Ost über Nord nach West und Süd, und wiederholte sich diese Drehung stets auf so gleiche Weise, daß gegen Ende der Fahrt es möglich war, diesen Umstand bei der Wahl der Curse mit Vortheil in Rechnung zu ziehen.

Von der südlichen Spitze Madagaskar's, dem Cap St. Maria an, machte sich die warme Meeresströmung fühlbar, welche vereint mit den Wassermassen, die längs der ostafrikanischen Küste südwärts laufen, den bekannten Agulhasstrom bilden. Dieser Strom war durch seine südwestliche Richtung unserer Fahrt höchst günstig und brachte uns täglich zwanzig, ja manchmal sogar bis vierzig Meilen im Curse vorwärts, so daß schon den 7. August die niedrige Küste Südafrika's in der Nähe von Ost-London gesichtet werden konnte.

Hier wurde uns eine Probe des Winterwetters am Cap zu Theil. Nach der Wahrnehmung der in den Segelhandbüchern so genau beschriebenen Vorzeichen, nämlich wirklich imposant dunkler Wolkenbänke und heftiger Blitze im Westen, folgte ein steifer Weststurm, der mit geringer Unterbrechung eine Woche anhielt. Heftige Böen, ein rasches Herumspringen des Windes, besonders von Nordwest nach Südwest, und starke Regengüsse sind die Merkmale dieser Unwetter.

Jetzt erwies sich die günstige Strömung, obwohl verhindernd, daß die Corvette beim Beiliegen gegen den Sturm an Weg verlor, als höchst

ungelegen. Die in Folge des Windes an und für sich hohe Westsee wurde durch das Anstemmen des Stromes auf das Höchste gesteigert und eigenthümlich unregelmäßig, kurz und gekreuzt. Obwohl sonst durch seine sanften Bewegungen in See ausgezeichnet, wurde das Schiff, jetzt oft ungleich gestützt, heftigst hin und her geworfen, und ein lautes Krachen und Stöhnen bekundete ein schweres Arbeiten in allen Verbindungen. In der Nähe der Agulhasbank wurden die starken Bewegungen für das Schiff so anstrengend, daß es angezeigt schien, die günstige Strömung zu verlassen und den directen Weg über die Agulhasbank zu wählen, wo man ruhigere See und schwächeren Wind gewärtigen konnte.

In der That war auch die See auf der Bank auffallend ruhiger, der Wind nahm den 13. August ab, es setzte sogar ein im Winter seltener Südostwind ein, und mit allen Segeln und Leesegeln steuerten wir der Südspitze Afrika's, dem Cap Agulhas,*) zu.

Die Navigation auf der genannten Bank ist aber nicht ohne Schwierigkeit. Die Ortsbestimmung ist zufolge der variablen Strömungen unsicher, und die nicht mehr weit gelegene, meist niedrige Küste des Festlandes sieht man, zumal bei Nacht, oft erst in schon gefahrdrohender Nähe. Besonders hat sich die sandige, in der Nähe des Cap Agulhas befindliche Struysbai für manches Schiff verhängnißvoll erwiesen. Während im Allgemeinen unter dem Lande die Richtung der Strömung eine östliche ist, soll sie in dieser Bucht gerade gegen das Land gehen, und es war dies die Ursache, daß vor einigen Jahren der schöne englische Dampfer „Queen of the Thames" strandete und durch den Einfluß einer starken Brandung in kurzer Zeit derart im Trockenen lag, daß von einer Rettung des Schiffes keine Rede sein konnte. Jetzt hat man durch Errichtung von Orientirungslichtern an dieser Stelle ähnlichen Unglücksfällen vorzubeugen gesucht.

Ohne jeden Anstand erreichten wir in der Nacht des 14. August das Cap Agulhas; hier jedoch ging der Wind von Südost plötzlich nach

*) Das Cap Agulhas ist die südlichste Spitze Afrika's und nicht, wie oft fälschlich geglaubt wird, das Cap der guten Hoffnung.

Nordwest über und flaute am 15. gänzlich ab. Erst am folgenden Tage lag die langgestreckte Felsenzunge mit dem Cap der guten Hoffnung an ihrer südlichen Spitze vor uns. Wir konnten all' die eigenthümlich geformten Berge, welche die Falsebai umschließen, als da sind: Vasco da Gama-, Muitzen-, Simonsberg und die Hottentotenhollands, ja selbst im Hintergrunde die lange Wand des Tafelberges ganz deutlich unterscheiden; doch ließen uns eintretende Windstillen und Gegenbrisen unserem Ziele, der Simonsbai, einer weiteren Einbuchtung der Falsebai, nicht näher kommen. Endlich am Morgen des 18. August sprang ein Südwestwind auf, welcher uns mit Hilfe aller Segel gegen 3 Uhr Nachmittags auf den Ankerplatz von Simonstown brachte.

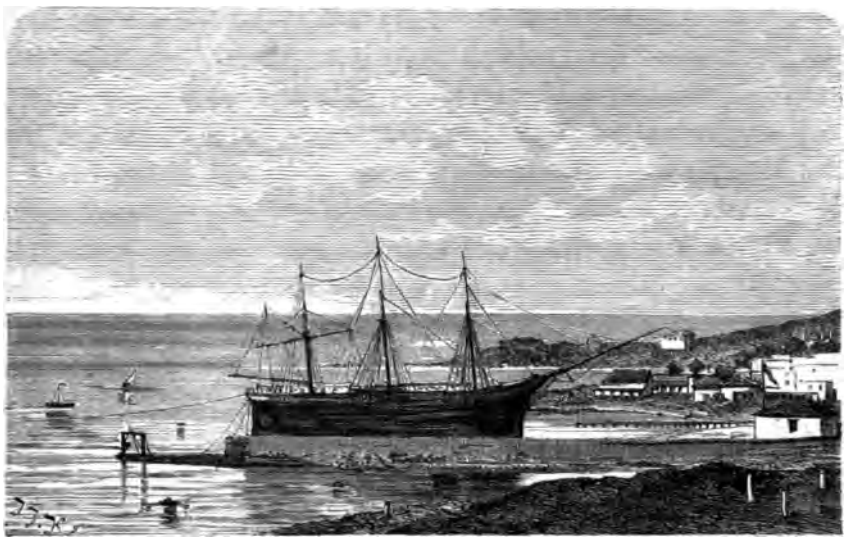
Während des Einlaufens war das Wetter trübe und regnerisch, und die Landschaft in Wolken gehüllt entzog sich unseren Blicken; gegen Abend aber, als es aufheiterte, zeigte sie sich in ihrer vollen Trostlosigkeit. Sand und nackter Felsen begegnen dem Auge überall, und die spärliche, hie und da sichtbare Vegetation dient nur um die Schneefeldern ähnlichen Sandflächen hervorzuheben; selbst das üppige Grün der Gärten des freundlichen Städtchens, durch eine furchtbare Brandung gedrückt, kann den unwirthlichen Eindruck des einförmigen Bildes kaum abschwächen.

Einigermaßen belebend auf das Ganze wirkte eine beträchtliche Anzahl Schiffe, die wir vor Anker liegend vorfanden. Es waren dies zumeist Kriegsschiffe und zwar, wie uns der zur Begrüßung an Bord gesandte englische Officier mittheilte, die eben vom Aschantiekriege heimgekehrte Escadre unter dem Commodore Sir William Hewett, bestehend aus den Corvetten „Active" und „Encounter" und mehreren kleineren Dampfern.

Zur Feier des Geburtstages unseres Kaisers wurde von der Helgoland gleich nach dem Ankern die Flaggengala gehißt und die übliche Salve gegeben; die englische Escadre, hiezu eingeladen, betheiligte sich selbstverständlich daran, und so ward den Bewohnern der Caphalbinsel das seltene Ereigniß der Ankunft eines österreichischen Kriegsschiffes in diesen Gewässern durch einen gewaltigen Geschützdonner kundgegeben.

Simonstown ist ein kleines Städtchen von 500 bis 600 Einwohnern, welches früher im Winter der Hafenort von Capstadt war, dessen Wichtigkeit

aber sich seit Vollendung der Hafenbauten in letzterer ausschließlich auf das vorzugsweise von Kriegsschiffen besuchte kleine Marine-Arsenal beschränkt. Der Ort besteht aus netten, weißgetünchten Häusern und einigen Kirchen, darunter auch eine katholische, welche eine einzige, längs dem Ufer sich hinziehende Straße bilden. Von öffentlichen Bauten sind noch das Admiralsgebäude, ein hübsches Spital, das bereits erwähnte



Schiffsaufzug in Simonstown.

Seearsenal und ein Schiffsaufzug nennenswerth. Die Bewohner stehen mehr oder minder in Beziehungen zum Arsenale oder zu der Kriegsmarine, und ist auf der Gasse die Marine-Uniform und die Matrosenkleidung vorherrschend. Liegen mehrere Schiffe in der Bucht vor Anker, so bildet die ganze Stadt eigentlich nur einen Tummelplatz der nach längeren Reisen beurlaubten Bluejackets, welche in angeheitertem Zustande die zahlreichen Schänken umschwärmen, oder irgend einem unglücklichen „Darkie", so nennt man hier die Farbigen, ihren Uebermuth fühlen lassen.

Trotz der Zuvorkommenheit der hier stationirten englischen Officiere, welche den Stab der Corvette zu Ehrenmitgliedern des Royal Navy Club machten und mit Sir William an der Spitze uns in jeder Beziehung die

größte Liebenswürdigkeit bezeigten, blieb dennoch unser Bestreben dahin gerichtet, in Simonstown keine Zeit zu verlieren, sondern durch weitere Ausflüge nach Capstadt und in das Innere des Landes einen besseren Einblick in die Colonie zu gewinnen.

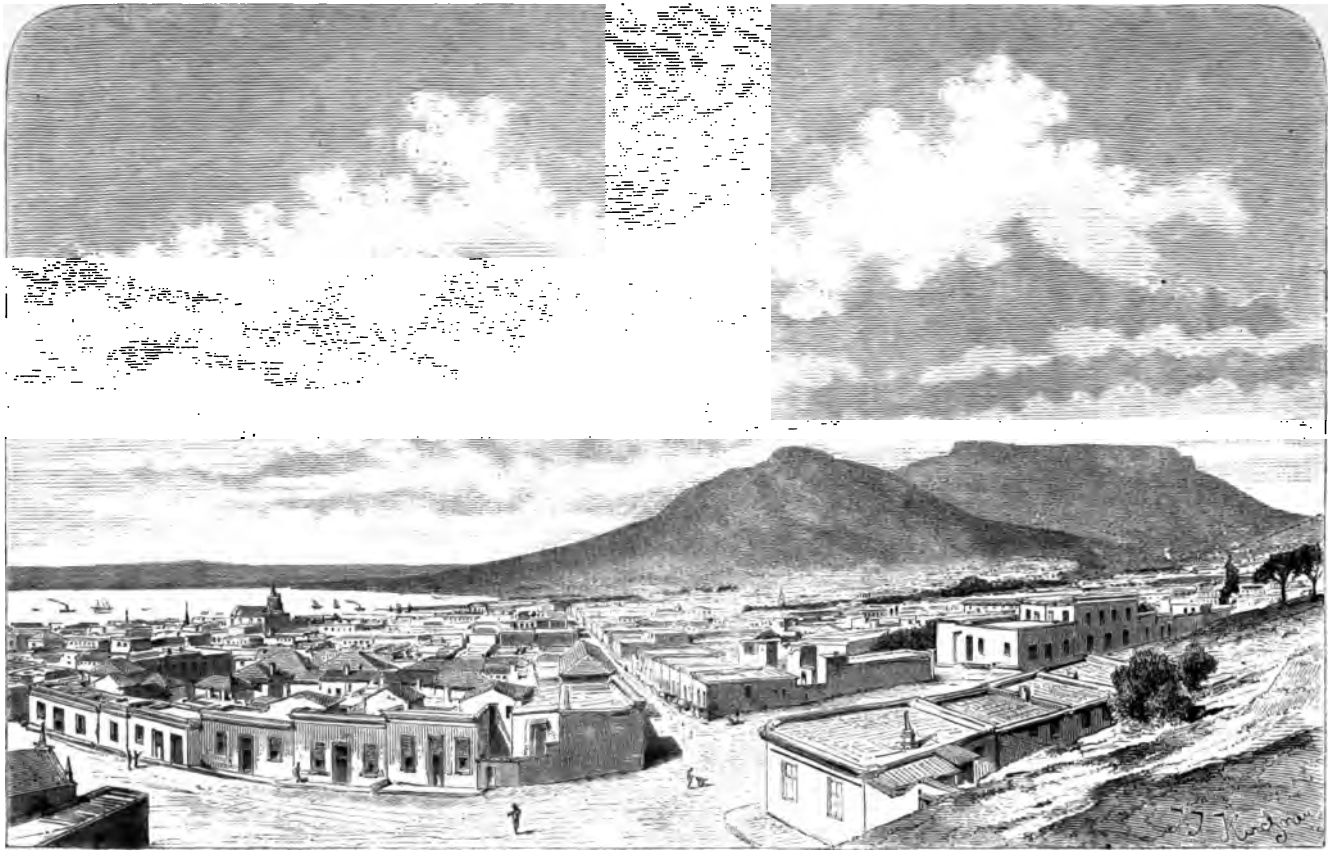
Die Verbindung zwischen Simonstown und Capstadt findet durch Wagen bis Wynberg, und von dort mittelst Bahn nach Capstadt statt. Zwei Mal des Tages geht eine Postkutsche, allein da es vortheilhafter und schneller ist, eines der zahlreichen Privatfuhrwerke zu miethen, welche in Simonstown stets zu haben sind, so bedienten wir uns solcher.

Es war zu Anbruch eines etwas trüben Morgens, daß einige von uns in einem dieser zweirädrigen Vehikeln Simonstown verließen. So lange wir noch auf festem Grund und Boden waren, und die vorgespannten vier Rosse ausgreifen konnten, sausten wir mit erstaunlicher Geschwindigkeit dahin, bald war jedoch die gebaute Straße zu Ende, und der Weg führte einfach über das sandige Meeresufer. Der Flugsand macht hier auf einer geraumen Strecke jede Straßenanlage unmöglich. Da mehr landeinwärts im trockenen Quicksand oder in den morastartigen Süßwasserablagerungen das Fahren nicht nur schwer möglich, sondern manchmal wegen des Einsinkens der Pferde geradezu gefährlich ist, so hielt sich der Kutscher mehr auf dem festeren, von der Brandung bespülten Uferrande. Aber auch da war die Fahrt nicht ohne große Unannehmlichkeit, und obgleich unser wackerer Rosselenker die Wassertüchtigkeit seines Fuhrwerkes anpries, konnten wir in dieser Richtung kein Vertrauen fassen und wurden durch die ringsumher sich ergießenden Sturzwellen nicht wenig beunruhigt. In der That ging es nicht ab ohne daß wir zu wiederholten Malen absteigen, bis zu den Knieen im Wasser waten mußten und einige nicht eben sehr erheiternde Studien über die Gesetze der gleichmäßigen Belastung eines zweiräderigen Wagens machen konnten.

Auf diese Weise hatten wir das erste Drittel des Weges zurückgelegt und gelangten bei dem kleinen Dorfe Kalksbai endlich wieder auf eine ordentliche Straße. Am Ausgange dieses kleinen Fischerdorfes, dessen freundliche Häuser im Sommer auch einigen Capstädtern zum Landaufenthalte dienen, wurde die erste Station gemacht, um bei Farmer's Peck

einen Morgenimbiß zu nehmen. Die Reinlichkeit und Nettigkeit, welche in dieser Wirthschaft herrschte, war erstaunlich; später gelangten wir zur Ueberzeugung, daß überhaupt in der ganzen Colonie die Nachkommen der Holländer diese Nationaltugend in vollstem Maße bewahrten. Entsprechend gestärkt setzten wir unsere Fahrt unter ungleich angenehmeren Umständen fort. Während bisher links steile Sandbergflächen und rechts die graue, brandende See mit vereinzelten Fischerhäuschen ein düsteres, monotones Bild gaben, bot sich jetzt uns der lieblichste Anblick dar. Wir hatten uns landeinwärts gewendet, die Straße führte zwischen gut bebauten Grundstücken und hübschen Villen, links gewahrte man die Constantiaberge mit den zahlreichen Weingärten, rechts jedoch über hübschen Pinienhainen mehrere blaue Bergketten, einige sogar mit Schneekuppen. Dazu war gemäß dem alten Seemannsspruche: „Grauer Morgen, der Tag ohne Sorgen" die Sonne denn doch aus dem Nebel gekommen und ließ die unzähligen prachtvollen Feldblumen und Gesträuche, welche der Capcolonie eigen sind, im besten Farbenschmucke prangen.

Mit der Zeit mehrte sich die Zahl der wirklich reizenden Landhäuser, welche vom Hôtel Rothfelder, dem früheren Halfwayhouse, bis unmittelbar an Capstadt dem Reisenden sich wie zahlreiche Pavillons in einem ungeheueren Parke präsentiren, die Straße wurde belebter, und elegante Equipagen, Omnibusse, sowie Spaziergänger zu Fuß und zu Pferd zeigten sich. Nach nahezu $2^1/_2$stündiger Fahrt erreichten wir endlich den Bahnhof der kleinen Landstadt Wynberg. Hier vertauschten wir nun unser, wie erwähnt etwas unstabiles Gefährt gegen ein comfortables Coupé, und bald ging es mit englischer Bahngeschwindigkeit vorwärts. Die Fahrt erinnerte mich lebhaft an die Excursionen mit den Localzügen in der Umgebung Wiens; nicht nur, daß die Staffage, wie erwähnt, durch Villen in europäischem Style gebildet ist, auch das Publicum schien das gleiche. Die nämlichen Geschäftsleute, welche zu den Arbeitsstunden in die Stadt fahren, dieselben elegant gekleideten Damen, welche zu den Modeläden pilgern, und die auch in Bezug auf Schönheit der wiener Frauenwelt nicht nachstehen. Sogar die hoffnungsvolle Jugend, die in der Stadt während des Tages geistige Nahrung zu suchen hat, fehlte nicht



Capſtadt.

und machte, wie gewöhnlich bei den englischen Kindern, durch ein prachtvolles physisches Aussehen und durch tadellos nette Kleidung den besten Eindruck.

Nach einer fast halbstündigen Fahrt durch Rondebosh, Mowbray und wie alle diese Cap'schen Vororte heißen, wechselte die Scenerie, und es machte das den Augen so wohlthuende Grün der Gärten wieder den öden Sandflächen Platz, die sich beim Salt River links vom steilen Teufelsberge bis an das flache Meeresufer erstrecken. Dies dauerte indeß nicht lange, die Bahn wendet um den genannten Kogel und links vor sich hat man den Tafelberg mit der Capstadt.

Einen großartigeren Anblick kann man sich kaum vorstellen. Im Hintergrund die fast senkrechte, langgestreckte, nackte Felsenwand, welche aus Südost kommende Wolken einem ungeheueren Wasserfalle nicht unähnlich umhüllen, das sogenannte Tafeltuch; am Fuße derselben das weiße Häusermeer der Stadt von grünen Gärten unterbrochen; vorne die brandende See und der grotesk geformte Löwenkopf, an welchen sich der Wellenbrecher mit dem Wald von Masten anschließt.

Das Ankunftssignal ertönt, der Zug passirt noch ein großes Fort, und haltet hierauf in der Stadt, am schönen, von hochaufstrebenden Pinien umrahmten Paradeplatz. Wenige Schritte brachten uns zu dem uns angepriesenen Hôtel Royal, wo wir wirklich eine ausgezeichnete Unterkunft und den Comfort und die praktischen Einrichtungen fanden, welche die Engländer so rasch in ihren Colonien einzubürgern wissen.

Der Vormittag war der Besichtigung der Stadt gewidmet. — Ein Gefühl der Enttäuschung blieb uns dabei nicht erspart. Wir hatten uns eine Stadt von originellem, specifisch colonialem Charakter erwartet, fanden jedoch nicht die geringste Spur davon. Capstadt ist dem Aussehen nach eine europäische Stadt. Ziegelbauten im italienischen Style, lange einander senkrecht schneidende Gassen voll der modernsten Kaufläden, mit engen Trottoirs, doch sonst ungepflastert. Der zufolge letzteren Umstandes sich reichlichst bildende, höchst lästige Staub benimmt den letzten Rest von dem Interesse, welches dieses südafrikanische Emporium anfänglich ob seines wildromantischen Hintergrundes einflößt. Das Publicum auf den Straßen

ist, wenn auch viele Mischlinge darunter sind, ebenfalls meist europäisch gekleidet, mit Ausnahme der Malayen, deren kegelförmige Strohhüte auffallen. Hottentoten sind in der Capstadt schon zu einer großen Seltenheit geworden, uns war nur durch Vermittlung eines Gefängnißarztes möglich, mehrere Individuen dieses häßlichen Menschenschlages sowie auch einige kaffrischen Uebelthäter zu Gesicht zu bekommen.

Die Capstadt weist als Sitz der Colonialregierung viele öffentliche Bauten auf, darunter einige schöne Kirchen der vielen Confessionen, welche in der Colonie vertreten sind, die Börse, ein hübsches Stadthaus, ausgedehnte Markthallen und Casernen. Der schönste Punkt der Stadt ist jedoch die Gouvernementsallee mit dem anspruchslosen Gouverneurspalais auf der einen und dem South Africa Museum, dann dem botanischen Garten auf der anderen Seite.

Das Museum ist ein monumentaler Prachtbau, dessen einen Flügel naturwissenschaftliche, besonders in Bezug auf die Fauna Südafrika's sehr vollständige Sammlungen ausfüllen, während der andere Tract zur Unterbringung der reichhaltigen South Africa Library dient. Diese gleich ersteren kam durch freiwillige Beiträge von Privaten zu Stande und liefert mit vielen ähnlichen Institutionen einen Beweis des ungemein regen Gemeinsinnes, der unter den Capbewohnern herrscht.

Der botanische Garten ist zwar von geringer Ausdehnung aber höchst sorgsam gehalten; uns interessirten schöne Wolfsmilchbäume, alte Bekannte aus Madagaskar; auch bewunderten wir prachtvolle Species von Sagopalmen und Norfolktannen, die den Eingang zieren. Zu bedauern ist es, daß gerade hier von der den Engländern sonst eigenen Vorliebe für Markirung und Nummerirung nichts zu finden ist, und dadurch der Laie schwer Aufklärung über irgend ein seine Aufmerksamkeit erregendes Exemplar erlangen kann.

An den botanischen Garten schließt sich das South Africa College, eine von der Colonialregierung unterstützte Erziehungsanstalt nach Muster der Schule zu Eton. Auch bezüglich des Unterrichtswesens wird von Seite der Regierung sehr viel gethan und bei Vertheilung der Subvention mit lobenswerther Unparteilichkeit in Bezug auf die verschiedenen Con-

feſſionen vorgegangen. Man zählt gegenwärtig in der Colonie, mit Ausſchluß von British Kaffraria, 515 Schulen mit nahezu 47,000 Frequentanten; für die dünn geſäete Bevölkerung von nicht ganz 500,000 Seelen ein jedenfalls ganz befriedigender Percentſatz.

Der obere, gegen den Tafelberg zu gelegene Theil der Stadt iſt der Sitz der reichen und faſhionablen Kreiſe. Am Mount Nelson findet man jene villa-artigen Bauten mit den ſchönen Gärten wieder, welche Wynberg

South Afrika Museum.

und Rondebosh ſo reizend machen, nur mit dem Unterſchiede, daß hier die Inſaſſen unter ihren laubenartigen Verandas auch noch eine hübſche Rundſchau über die untere Stadt und die See genießen.

Des Nachmittags ſuchten wir neuerdings den regeren, gegen die See gelegenen Stadttheil auf, um die Hafenbauten, von denen wir ſoviel gehört hatten, zu beſichtigen. Einer der zahlreichen Handſome's, die in Capſtadt gebräuchlichen Miethwagen, brachte uns raſch nach Seapoint, ſo heißt der vorzugsweiſe aus Waarenhäuſern gebildete Hafenort, welcher von der Stadt, die ſtricte genommen nicht an der See liegt, nahezu eine viertel deutſche Meile entfernt iſt.

Die Tafelbai an und für sich bietet zwar im Sommer, October bis April, wo vorherrschend Südostwinde wehen, einen recht guten Ankerplatz, nicht aber so im Winter, wo die den Nordwestwinden offene Bucht keinen Schutz gewährt, und seinerzeit dort verankerte Schiffe den furchtbarsten Verheerungen ausgesetzt waren. So sieht man noch heutzutage das Wrack des im Jahre 1865 trotz einer mächtigen Maschinenkraft von einem Sturme an das Land geworfenen Dampfers „Athens". Um diesem Uebelstande abzuhelfen und um den höchst kostspieligen Waarentransport über Simonstown zu ersparen, wurde ein großer Wellenbrecher in nordöstlicher Richtung und schöne, geräumige Bassins gebaut. Jetzt finden hier Schiffe nicht nur Schutz gegen alle Winde, sondern auch die größte Bequemlichkeit in Bezug auf das Löschen ihrer Ladungen, da die Quai's mit Krahnen, Eisenbahnen und derlei modernen Einrichtungen aller Art versehen sind. Obwohl diese Arbeiten bis jetzt schon beträchtliche Summen verschlungen haben,*) so projectirt die in Handelssachen sehr groß denkende Colonialregierung, freilich mit Unterstützung des Mutterlandes, den Wellenbrecher, der gegenwärtig 1900 Fuß lang ist, noch weiter bis auf 3000 Fuß zu verlängern, hat ferner schon den Bau eines Trockendock's in Angriff genommen und vervollkommnet den schon vorhandenen Schiffsaufzug, um den Hafen selbst den weitgehendsten Ansprüchen der Schifffahrt gerecht zu machen.

Einen mächtigen Beweggrund für das Schaffen dieser wie vieler anderer ähnlicher Werke bildet die Rivalität zwischen den westlichen und östlichen Provinzen, welche in der Frage gipfelt, ob Capstadt oder Port Elisabeth Hauptort der ganzen Colonie sein soll. Letztere Stadt, näher den Hauptproductionsorten, dem Wolldistrict Beaufort und den Diamantfeldern gelegen, hat als Exporthafen die Capstadt bei weitem überflügelt,**)

*) Die Auslagen für das ganze Unternehmen beliefen sich Ende 1873 auf 5 Millionen Gulden, wobei jedoch die Interessen für eine Anleihe von 3 Millionen Gulden und die Kosten der arbeitenden Sträflinge nicht einbezogen sind.

**) Folgende authentische Daten dürften das Gesagte besser veranschaulichen. Im Jahre 1872 betrug der Werth der Einfuhr: in Capstadt 1,483,975 Pfd. St., in Port Elisabeth 2,447,280 Pfd. St.: der Werth der Ausfuhr von Producten der Colonie: in Capstadt 1,188,023 Pfd. St., in Port Elisabeth 3,137,400 Pfd. St.: die Menge der ausgeführten Schafwolle: in Capstadt 5,144,101 Pfund, in Port Elisabeth aber 39,396,925 Pfund.

da sie jedoch eine höchst unsichere Rhede besitzt, so trachtet die Colonialregierung, in welcher die Westprovinzen die Majorität haben, der Capstadt durch den Hafenbau sowie durch Eisenbahnverbindungen mit dem Inneren wenigstens den Rang als wichtigste Schifffahrtstation von Südafrika und als geistigen Mittelpunkt der Colonie zu wahren, und ihr damit den Sitz der Regierung zu sichern.

Wir waren gerade in einem im Colonialleben wichtigen Momente zu den Bassins gekommen. Einer der dreimal des Monats nach England abgehenden Postdampfer war im Begriffe auszulaufen. Alt und Jung, Reich und Arm von Capstadt waren herausgeeilt, um diesem Acte beizuwohnen; Geschäftsleute wollten noch im letzten Momente Briefe aufgeben, Andere kamen um abreisende Bekannte zu begleiten, die Mehrzahl jedoch um diesem sichtbaren Bindegliede mit dem Mutterlande einen Abschiedsgruß zuzuwerfen, um Leute zu sehen und selbst gesehen zu werden. Diese Postdampfer, obwohl nicht von besonderer Größe, sind höchst bequem eingerichtet und haben eine beträchtliche Maschinenkraft. Sie machen die Ueberfahrt nach Southampton in 22 bis 25 Tagen, was, verbunden mit der Häufigkeit ihrer Fahrten, wohl viel dazu beigetragen hat, der Capstadt ihren speciell colonialen Charakter zu benehmen.

Der Dampfer setzt sich in Bewegung: ein Schuß verkündet das Doubliren des Leuchtthurms, noch das letzte Sacktuchschwenken, die Abschiedsthränen werden getrocknet, einige Pickpockets benutzen noch eiligst die günstigen Momente der Rührung, und nun zerstreut sich die Menge. Auch wir sandten unseren Briefen noch herzliche Grüße nach und folgten dem Hauptstrome der Leute um unseren Rundgang fortzusetzen.

Die Mehrzahl wendete sich theils in Wagen, theils per Pferdebahn gegen Greenpoint, der höchst freundlich an der See gelegenen Vorstadt und Lieblingspromenade der Capstädter. Wir wählten die Tramway und eroberten Plätze am Topp eines Waggons.

Rechts zeigten sich uns der Reihe nach das Sailor's-Home, die großen Baracken zur Unterbringung der beim Hafenbau verwendeten Sträflinge, das praktisch eingerichtete Somersetspital, der Wettrennplatz und der immense Leuchtthurm, indeß links am Abhange des Löwenkopf-Berges im

holländiſche Style gehaltenen Villen mit ſorgfältigſt gepflegten Vorgärten ſich in endloſer Reihe hinziehen. Nun haltet der Waggon am Ende der Bahn und wir gewinnen nach dem gewöhnlichen Gedränge das Freie. Einen Augenblick gönnen wir uns noch das belebte Schauſpiel, welches das Gewimmel von Spaziergängern, eleganten Equipagen, Reitern und Reiterinnen bietet, und brechen dann auf, um unſer Vorhaben, die Umgehung des Löwenkopfes und Löwenrumpfes, noch bei Tageslicht auszuführen.

Die Entfernung von der Kloof, ſo heißt der Paß zwiſchen den genannten Höhenrücken und dem Tafelberge, war zwar keine zu große, allein da man uns recht ſchmucke Pferde zur Miethe anbot, ſo konnten wir der Verſuchung nicht widerſtehen, dieſelben zu benützen und den hübſchen Weg hinaufzureiten.

Die Ausſicht, welche ſich uns von der Kloof bot, belohnte uns reichlichſt für den Ausflug. Auf einem Standpunkte von nahezu 1200 Fuß über dem Meere, zeigte ſich rechts hoch aufſteigend die wild zerklüftete Granitwand des Tafelbergs, auf der anderen Seite der mit Weißbäumen bedeckte Abhang des Löwenrumpfes, gegen vorne zu ein lachendes Thal mit ſaftigen Wieſen, Tannenwäldchen, Eichenhainen und Weinpflanzungen, an das ſich die üppigen Gärten des Mount Nelson und in der Vogelperſpective das Häuſermeer der um die Tafelbai gelagerten Capſtadt anſchließt. Die endloſe blaue See mit der untergehenden Sonne, und gegenüber die Silberkuppen der violett erglänzenden Blue- und Drakenſteinberge ergänzten das herrliche Bild.

Es dauerte lange, ehe wir uns von dieſem zauberiſchen Panorama trennen konnten, endlich gemahnt durch die langen Schatten, welche die Berge auf den vor uns liegenden Heimweg warfen, brachen wir auf und erreichten mit einbrechender Dunkelheit die Stadt. Hier lud gerade das melodiſche Geläute der Abendglocken die frommen Bewohner zum gemeinſchaftlichen Veſpergebet in die Kirchen ein, und ertönten alsbald mitunter recht harmoniſche Geſänge, welche auf uns ſolchen Aeußerungen von Religioſität entwöhnte Seeleute nicht verfehlte, einen entſprechend erhebenden Eindruck zu machen. Nichtsdeſtoweniger lehnten wir die mit hohler Stimme

vorgebrachte Einladung eines augenverdrehenden Gentleman ab, der jedem von uns ein Bibeltractätchen in die Hand drückend, unsere Theilnahme an einem salbungsvollen Theeabend wünschte, umsomehr, als unsere Unterhandlung das Signal für verschiedene andere Agenten war, uns mit ähnlichen Anträgen im Namen von wesleyanischen, anglikanischen, holländisch reformirten Gesellschaften zu bestürmen, und dabei gleichzeitig die Glaubensrichtung ihrer Rivalen mit den derbsten Ausdrücken herunterzusetzen.

Von den Wanderungen des Tages ermüdet, suchten wir unser Hôtel auf und gingen bald zur Ruhe um, wie wir vorhatten, am kommenden Morgen in aller Frühe zu einem Ausfluge in das Innere aufbrechen zu können.

Wie festgesetzt, fuhren wir noch vor Sonnenaufgang mittelst der Bahn ab. Wir hatten uns als Ziel die Baineskloof, einen hohen Gebirgspaß, gewählt, welche von Wellington, der Endstation der bis jetzt in Betrieb gesetzten Inlandbahn, nur einige Stunden entfernt liegt, und deren Ersteigung dem Besucher von Capstadt als eine besonders lohnende Partie angepriesen wird.

Die Vorstädte der Capstadt in nordöstlicher Richtung verlassend, durchsausten wir mit großer Geschwindigkeit eine trostlose Sandwüste, welche gleich kahle Hügelreihen begrenzen. Erst bei Eerste River fing wieder fruchtbares Terrain, zumeist mit Getreide bepflanzt, an, und in der Folge zeigten sich auch gut gehaltene Weingärten. Gehöfte und Baulichkeiten sah man nur wenige, jedoch alle machten den Eindruck von Bequemlichkeit und skrupulöser Reinlichkeit.

Das Städtchen Stellenbosh mit freundlichen Häusern, hübschen Gärten und Alleen präsentirt sich, von der Bahn gesehen, recht gut, überhaupt nimmt von hier aus die ganze Scenerie an Reiz zu; die Abhänge der Drakensteinberge, welche sich im Osten zeigen, und wo zwischen nacktem, zerklüftetem Gesteine sich dunkelgrüne Pinien- und Eichenpartien hinziehen, sind sogar malerisch schön zu nennen.

In entgegengesetzter Richtung liegt zwischen Weingärten an eine Bergwand gelehnt das Schwefelbad Paarl; die Bahn folgt nun den Ufern des Bergrivers, bis sie diesen auf der kunstvollen Lady Grey-Brücke

überſetzt, worauf ſich das Thal erweitert, und man wieder zwiſchen wohlangebauten Getreideſeldern fährt.

Endlich waren die 60 Meilen, welche Wellington von der Capſtadt trennen, zurückgelegt, und wir hielten an erſtgenannter Station. Das noch eine halbe Stunde Weges entfernte Städtchen war bald erreicht und auch das einzige dortige Hôtel ermittelt, wo deſſen Wirth, Herr Van Enter, ein freundlicher Greis von 70 Jahren, der fließend deutſch ſpricht — eine in der Colonie nicht ſo ſeltene Erſcheinung — uns auf das Herzlichſte empfing. Während man uns ein Lunch bereitete und Wagen zur Fortſetzung unſerer Fahrt herbeiſchaffte, durchſtreiften wir das Städtchen.

Wellington gewährt wie viele der Anſiedlungen der Capcolonie in unmittelbarer Nähe einen höchſt einförmigen Anblick. Breite Straßen, weißgetünchte ebenerdige Häuſer, alle nach einem Schnitte, derſelbe kleine Garten, die gleiche Veranda laſſen zwar auf ordnungsliebende praktiſche Einwohner ſchließen, ermüden jedoch durch eintönige Regelmäßigkeit. Leben auf den Gaſſen war nicht viel, nur ſah man häufig die der Colonie eigenthümlichen, oft mit 14 Paar Ochſen beſpannten Wagen. Die mittelſt der Bahn gebrachten Waaren werden von hier aus auf der Achſe nach dem Innern der Colonie weiterbefördert, und verdankt Wellington, das noch vor 20 Jahren aus einigen vereinzelten Kaufläden beſtand, dieſem Umſtand ſeine jetzige Größe.

Als wir nach unſerer Wanderung zum Hôtel zurückkehrten, erwarteten uns ſchon zwei ſchöne Viergeſpanne, mit denen wir uns bald in Bewegung ſetzten.

Die ausgezeichnet gebaute Straße führt zuerſt durch das freundliche zumeiſt mit Wein bebaute Waggonmakerthal, deſſen Namen von der früheren Beſchäftigung ſeiner Bewohner herrührt. Nach und nach jedoch werden die Serpentinen ſteiler, es geht die ziemlich jäh abfallende Wand des Höhenzuges hinauf, von welchem die Farm der Kloof verſprechend entgegenblickt. Die Vegetation, welche beſonders in den Thalrinnen höchſt üppig iſt, hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Blüthenreiches Strauchwerk, darunter prachtvolle Pelargonien, ſowie außerordentlich große Eriken ſind vorherrſchend, Bäume jedoch höchſt ſelten.

Nach vierstündiger Fahrt, welche durch das Schütteln der landesüblichen Fuhrwerke, Waggons genannt, nicht zu den Annehmlichkeiten gehörte, langten wir bei der 4000 Fuß über dem Meere gelegenen Farm am Eingang des Passes an.

Die Straße windet sich nun auf das Kunstvollste zwischen oft ganz senkrechten Felsenwänden gegen die Darlingsbrücke; wir begnügten uns jedoch, die romantische Passage nur so weit zu machen, bis uns das letztgenannte technische Meisterwerk von der Ferne sichtbar ward, und schritten dann zur Ersteigung des Kogels neben der Farm, um die besonders gerühmte Aussicht zu genießen.

Die Ausdehnung des Bildes, das sich uns bot, ist allerdings imposant; allein auch hier zeigt sich eine ermüdende Einförmigkeit. Außer im Waggonmakerthal, welches sich zu den Füßen ausbreitet, ist kein grüner Punkt zu erblicken, das Strauchwerk nimmt in der Ferne eine graue Farbe an, und diese sowie das Schwarzbraun der Felsen geben den Grundton des Gemäldes, welches durch das große Bergriverthal gebildet und vom Paarlberg, Risbeckcastle, Greenberg und der See in deren Zwischenräumen eingerahmt wird. Hat man die wechselvolle Scenerie der Alpengegenden gesehen, so kann dieses Stück steiniges Arabien ähnlich wie die Wüste imponiren, jedoch kaum begeistern, und mögen mir es daher die Capstädter verzeihen, wenn ich gestehe, daß ich von der angepriesenen Aussicht etwas enttäuscht war.

Zur Farm rückgekehrt fanden wir Gesellschaft. Der Postwagen, der nach den Diamantfeldern geht, war angekommen, und seine Passagiere erwiesen gleich uns den vorgesetzten colonialen Stärkungsmitteln, Thee und Butterschnitten, die vollste Ehre. Die armen Leute hatten es sicherlich nöthig, sich ein wenig zu stärken, wenn man bedenkt, daß ihnen noch eine elftägige Fahrt mit dem Folterkarren bevorstand.

Endlich blies der Postillon zum Zeichen des Aufbruches; auch unsere Kutscher drängten, da die Sonne unterging, und wir mindestens $2^1/_2$ Stunden Weges vor uns hatten. Jetzt, wo das Thal vor uns in Halbdunkel gehüllt war, während die Bergwand, an der wir heruntergaloppirten, noch durch die Abenddämmerung rosig beleuchtet erschien,

entbehrte die Rundsicht nicht eines gewissen Reizes, der sich noch mehrte, als das bleiche Licht des hier nicht lügnerischen Mondes *) sich über die gegenüberliegenden Berge ergoß und dadurch deren grotesk kantige Umrisse scharf von dem dunklen Hintergrunde abgrenzte.

Unser Kutscher, ein lebhafter Malayen-Abkömmling, schonte die Pferde nicht, und so erreichten wir noch vor 7 Uhr Wellington, vermuthlich nicht gerade von den Segenswünschen eines Hirten begleitet, dessen Strauße wir durch unsere rasende Fahrt in die Flucht gejagt hatten.

Kaffern.

So trocken und geschäftsmäßig das Städtchen während des Tages aussah, einen um so gemüthlicheren Eindruck machte es jetzt. Die kühle Abendluft hatte die Bewohner in's Freie gelockt. Mynheer „Handelaar" oder „Farmer" saß vor seinem Hause, gemüthlich sein Thonpfeifchen schmauchend, neben ihm Frau und Tochter, meistens schwarz gekleidet und mit Handarbeiten beschäftigt; auf der Hauptstraße wandelten Gruppen munter schäkernder Mädchen mit den obligaten stumm schmachtenden Begleitern, und es trieben Schaaren blühend aussehender Kinder ihr tolles Unwesen. Wie sehr versetzte uns dieses heimliche Bild in's ferne Vaterland

*) In den höheren Breiten der südlichen Halbkugel erscheint der Mond auf der Nordhälfte des Firmamentes, und daher beim ersten Viertel wie ein C, beim letzten wie ein D.

und machte uns ganz vergessen im Lande der Hottentotten und Buschmänner zu sein!

Im Hôtel hatte man mittlerweile für ein leckeres Mahl gesorgt, nach welchem wir unserem Wirthe auf die Veranda folgten, während einer der musikalischen Reisegefährten das ausgezeichnete Piano in Drawing-Room benützte und uns einige heitere Weisen zum Besten gab. Van Enter brannte schon längst vor Begierde etwas über Oesterreich und die Novara-Reisenden, die ihn auch besucht hatten, zu hören, und da wir wieder Aufklärungen über die Colonie wünschten, so entspann sich bald eine sehr belebte und anziehende Conversation, die den Rest des Abends auf das Angenehmste ausfüllte.

Besonders gefiel uns das edle Selbstbewußtsein, welches der alte Mann zeigte, als er von seiner holländischen Abstammung und von der wirthschaftlichen Tüchtigkeit seiner Race, sowie von den freiheitlichen Institutionen der Colonie sprach. Wenn auch unläugbar eine gewisse Eifersucht zwischen der holländischen, den Landbesitz innehabenden Theil der Bevölkerung und den herrschenden, mehr dem Handel und der Industrie zugewandten Engländern besteht, und sich besonders durch den zwar sanften aber entschiedenen Sprachenzwang von Seiten der Regierung äußert, so ist nichtsdestoweniger der holländische Capländer als Freund der Ordnung der loyalste Unterthan der Königin Victoria, und wandert eher aus, als sich gewaltsam gegen die einmal zu Recht bestehende Regierung aufzulehnen. Besondere Befriedigung im ganzen Lande hat die vor zwei Jahren erlangte Autonomie der Colonie hervorgerufen. Das Capland ist dadurch gleich Canada und Australien vom Mutterlande ganz unabhängig und wird mit eigenen Vertretungskörpern durch ein verantwortliches Ministerium und im Namen der Königin von einem Gouverneur regiert.

Herr Van Enter, der große Weingärten besitzt, schloß die Mittheilungen, die er uns gemacht hatte, mit der auch bei unseren Landwirthen nicht seltenen Klage, über den gegenwärtigen Mangel an guter Arbeitskraft. Die besseren Elemente der Colonie widmen sich der erträglichen Schafzucht, suchen die Diamantfelder auf, oder colonisiren auf eigene

Rechnung das Innere des Landes, und nur faule und unverläßliche Mischlinge verdingen sich als Feldarbeiter.

Wir hatten sicherlich die Götter des Caplandes durch unsere Klagen über einförmige Scenerie stark beleidigt, und durch das launischste Wetter suchten sie jetzt unser Trachten nach Abwechslung zu kühlen. So schön, wolkenlos und warm der Tag unserer Partie nach der Baines-Kloof gewesen, so feucht, neblig und kalt war der folgende Morgen, an welchem wir unsere Heimfahrt nach der Capstadt antraten. Ein frischer Nordwestwind, im Winter gleichbedeutend mit Regen und Nebel, blies gegen die Küste und machte uns in dem offenen Waggon, den wir, o Ironie! zur bessern Besichtigung der Gegend gewählt, vor Kälte frösteln, abgesehen davon, daß der dichte Nebel selbst die nächstgelegenen Objecte unseren Blicken entzog. Herzlich froh waren wir daher alle, als endlich Capstadt erreicht, und dadurch unserem Zähneklappern ein Ende gemacht wurde. Die Stadt zeigt sich zwar bei solchem Wetter durchaus nicht zu ihrem Vortheile, denn der braune Straßenstaub verwandelt sich in ein furchtbares Rothmeer; allein dies berührte uns diesmal wenig, da der Tag officiellen und nichtofficiellen Visiten gewidmet war.

Capstadt steht bei den meisten österreichischen Marine-Officieren, die dahin gekommen waren, in dem besten Andenken, und es war uns angelegentlich aufgetragen worden dies den betreffenden Personen lebhaft zu versichern. Leider war es uns schwer, in der kurzen Zeit dieser angenehmen Aufgabe im vollen Maße nachzukommen. Nichtsdestoweniger überzeugten wir uns, daß die Capstädter auch ihrerseits den österreichischen Bekannten die freundlichste Erinnerung bewahren.

Der Gouverneur Sir Henry Barkly und Lady Barkly empfingen uns auf das Liebenswürdigste. Ersterer war lange Zeit Gouverneur von Mauritius gewesen und es fehlte daher nicht an Anknüpfungspunkten zur gegenseitigen Unterhaltung.

Bei dem Diner, zu welchem wir geladen wurden, konnten wir auch einen Theil der Capgesellschaft kennen lernen und dabei ersehen, daß es den dortigen, meistens sehr schönen Damen weder an Witz, noch an Redestoff fehle.

Schon bei unserem Ausfluge nach Wellington hatten wir das Bestreben, uns mit der Art und Weise der Straußzüchtung im Caplande*) bekannt zu machen. Damals war jedoch die Zeit zu kurz bemessen, und wurde erst einige Tage später, als wir von Simonstown eine Fußpartie unternahmen, eine Straußfarm als Ausflugsziel gewählt.

Es war ein heiterer Nachmittag, als wir uns mit einem zerlumpten Hottentotten-Darkie als Führer auf den Weg machten. Vor Allem hatten wir einen der Sandhügel zu erklimmen, welche unmittelbar hinter Simonstown sich steil erheben, bei der vor uns befindlichen Sonne eine recht unangenehme Tour. Auf dem Gipfel angekommen, wurde uns aber eine sehr dankbare Aussicht zu Theil. Nicht nur die große False- und Simonsbai mit Simonstown waren einer plastischen Karte gleich von hier aus zu übersehen, sondern es breitete sich auch eine Landschaft von ganz ungewöhnlichem Charakter vor uns aus. Terrainwellen des reinsten weißen Sandes wechselten mit der üppigsten Capvegetation, welcher Contrast noch durch die verschiedene Beleuchtung und die im Norden und Süden sichtbaren schwarzen Granitfelsen des Tafel und Vasco di Gamaberges erhöht wurde. Unfern von uns in einer höchst freundlichen Oase lag die Behausung des Herrn Smit, des Verwalters der weiter gelegenen Straußfarm, an welchen wir ein Empfehlungsschreiben hatten. Herr Smit, wie fast alle holländischen Capländer, ein Riese an Gestalt, empfing uns höchst freundlich und hieß uns in ziemlich gutem Deutsch willkommen. Da bis zum Ziele unserer Excursion mindestens noch $1\frac{1}{2}$ Stunden Weges waren, so befolgten wir gerne den Rathschlag ein wenig auszuruhen und nahmen dankbarst die uns angebotenen Erfrischungen an. Bei dieser Gelegenheit muß ich der staunenswerth bequemen, ja meist luxuriösen Einrichtung der gewöhnlichsten Häuser in der Colonie gedenken. Wir hatten keine Farm, keinen Krämerladen, deren Inhaber Weiße waren, betreten, wo nicht ein Staatszimmer mit Klavier, Barometer, Albums und oft sogar werthvollen Büchern zu finden war.

*) Dieselbe ist zu einer nicht unbedeutenden Einnahmsquelle der Colonie herangewachsen; im Jahre 1872 betrug der Werth der ausgeführten Federn an 1,600.000 Gulden.

Neugekräftigt verließen wir in Begleitung eines Dieners das gastfreundliche Haus und setzten unseren Weg fort, bis wir endlich das Meer auch auf der westlichen Seite der Caphalbinsel und zu unseren Füßen das Object unserer Wünsche, das ausgedehnte Straußgehöft sahen. Bei der

Hottentottin und Kind

geringen Sorgfalt, die wir unserer Touristentoilette widmeten, hatten wir den steilen sandigen Abhang hinabrutschend die Wegstrecke rasch zurückgelegt, und befanden uns am Ziele unserer Wanderung. Zu Folge der Instructionen des mitgegebenen Dieners gewährte man uns sogleich den Eintritt in die Farm und führte uns daselbst bereitwilligst herum.

Das Gehöft, ein kleines Etablissement dieses Schlages, besteht aus dem Wohngebäude, mehreren verschließbaren Schuppen und ziemlich

großen Wiesengründen. Letztere sind mittelst vier Fuß hoher Einfriedungen in beiläufig ein halb Joch große Parzellen getheilt, welche strahlenartig den Hofraum umschließen. In jeder solcher Einfriedung befindet sich ein erwachsenes Straußenpaar, während die jungen Strauße frei im Hofraume herumgehen. Obwohl die Hauptnahrung der Thiere aus Gras und kleinen Kerbthieren besteht, so wird ihnen doch in der Absicht, sie zu zähmen und an die Wärter zu gewöhnen, mehrmals des Tages Weizen, gehackte Küchenabfälle und dergleichen vorgeworfen. Wir waren gerade zu einer Fütterungsstunde gekommen und fanden eine Truppe junger Thiere, obzwar erst neun Monate alt, doch schon sechs bis sieben Fuß hoch, aus dem Korbe der Wärterin fressend. Auch die alten Strauße streckten ihre langen Hälse über die Zäune und lugten mit ihren großen, klugen Augen nach der Wärterin, oder vielmehr nach ihrem Korbe aus. Unser Erscheinen störte die junge Generation gar nicht, allein die Alten, mit durch Eßlust verschärftem Instincte erkannten in uns ganz richtig die Ursache einer Verzögerung ihrer Abfütterung und musterten uns offenbar nicht mit freundlichen Blicken. Ein schönes, prachtvoll schwarz befiedertes Exemplar machte sogar unzweideutige Versuche in uns feindlicher Absicht den Zaun zu übersetzen, und da wir von Straußenfußtritten durchaus nicht verlockende Vorstellungen hatten, so fanden wir es angezeigt uns zurückzuziehen. Da wir bei dieser Gelegenheit die Jungen in die Flucht jagten, so hatten wir wenigstens von unserem sicheren Standpunkte den Vortheil, den äußerst schnellen und komisch hüpfenden Gang derselben zu sehen.

Die Wärterin behob unsere Befürchtungen mit der Versicherung, daß es dem Thiere nicht möglich sei, den Zaun zu übersetzen, gab jedoch anderseits zu, daß das Thier, welches uns zum Rückzug bewogen hatte, allerdings besonders gegen Fremde sehr bösartig sei und einen neuen Wärter, welcher sich das erste Mal in die Einfriedung wagte, fast zu Tode getreten hätte, wenn nicht schleunigst Hilfe gekommen wäre. Die Jungen waren auf die Lockrufe der Wärterin gleich wieder herbeigeeilt und kümmerten sich sogar so wenig um uns, daß wir ihnen mit Erlaubniß der Wärterin ohne Schwierigkeit einige Federn zum Andenken ausrupfen konnten.

Die Zucht der Thiere, welche nur zum Gewinne der Federn gehalten werden, ist folgende. Die entsprechenden Paare werden zusammengestellt und in die Einfriedungen gegeben. Zweimal im Jahre, im Mai und September, legen die Hennen Eier und brüten selbe abwechselnd mit dem Männchen in beiläufig sechs Wochen aus. Sobald die Jungen ausgekrochen sind, werden sie den Alten weggenommen und gesondert mittelst Weizenkuchen aufgezogen, da sie sonst leicht dem Zertreten aus Ungeschicklichkeit ausgesetzt sind. Das Gefieder ist bis zum zweiten Jahre werthlos, da es aus kleinen, schmutzig braunen Federn besteht, erst im zweiten Jahre bekommen die Thiere lange Federn und zwar die Männchen die geschätzten schwarzen und weißen, die Weibchen die grauen. Der Schnitt findet alle neun Monate, oft auch zweimal des Jahres statt, und werden zu diesem Zweck die Thiere in die Schuppen gelockt, dort mit Stricken gebunden, und hierauf mit einer Scheere die entsprechenden Flügel-Federn abgenommen. Selbstverständlich ist die derart gewonnene Menge nicht sehr groß und beträgt bei einem Thiere ein bis zwei Pfund jährlich, was jedoch schon an Ort und Stelle einen Geldwerth von 80 bis 160 Gulden repräsentirt. Da man bei der Straußenzüchtung nicht viel Arbeitskraft benöthigt, so ist sie nach dem Obengesagten recht erträglich, allein die Bedingungen hiezu, entsprechend beschaffener, ebener Wiesengrund und viel Wasser, finden sich nicht so häufig. Im Capstadtdistricte sind nur kleinere Wirthschaften dieser Art, allein weiter im Inlande sollen einige Farmer bis über 100 Stück Strauße besitzen.

Nach dem Besuche der Straußenfarm sollten wir neuerdings die trügerische Natur des Quicksandes kennen lernen. Unser Wagen sowie das Gepäck waren für den folgenden Morgen zum Hôtel in Kalksbai bestellt, wo wir zu speisen und die Nacht zuzubringen gedachten, ohne jedoch zu bedenken, daß wir um dasselbe zu erreichen, die berüchtigten Sandniederungen bei der Great-Fishhookbai passiren mußten.

Die Sonne war schon längst unter dem Horizonte, als wir munter marschirend wieder die Falsebai in Sicht bekamen und zur Stelle gelangten, wo man links über den Sand gehend, die Straße nach Capstadt erreicht. Nach den früheren Erfahrungen hielten wir uns möglichst nahe

am Ufer, und es ging auch alles ganz gut von statten bis zu einem Punkte, wo in Folge der seichten Uferformation die Brandung weit auf den Strand vordringt. Um dieser Stelle auszuweichen, hielten wir uns landeinwärts, allein wir waren kaum einige Minuten gegangen, als mein Gefährte bis über die Knie im Sande steckte; indem ich ihm beistehen wollte, erlitt ich das gleiche Los. Wohin immer wir uns wandten, überall das gleiche Versinken, unbegreiflicher Weise selbst in der Richtung, wo wir hergekommen.

Die Situation war gleich komisch wie ärgerlich; einerseits reizten die possierlichen Sprünge des Nachbarn, — denn nur so konnte man die Füße aus dem Sand bringen — die Lachmuskeln auf das Höchste; anderseits wußten wir uns nicht zu helfen, denn mit jedem Satz sanken wir noch tiefer ein. Keine menschliche Behausung weit und breit, daher ein Rufen nach Orientirung vergeblich, dabei hungrig, durchnäßt und voll des die Kleidung durchdringenden feinen Sandes, erreichte unsere Unbehaglichkeit bald den Gipfel. Hiezu kam als drittes Moment eine in diesem Augenblicke wenig gewürdigte, jedoch wildschöne Scenerie. Unmittelbar um uns weißes, unheimlich funkelndes Sandmeer, sodann hohes Felsgebirge und nur auf kurze Distanz der phosphorescirende Gischt der Brandung, die mit ihrem donnerähnlichen Getöse die einzige Unterbrechung in die lautlose Stille der sternhellen Nacht brachte. Endlich gelang es ein bischen festeres Terrain zu erreichen, allein bald auch da wieder dasselbe Einsinken. Zu unserer Bestürzung hörten wir nun gar den 9 Uhr Schuß des englischen Flaggenschiffes, ein Zeichen, daß wir schon volle $1^1/_2$ Stunden im Sande irrten, und daß wir uns nach und nach mit der Idee befreunden müßten, wenn auch nicht die ganze Nacht derart zu verbringen, so doch für diesen Tag auf ein Diner zu verzichten. Nach langem Spähen ward endlich der Ausweg aus dieser bodenlosen Gegend durch eine Wagenspur entdeckt, und dieser mit Jubelgeschrei der Sicherheit halber auf allen Vieren kriechend gefolgt. Gar oft verschwand dieser Ariadnefaden in der Dunkelheit, allein stets wurde er wieder aufgefunden, und brachte uns zwar auf das Höchste ermüdet, doch wohlbehalten auf die Straße. Von da aus war Kalksbai bald erreicht, und obwohl es

schon an 10 Uhr war, so wurde uns noch „Farmer's Peck" Gasthaus geöffnet, und die gutmüthige Frau Rothfelder machte uns nicht nur durch ein eiligst zusammengestelltes Souper mit heißem Thee unsere mühselige Wanderung bald vergessen, sondern ließ es sich auch nicht nehmen, durch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln uns vor einer allenfallsigen Erkältung zu bewahren.

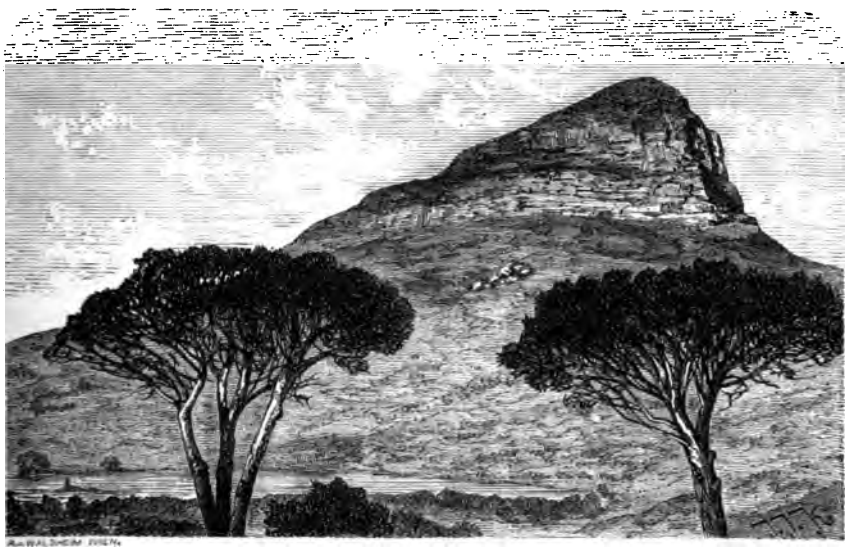
Andere Ausflüge hatten außer dem wiederholten Besuche der Capstadt die Besteigung des Teufelsberges, die Besichtigung der Weingärten von Constantia und des astronomischen Observatoriums zum Ziele. Letzteres, unter Leitung des bekannten Astronomen W. Stone, hat namentlich ein an Größe und Einrichtung außerordentliches Passage-Instrument, welches sogar jenes von Greenwich übertreffen soll. Auf dieser ersten Sternwarte der südlichen Halbkugel wird nicht nur für die Schifffahrt nützlich gewirkt, sondern auch in rein astronomischer Richtung höchst eifrig gearbeitet. So hat Herr Stone vor Kurzem Verschiedenes und höchst Werthvolles über daselbst gemachte Bestimmungen von Sterncoordinaten veröffentlicht. In meteorologischer Beziehung beschränkt man sich auf das Allernothwendigste; nichtsdestoweniger war Herr Stone so liebenswürdig die von der Centralanstalt für Meteorologie gewünschten Publicationen der an dieser Stelle gemachten Beobachtungen mir bereitwilligst zu übersenden und auch auf den von mir im Namen dieser Anstalt gemachten Antrag des beständigen Publications-Austausches einzugehen.

Gegen Ende unseres Aufenthaltes in Simonsbai ging es daselbst sehr belebt zu. Zahlreiche Kriegsschiffe liefen ein und aus, unter anderen auch die englische Corvette „Volage", welche im Vereine mit dem Kanonenboote „Supply" die Expedition zur Beobachtung des Vennsdurchganges nach den Kerguelen zu bringen hatte.

Die Expeditionsmitglieder waren schon seit längerer Zeit in Capstadt, und hielt der darunter befindliche Jesuitenpater Perry zum Vortheile des katholischen Kirchenfondes der Colonie sehr interessante Vorlesungen über die Art und den Zweck der anzustellenden Beobachtungen.

Am 5. September war die Helgoland vollkommen seeklar, allein heftige Südostwinde verhinderten das Auslaufen. Obwohl sich am

11. September ein günſtigerer Wind einſtellte, ſo wäre es doch gewagt geweſen, ſich durch die vielen Schiffe durchzumanövriren, und es nahm daher der Commandant das Anerbieten des ſtets liebenswürdigen Commodores, ſich von einem der auslaufenden Kriegsdampfer hinausſchleppen zu laſſen, mit Vergnügen an. Den 12. September gegen Abends nahm uns das Truppentransportſchiff „Adventure" in Schlepp und brachte uns mit einer Geſchwindigkeit von nahezu 6 Meilen per Stunde aus der Bai.



Teufelsberg bei Capſtadt.

Der herzlichſte Dank wurde ausgeſprochen, die freundlichſten Grüße gewechſelt, und die Adventure dampfte ſüdwärts gegen Auſtralien weiter, während die Helgoland alle Segel ſetzte und mit ſchwachem Nordweſtwinde Curs gegen St. Helena nahm.

Die erſteren Tage wehten Weſtwinde, welche nach und nach gegen Süden und endlich den 16. September nach Südoſt in den Paſſat übergingen.

Dieſer war von mäßiger Stärke, allein aus Süd-Südweſt kam eine ſtarke todte See, welche das platt vor dem Winde ſegelnde Schiff auf das Heftigſte ſchlingern machte. Rollbewegungen bis zu 32° auf der

einen und 26° auf der anderen Seite wurden beobachtet, und währte dieses Schwanken in gleicher Stärke über eine Woche.

Unter solchen Verhältnissen ist jede Bewegung an Bord mit beständigem Balanciren verbunden, und daher höchst ermüdend, dabei wird noch dem Empfindlicheren die nun doppelt nöthige Nachtruhe durch die häufigen Stöße und Erschütterungen des Schiffes verleidet.

Doch auf ein Moment im Bordleben mehr als auf andere hat der heftige Seegang einen großen Einfluß. Es ist dies das Mittagsmahl. Bei der Mannschaft, deren Tische zum Theile auf Tauen hängend den Bewegungen des Schiffes mehr folgen, ist dieser Factor nicht so schwerwiegend. Anders jedoch beim Stabe, dessen Speisetische solide mit dem Deck verbunden sind.

Vor Allem darf nichts leicht Bewegliches auf den Tisch gestellt werden, sondern findet gleich dem Glasservice und dem Dessert seinen Platz auf eigens hiezu über dem Tische angebrachten Schwebetellern. Die Weinflaschen, welche man hier nicht mehr unterbringen kann, werden mit Schnüren separat aufgehängt, und nun pendeln alle diese Gegenstände, als eben so viele Damoclesschwerter, oberhalb der Gesellschaft herum. Die Stühle werden fest an den Tisch gebunden, der Teller mit beiden Händen gehalten, und so erwartet man die Ankunft des Stewards. Hat derselbe mit der diesen Leuten eigenthümlichen Geschicklichkeit die große Suppenschüssel glücklich die Treppe heruntergebracht, ohne den Inhalt auf dem Wege zu vergießen, so wird nun das Mahl in aller Förmlichkeit servirt, als ob man sich im ruhigsten Hafen befände.

Jetzt aber kommt ein schwieriger Zeitpunkt. Wehe Demjenigen, der durch eine vereinzelte, geringere Rollbewegung verleitet, den Teller aus der Hand gibt oder sein Glas am Tische stehen läßt. Unfehlbar überholt das Schiff im nächsten Augenblicke doppelt so stark, und Teller, Glas, sowie deren Inhalt wandern in den Schoß des entsetzten vis-à-vis. Gar schlimm ist es, wenn ein Stuhl sich losreißt, und kann der Betroffene, wenn er des Umstandes nicht rechtzeitig gewahr wird, in die verzweifelndste Lage kommen. Ein factischer Spielball der See, wird er zwischen dem Tisch und der Wand der Cajüte hin und her geworfen und muß noch

von Glück reden, wenn er von einem Sturze nach rücklings oder einem unfreiwilligen Besuch einer der offenstehenden Cabinen bewahrt bleibt.

Begreiflicherweise wird das Menu des Mahles durch das tolle Schaukeln auch beeinflußt, und wenn auch der schreckliche Moment, in welchem der Koch erklärt, in Folge der zu heftigen Schwankungen des Schiffes nicht kochen zu können, selten eintritt, so muß derselbe doch unter ähnlichen Umständen sich auf die einfachsten Künste beschränken.

Uebrigens stört dies den gewöhnlich bei der Officierstafel vorherrschenden guten Humor nicht. Etliche spannende Anecdoten, mancher vielleicht schon öfters wiederholte Witz machen in bunter Abwechslung mit hochgelehrten Discussionen wie gewöhnlich die Runde; um den Effect der schlecht zubereiteten Speisen zu schwächen, wird der bessere Theil des Flaschenkellers angegriffen, und zahlreiche Trinksprüche bekunden das Band herzlicher Kameradschaft, welches ein durch Jahre getheiltes Freud und Leid um die Gesellschaft geschlungen.

Als die See endlich etwas nachgelassen hatte, wurden mit der Mannschaft die Scheibenschießübungen mit den Handfeuerwaffen vorgenommen. Als Ziel diente eine kleine Scheibe von 2 Fuß im Gevierte, welche auf einem Flosse installirt in einer Entfernung von beiläufig 150 Schritten nachgeschleppt wurde. Von den gemachten Schüssen waren weitaus mehr als die Hälfte Treffer. Zieht man noch in Erwägung, daß sowohl die Scheibe als der Standpunkt des Zielenden beim Seegang oft ziemlich rasch die Lage ändern, so muß man der sichern Hand und dem guten Auge unserer Dalmatiner vollste Anerkennung zollen.

Bis zum 22. September hatte die Corvette im Durchschnitte 6 Meilen per Stunde zurückgelegt; nun aber fing der Wind zu lullen an, und es herrschten bis zum 27. theils Calmen, theils veränderliche westliche Brisen ganz im Einklange mit den ausgezeichneten Pilot-Charts, welche an dieser Stelle ähnliches Wetter angeben. Am 27. setzte der Passat neuerdings frisch ein, und es konnte wieder direct Curs auf St. Helena genommen werden, welches den 29. September bei Tagesgrauen gesichtet wurde.

Zwölftes Capitel.

St. Helena.

Eindruck der Insel. — Jamestown. — Bevölkerung. — Die große Tour. — Ladderhillfort. — Plantationhouse. — Napoleon's Wohnhaus in Longwood. — Vallée du tombeau. — Diana Peak. — Agricole Verhältnisse der Insel. — Gesellschaft in St. Helena. — Abfahrt. — Equatortaufe. — Cyklone. — Schiffsleben bei Anweller. — Im Schlepp der „Trinacria". — Ankunft in Ponta Delgada.

Welch' Gefühl von Bitterkeit mag wohl den großen Mann dieses Jahrhunderts überkommen haben, als er dieses Eiland zum ersten Male erblickte! Dies ist sicher der erste Gedanke eines Reisenden, welcher, wie es mit einem Segelschiffe kaum anders möglich ist, von Südost kommend sich St. Helena nähert, und vom trostlosen Anblicke der sich ihm darbietenden Felswände zurückschreckt.

Von der Ferne versprechen die eigenthümlich geformten Bergspitzen in verheißenden blauen Tinten eine interessante Gegend, in der Nähe aber folgt Enttäuschung auf Enttäuschung. Die Gipfel der Berge verschwinden hinter den einförmigen bis zu 2000 Fuß hohen, fast rechteckigen Wänden, das lustige Blau verwandelt sich in düsteres Braun des vollkommen nackten Gesteines. Kein Baum, kein Grashalm ist zu sehen, nur hie und da mehrt gelbliches Moos, gleich einem Schwefelübergusse den fahlen Teint des Ganzen; umsonst sucht das Auge Spuren von Ansiedlungen und von Cultur. Das einzige Leben im trostlosen Bilde sind zahlreiche Möven, welche kreischend ihre Nester umkreisen, und die thurmhohe Brandung der riesigen Oceanwellen.

Endlich ist das östliche Ende der Insel, der Barnrock, erreicht, die Raaen werden aufgebraßt, und aus der vollen Frische des Südostpassates schießt das Schiff in das stille Wasser der Leeseite der Insel. Hier kommt der Wind nur in vereinzelten, jedoch heftigen Böen durch die Schluchten, daher haltet man sich nach der „Reef topsail point“ (Reffe-die-Marssegel-Spitze) kaum auf Kabelweite von den Felswänden, um noch einen guten Ankerplatz erreichen zu können.

Vorne sieht man einige verankerte Schiffe, auch an den Felsen mehren sich schon Zeichen menschlicher Anwesenheit, allein bezeichnend für das Eiland, es sind lange Reihen theilweise intacter Batterien die ersten Bauten, welche sich zeigen. Hin und wieder blickt aus den Schluchten auch etwas Grün hervor, welches an Ausdehnung gewinnt, wenn man gegen Westen fortschreitet. Nun öffnet sich eine kleine Bucht und im Hohlwege zwischen zwei einwärts ziehenden, von Forts gekrönten Bergrücken zeigt sich ein von Festungsmauern halb verdecktes Städtchen. Wir sind vor Jamestown; der Anker wird geworfen, die Segel wieder geschlossen, und da liegt die Helgoland nach 19tägiger Fahrt ruhig vertäut.

Der übliche Salut wird der englischen Flagge geleistet, und von einem der hochgelegenen Forts erwidert. Nachdem das Schiff in Hafenordnung versetzt ist, begleitet, wer nicht durch die Fesseln des Dienstes zurückgehalten wird, unsern zur Begrüßung an Bord gekommenen Consul an das Land. Bei der geringen Entfernung des Schiffes vom Lande genügen wenige Ruderschläge, um die in Fels gehauene Landungstreppe zu erreichen, wir folgen der staubigen, längs dem Ufer gebauten Straße, überschreiten den Festungsgraben und gelangen durch das massive Thor auf den Hauptplatz. Hier ist so ziemlich Alles concentrirt, was das kaum 4000 Einwohner zählende Jamestown an nennenswerthen Gebäuden besitzt. Links das Gouverneurpalais „the Castel“, das Zollgebäude und die Bibliothek, rechts das Commandantengebäude und die einfache Kirche mit ihrem nüchternen viereckigen Thurm. Sonst besteht eigentlich der ganze Ort blos aus einer langen Straße, die anfänglich aus netten einstöckigen Häusern gebildet, in weiterem Verlaufe höchst miserable, verfallene Hütten aufweist. Am oberen Ende, wo längs der

Ufer eines kleinen Baches einige freundliche Gärten sichtbar sind, schließen sich jedoch ziemlich ausgedehnte Casernen und zwei höchst praktisch eingerichtete und reingehaltene Spitäler an.

Leute begegnet man nicht vielen, höchstens kleinen Knaben, die sich auf jede fremde Erscheinung stürzen, um sich als Führer anzubieten. Die wenigen Läden sind nicht einmal alle geöffnet, denn ihre Besitzer wissen genau, daß nur drei Schiffe vor Anker liegen, und ist ihnen der Absatz an die Einwohner Nebensache. Ueberhaupt sieht der Fremde bald, daß in Jamestown sich Alles nur um die Schifffahrt dreht, von welcher mit Ausnahme weniger Fischer und vereinzelter Farmer Alles auf der ganzen Insel lebt.

Unser Consul, Herr Moß, führte uns in den Jamestown-Club ein, wo sich die ganze bessere Gesellschaft von St. Helena, Officiere, Beamte, einige Schifffahrtsagenten und Doctoren, zusammenfindet, und wo sowohl eine große Auswahl Zeitungen, als auch ein Billard zu finden ist, was man von dem einzigen Hôtel in Jamestown nicht sagen kann.

Obwohl aus dem eben Gesagten erklärlich ist, daß die meisten Personen der besseren Klasse entweder in England zur Welt gekommen sind oder wenigstens daselbst studirt haben, so gibt es dennoch welche unter den Beamten, die zwar englischer Abkunft sind, doch auf der Insel geboren wurden und dieselbe noch nie verlassen haben. Gewöhnlich sind es gerade solche Colonialbewohner, die durch eine staunenswerthe Vertrautheit mit den europäischen Zuständen auffallen, indem sie durch fleißiges Studium die persönliche Erfahrung weitaus ersetzen.

Die niedere Bevölkerung stammt theils von Malayen ab, die seinerzeit von den Holländern hierher exilirt wurden, theils dürfte sich mancher Stammbaum aus dem Innern von Westafrika herleiten lassen, indem früher bei den Kreuzungen auf Sklavenschiffe St. Helena der Ort des Prisengerichtes war, und die freigelassenen Schwarzen sich als Colonisten auf der Insel etablirten.

In St. Helena wird blos englisch, und zwar verhältnißmäßig sehr rein gesprochen, und es berührt seltsam, oft ganz schwarze Individuen sich in dieser europäischen Sprache fließend und ohne jede Lokalfärbung ausdrücken zu hören.

Jamestown.

Der erste der zahlreichen Ausflüge, welche wir theils in Folge der liebenswürdigen Einladungen, die an uns ergingen, theils um uns wieder einmal im Freien zu ergehen, von Jamestown aus machten, galt selbstverständlich dem Wohnhause und der Grabstätte Napoleon's. Der kürzeste Weg zu beiden genannten Objecten beträgt kaum $1^1/_4$ deutsche Meilen; da wir jedoch einen ganzen Tag vor uns hatten, so wählten wir die sogenannte große Tour. Dabei verläßt man Jamestown in westlicher Richtung, macht eine Rundfahrt durch das ganze Innere der Insel, berührt zuletzt die im Südosten liegenden gedachten Punkte und kehrt von Osten kommend nach der Stadt zurück.

Wir hatten einen jener in St. Helena seltenen Tage, wo es zwar nicht ganz heiter ist, aber immerhin nicht jeden Moment regnet, und an denen eine höchst angenehme Mitteltemperatur herrscht. Der bestellte Wagen mit den kräftigen Inselpferden und reitendem Kutscher erwartete uns bei der Landungstreppe, und kaum hatten wir uns in dem bequemen Fuhrwerke zurecht gesetzt, so ging es schon im Galopp vorwärts. Bei den ziemlich steilen Serpentinen angelangt, wurde die Fahrt etwas gemäßigt, doch sobald es der Boden erlaubte neuerdings galoppirt, und es ist wirklich staunenerregend, was in Folge der Gewohnheit die Pferde St. Helena's in Bezug auf Ausdauer und Schnelligkeit leisten.

Mit jedem Schritte, den man die kahle Wand hinauf macht, gewinnt der Ueberblick an Weite, und auf der ersten Station, Ladderhillfort, angelangt, sieht man nicht nur die Stadt gleich einem Spielzeuge kleiner Kinder in der Schlucht eingezwängt zu Füßen liegen, sondern genießt auch eine schöne Aussicht auf die Rhede und die weite See. Das Fort ist eines der größten der Insel und enthält auch ausgedehnte Casernen, in welchen gegenwärtig die gesammte Garnison von St. Helena, 300 Mann Artillerie- und Genietruppen, untergebracht ist. Der eigenthümliche Namen Ladderhill (Leiterhügel) rührt von einer Stiege her, welche von der Stadt direct hinaufführt und bei welcher man die Höhe von 600 Fuß über dem Meere mittelst 700 Stufen erklimmt. Mittelst der Stiege kann man zwar unstreitig schneller als über die Serpentinen mit der Stadt verkehren, allein man fordert hierbei eine Lungenentzündung förmlich heraus,

abgesehen von andern kleinen Unannehmlichkeiten, denen man ausgesetzt ist, da man z. B., wenn man sich auf der Mitte dieses Folterganges befindet, einem herunterkollernden Gegenstande nicht einmal ausweichen kann.

Von Ladderhill ging es zwar minder auffallend, doch noch immer entschieden bergauf zu einem anderen Fort, das, wie alle Befestigungen St. Helena's, schon von Weitem sich durch die zu Zeiten Napoleon's angebrachten Signalstangen kennzeichnet. Auch hier ist nichts Anderes zu sehen als Cactus und hie und da Ginstersträuche, bis der Weg links sich gegen das Innere zuwendet, und sich endlich dem ermüdeten Auge ein wohlthuendes Grün zeigt. Es sind dies die wohlgepflegten, parkartigen Gärten der den verschiedenen Officieren der Garnison zugewiesenen Landhäuser, und aus der Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit der allen Zonen angehörigen Gewächse kann man schließen, was die Insel bei gehöriger Cultur produciren könnte.

Diesen Villen schließt sich ein förmlicher Pinien- und Tannenwald an, und Eichen sowie in schönster Blüthe stehende Acacien erhöhen den Reiz der Landschaft. Gemäß der Erklärung der kleinen Jungen, welche sich als Führer aufdrängend, die ganze Zeit hindurch unseren Wagen begleitet hatten, befanden wir uns im Parke von Plantationhouse, dem Landsitze des Gouverneurs.

Nach langen Windungen durch mitunter reizende Baumpartien gelangten wir zu dem von einer schönen, blumenreichen Wiesenflur umgebenen schloßartigen Gebäude, und es versetzte uns die Aussicht von dem höchst elegant eingerichteten ersten Stockwerke desselben in die schönsten Punkte Süditaliens. Ueberhaupt mußten wir Alle unser Unrecht eingestehen, das Bild, welches man uns von dem reizenden Innern der Insel gemacht hatte, bezweifelt zu haben.

Die zahlreichen Bergspitzen, von hier gesehen theils mit freundlichen Wiesen, theils mit Pinienhainen bedeckt, schließen zwischen sich romantische, schluchtenartige Thäler und herrlich grüne Plateaus ein; nur hie und da sieht man etwas Fels, welcher durch den Contrast die reiche tropische Vegetation der zumeist von Bächlein durchrieselten Thalsohlen umso üppiger erscheinen läßt. Ganze Thalwände sind mit den

reizenden lilienartigen Yamsblumen bedeckt, während wieder der gelbe Ginsterstrauch einigen Bergen, besonders dem oberen Theile des Diana-Peak's ein förmlich bronzeartiges Aussehen verleiht.

An besonders lieblichen Punkten haben sich die wohlhabenderen Inselbewohner Landhäuser gebaut, unter denen besonders jenes des Bischofs von St. Helena mit der nebenan liegenden, aus einer dichten Baumgruppe herrorragenden Kirche sich höchst malerisch präsentirt. Die Straße führt in unzählbaren Schlangenwindungen durch all' diese Thäler und gibt so genügend Gelegenheit, die Schönheit der Landschaft zu bewundern.

Nun aber geht es das letzte Mal bergauf; wir befinden uns östlich vom Diana-Peak, und vor uns liegt der südöstliche Theil der Insel, auf welchem Longwood sich befindet.

Es ist, als ob man von einer Oase in die Wüste treten würde, der liebliche Eindruck des eben Gesehenen flieht rasch bei dem düstern Bild der Gegenwart. Ein Steinmeer breitet sich ringsum aus. Auf dem Kamm des Höhenzuges, welcher sich im Vordergrunde hinzieht, bemerkt man einige vom Wind gebeugte Bäume und mehrere unscheinbare Gebäude; es ist dies der Ort, welcher Napoleon durch nahezu sechs Jahre zum Aufenthalte diente, der schmale Rayon, in welchem allein es dem Welteroberer am Schlusse seiner Laufbahn vergönnt war sich frei zu bewegen. Wohl nie fühlt man trotz des unermeßlichen Unheils, das er über Europa brachte, mehr Theilnahme für den großen Mann, als wenn man dieses Wohnhaus in seiner Armseligkeit sieht und bedenkt, daß ihm von seinem ganzen Weltreiche dieser öde Fleck allein blieb, um seine im höchsten kaiserlichen Pomp verlebten Tage in der Gefangenschaft zu beenden. Jeden, der auch nie mit ihm sympathisirte, ergreift dieses ewig dauernde Monument der rächenden Nemesis.

Unter solchen Reflexionen hatten wir das Plateau und mit demselben die Häuser von Longwood erreicht.

Das alte eigentliche Wohnhaus ragt über alle andern Gebäude von Longwood heraus, und ist nahezu 1800 Fuß über See gelegen. Nach dem Tode Napoleon's als Farm verwendet, wurde es im Jahre 1858 sammt dem Grundstücke, worauf sich das Grab befindet, von der französischen

Regierung gekauft und vollkommen renovirt. Das neue Haus, welches erst nach dem Tode des Kaisers vollendet wurde, befindet sich tiefer an einem vom Winde geschützteren Platze und wird von dem französischen Officiere, der als Conservateur hieher commandirt ist, bewohnt.

In Folge des häufigen Besuches des alten Wohnhauses, alle St. Helena berührenden Schiffe senden ihre Touristen hin, ist daselbst alles für den Fremdenbesuch entsprechend eingerichtet, und sobald man sich dem Hause nähert, wird man von einer Schaar von Verkäufern überfallen, die Photographien und Reisehandbücher über St. Helena an den Mann zu bringen suchen. Bei dem Eintritte in den kleinen Gemüsegarten, welcher das ebenerdige, theils aus Holz theils aus Stein gebaute Haus umgibt, empfängt uns eine schwarz gekleidete Frau, die Wittwe des früheren Gardiens eines französischen Unterofficiers. Unter ihrer Führung gelangen wir durch ein kleines Vorzimmer in das Sterbezimmer, wo eine Marmorbüste aufgestellt ist, und durchschreiten hierauf das Speise-, Arbeits-, Lesezimmer und wie all' die neun niedrigen kleinen Gemächer geheißen haben mögen, die Napoleon's Wohnung ausmachten. Einrichtung ist keine vorhanden, doch sind die Wände mit Tapeten bedeckt. Selbe sollen den alten Mustern genau nachgemacht sein, und tragen mit ihren dunklen Farben sehr dazu bei, den ungemüthlichen Eindruck, welchen das ganze Gebäude macht, zu erhöhen.

Der Passatwind pfeift durch den Kamin, die wenigen Bäume im Garten sowie einige Weinstöcke, die Napoleon's Gärtnerstolz gewesen sein sollen, beugen sich vor der Wucht desselben und ächzen ein trauriges Lied von der Vergänglichkeit irdischer Größe, in dem Steinmeere, welches sich mit geringer Unterbrechung dem Auge darbietet, einen wirksamen Hintergrund findend.

Wir verlassen endlich nicht ohne gewisse Rührung das Haus, und lenken unsere Schritte durch den Garten zurück längs der Reihe gebeugter Pinien, von welchen der Name Longwood herstammt, dem zweiten Objecte unserer Pilgerung, der Grabstätte zu.

Nach kaum einer halben Stunde Weges erreichen wir über die sich rechts von der Straße abzweigenden Serpentinen das Vallée du tombeau

So sagt uns eine Tafel, welche noch aus der Zeit des zweiten Kaiserreiches stammend die auf englischem Gebiete seltsam klingende Aufschrift: „Empire français, Territoire Longwood“ trägt.

Wo die kahlen Wände der Bergrücken von Longwood und Hutts Gate zusammentreffen, und wo ein wenig angesammelte fruchtbare Erde einigen hübschen Bäumen Wurzel zu schlagen gestattet, befindet sich umgeben von Trauerweiden und Cypressen die einfache Steinplatte, welche am 8. Mai 1821 über die letzten Ueberreste des großen Kaisers gesenkt

Napoleon's Wohnhaus.

wurde. Einige Blumenbeete umgeben dies einfache Denkmal, benetzt durch das Wasser einer in unmittelbarer Nähe befindlichen Quelle. Diese soll der Kaiser selbst entdeckt haben, wie überhaupt das Thal eines seiner Lieblingsaufenthalte innerhalb des ihm so karg zugemessenen Spielraumes gewesen sein soll.

Der französische Unterofficier, welcher gegenwärtig für die Erhaltung der Grabstätte zu sorgen hat — früher, so lange die Gebeine darin enthalten, war stets ein englischer Officier mit einem Detachement auf Wache — ermangelte nicht, uns auf alles dies entsprechend aufmerksam zu machen,

ja sogar als er im Laufe des Gespräches erfuhr, daß wir Oesterreicher seien, gab er uns in Erinnerung an seine Kampfgenossen in Mexico einige Blumen zum Andenken, obwohl dies gegen seine Instruction sein soll. Er klärte uns auch über die Bedeutung der Tafeln auf, welche wir in der Nähe des Grabes an einigen Bäumen befestigt sahen. Es sind dies Erinnerungszeichen von den Mannschaften französischer Kriegsschiffe, die früher bei einem Aufenthalte in St. Helena dienstlich zur Grabbesichtigung gesendet wurden, offenbar in der Absicht um bei ihnen die Sympathien für die napoleonische Dynastie rege zu erhalten.

Wir verließen nun den gesprächigen Veteranen nicht ohne unsere Erkenntlichkeit, da dies nicht anders thunlich war, durch Ankauf mitunter herzlich schlechter Photographien, die Napoleon in jeder möglichen und unmöglichen Situation zum Gegenstande haben, zu beweisen, und schritten wieder auf der anderen Thalwand zur Straße hinauf, um unsern Wagen zu erreichen, den wir im Rose and Crown Hôtel gelassen hatten. Auf dem Wege dahin zeigte sich die Rectory von Longwood, ein kleines einstöckiges Haus, welches von Bertrand bewohnt wurde, wogegen Las Cases, Gorgaud und Montholon in den Nebengebäuden von Longwood selbst untergebracht waren. Auch erklärten uns unsere unermüdlichen jungen Führer ganz genau die Lagerplätze der verschiedenen Compagnien des Regimentes, welches zu Lebzeiten Napoleon's täglich um Longwood auf Wache gezogen war. Auch der österreichische und russische Commissär, welche zur Constatirung der Gegenwart des wichtigen Gefangenen in St. Helena residirten, sollen sich zumeist auf diesem Theile der Insel aufgehalten haben.

Nach einem guten Lunch und einer schon unbequemen Belagerung von Seiten der in St. Helena zahlreichen Merkwürdigkeiten-Verkäufer setzten wir unsere Fahrt gegen das Alarm-House fort. Dieses ist eine so ziemlich in der Mitte der Insel gelegene Villa, von der man eine prachtvolle Rundschau genießt und von wo aus Longwood beobachtet wurde, um nöthigenfalls gleich die Garnison alarmiren zu können.

Die Straße wendet sich nun abwärts; wir werfen noch einen letzten Blick auf die kahle Wand von Longwood, auf die ober- und unterirdische

Behausung Napoleon's, ſchütteln dann die wehmüthige, weihungsvolle Stimmung ab und geben uns ganz dem lachenden Bilde hin, das ſich vor uns aufrollt.

Unter uns in einem reizenden Garten die bekannte Villa „The Briars", wo Napoleon die erſten zwei Monate ſeiner Ankunft in St. Helena

Napoleon's Grab.

wohnte, eingeſchloſſen von maleriſchen Abhängen, links neben dem lichtgrünen Cricket ground (welche engliſche Stadt ohne einen ſolchen!) ein hoher Waſſerfall mit dunklem Hintergrunde; auf der andern Seite das Thal von Jamestown, die Stadt und die Rhede, und endlich in der Ferne die unbegrenzte blaue See, bedeckt mit den weißen Segeln heimwärtsſteuernder Oſtindienfahrer.

Die Scenerie verändert sich jedoch bald; die Pferde gehen mit ebenso großer Geschwindigkeit und Sicherheit bergab wie bergauf und bringen uns rasch auf jenen Theil der Straße, der in die Felswand des Jamesthales eingehauen ist. Auch hier wie auf der entgegengesetzten Wand, die wir des Morgens erklommen hatten, mußte man der Straße wegen ganze Felspartien untermauern, und wenn auch dadurch größere Abrutschungen von der Stadt abgewendet wurden, so ist es dennoch keine Seltenheit, daß Spaziergänger in dem oberen Theile von Jamestown durch herunterkollernde Steine verletzt werden.

Wir sind glücklich in Jamestown angelangt, und der Kutscher hält — es nützt kein Reden und Protestiren dagegen — vor dem Curiositätenladen, denn in St. Helena unterstützen die niederen Classen der Bevölkerung einander auf das Beste, um den Fremden möglichst auszubeuten. Uebrigens fanden wir hier unter vielem Kram auch einige recht schöne und preiswürdige Gegenstände, so kunstvoll geschnitzte Nautilusmuscheln und Elfenbeinstöcke, deren wir welche erstanden um der zudringlichen Verkäufer los zu werden.

Ein zweiter Ausflug hatte den höchsten Berg der Insel, den Diana-Peak zum Ziele und erwies sich vom herrlichsten Wetter begünstigt sehr dankbar. Wir waren hierbei der Einladung des Herrn Maréchal, capitaine du génie et conservateur de Longwood, gefolgt, und es machte uns derselbe auf die freundlichste Weise den Führer. Die schöne Aussicht von dem zwar steilen, aber mit Pinien, Farrenkrautbäumen und besonders mit wilden Fuchsien bedeckten Gipfel lohnte reichlich das etwas beschwerliche Erklimmen der 2700 Fuß hohen Spitze. Bei dem darauf folgenden Dejeuner in Longwood hatten wir vollauf Gelegenheit, an Mme. und Mlle. Maréchal echt französische Liebenswürdigkeit zu bewundern.

Ein Umstand, welcher dem Reisenden auffällt, der das Innere von St. Helena durchstreift, ist die Menge fruchtbaren Terrains, das theils zu großen Ziergärten, theils zu Parks benützt wird, mitunter aber auch ganz unverwerthet bleibt. Von den 16,000 Joch des mit dem Pfluge zu bearbeitenden Bodens ist kaum die Hälfte mit Gemüse, etwas Weizen und hie und da mit Caffee bepflanzt. Da bei dem gemäßigt tropischen und feuchten

Klima St. Helena's gerade die Bodencultur sehr erträglich sein müßte, so ist die Vernachlässigung derselben nur dadurch zu erklären, daß die 6000 Seelen, welche die Gesammtbevölkerung der Insel ausmachen, in der Schifffahrt eine noch einträglichere Einnahmsquelle finden.

Neuester Zeit, wo die Eröffnung des Suezkanals und das Ueberhandnehmen der Dampfschifffahrt die frühere Summe von 1200 Schiffen, die jährlich um Wasser und frische Provision einzunehmen St. Helena berührten, auf 700 bis 800 Segel heruntergedrückt haben, fängt man langsam an einzusehen, daß in dieser Richtung etwas geschehen müsse. Man gedenkt nun vorzugsweise die Sorgfalt dem Caffee- und Chinabaume, welche hier ausgezeichnet gedeihen, zuzuwenden, und diese in größerem Maßstabe zu pflanzen.

Es war dem Stabe der Helgoland nicht nur vergönnt, die Naturschönheiten der Insel kennen zu lernen, Dank der Liebenswürdigkeit unseres Consuls sollten wir auch mit der Gesellschaft St. Helena's Bekanntschaft machen. Bei einem Balle, welchen derselbe uns zu Ehren am Tage unserer Ankunft gab, wurden wir der ganzen haute volée der Insel vorgestellt. Auffallend ist das Ueberwiegen der Damenzahl. Für junge Herren hat die Insel keinen Platz, und müssen dieselben in England oder in der Capcolonie ihren Lebensunterhalt suchen, während die Misses zurückbleiben bis gewöhnlich ein Armee- oder Marine-Officier sie als Frau heimführt. Daß unter solchen Umständen die Ankunft eines Kriegsschiffes für die Gesellschaft ein wahres Ereigniß ist, erscheint begreiflich, andererseits muß man eingestehen, daß was Bildung und Liebenswürdigkeit anbelangt, die jungen Damen St. Helena's jenen am europäischen Festlande durchaus nicht nachstehen.

Dem Balle folgte ein Diner in „The Briars", dem eigentlichen Aufenthaltsorte des Herrn Moß, und es bedurfte nicht der interessanten Oertlichkeit — der Pavillon, wo Napoleon wohnte, ist vollkommen erhalten — um dasselbe höchst anziehend zu machen.

Mit den wenigen Artillerie- und Genie-Officieren der Garnison, die mit dem Festungscommandanten Oberst Kerr an der Spitze uns gleich bei der Ankunft der Corvette aufgesucht hatten, unterhielten wir die

freundlichsten Beziehungen, und wurde das Meßhouse trotz dem damit verbundenen Ersteigen der 700 Stufen des Ladderhill von uns häufig besucht. Am Abende vor dem Namensfeste Sr. Maj. unseres Kaisers, zu dessen Mitfeier wir sowohl die Stadt, als das kürzlich eingelaufene englische Kanonenboot „Decoy" geladen hatten, waren wir zu einem Diner in der Officer's Meß gebeten, und gab hiebei die erwähnte bevorstehende Feierlichkeit Anlaß zu Toasten, in welchen der stets herzlichen Beziehungen zwischen Oesterreichern und Engländern wärmstens gedacht wurde.

Das Namensfest des Kaisers wurde genau den Vorschriften gemäß in ganzer Gala gefeiert, und es gewährte die schmucke, buntbeflaggte Helgoland, umgeben von einer Menge ebenfalls mehr oder minder beflaggter Schiffe, welche nach uns eingelaufen waren, einen recht imposanten Anblick, besonders zur Zeit des von den Felsenwänden tausendfach wiederhallenden Saluts.

Als Erwiderung für die Gastfreundschaft, welche man uns am Lande erwiesen, hatten wir die uns bekannten Damen und Herren St. Helena's zu einer Schiffsbesichtigung eingeladen. Nach einigen musikalischen Productionen und einem Lunch wurde auf dem mittelst Flaggen schnell zu einem Tanzsaale hergerichteten Deck ein kleines Tänzchen arrangirt, dem man sich mit großem Eifer bis zur sinkenden Nacht hingab.

Den 6. October Morgens ergänzten wir nochmals alle Provisionen und das Wasser; durch unsere Erfahrungen gewitzigt, benützten wir sogar den einen noch zusammenhaltenden Dampfkessel als Reservoir für Kochwasser, und gegen 2 Uhr Nachmittags setzten wir mit dem direct vom Lande wehenden Passat unter Segel.

Noch vor Sonnenuntergang verschwand die Insel am Horizonte und damit das letzte Stück Land, welches die Helgoland vor Ankunft in der nördlichen Hemisphäre sichtete, denn Ascension, das am 11. October gegen 7 Uhr Abends passirt wurde, entzog sich durch eine Wolkenbank und durch die herrschende Dunkelheit allen neugierigen Blicken.

Der Passat blies diesmal mit großer Regelmäßigkeit, und mit einer mittleren Geschwindigkeit von $5^1/_4$ Seemeilen per Stunde segelnd, wurde

der Equator den 18. October gegen 8 Uhr Abends auf 27° Westlänge von Greenwich geschnitten.

Bei der ersten Passage des Equators auf der Reise von Aden nach Zanzibar war jede Festlichkeit wegen des seinerzeit erwähnten Todesfalles unterblieben, um so weniger ließ es sich die Mannschaft jetzt nehmen, eine Taufe nach allen Regeln der Seemannskunst in Scene zu setzen.

Ein sehr imposanter Neptun mit einer wirklich reizend aussehenden Amphitrite — ein Junge hatte sich hiezu trefflich verkleidet — wurden auf einem Wagen und beschattet von einem Purpurbaldachin, von einer entsprechenden Anzahl Neger auf das Quarterdeck gezogen. Dem Meergotte folgte ein Stab von unterseeischen Astronomen, Doctoren und anderen Gelehrten schwer definirbarer Kategorien. Am Achterdeck angelangt wurde der ganze Zug plötzlich durch ein gebietendes Halt von Seite eines vereinzelten, phantastisch gekleideten Negers zum Stehen gebracht. Dieser, welcher gleich seinen bei der Ceremonie fungirenden Stammesgenossen seine schwarze Hautfarbe dem Kohlendepôt verdankte, hatte, wie es schien, den Helgoland-Reisenden vorzustellen. Er stellte den Neptun ob seines Erscheinens zur Rede, worauf dieser einen glänzenden Speech hielt, in welchem er sein Recht die Schiffe zu visitiren klar begründete, und erklärte, bei aller Rücksicht für die Oesterreicher doch die Passage des Equators nur nach vorgenommener Musterung der Schiffsmannschaft durch seine Räthe gestatten zu können. Dieselben traten jetzt vor um ihre entsprechenden Witze zu machen, — doch wer Anderen eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein.

Die schon früher bereitete Pumpe wird eher in Bewegung gesetzt als verabredet worden, der Stab entzieht sich durch eilige Flucht dem Wasserbade, und der Wasserstrahl trifft die Gottheiten und deren Gefolge mit ganzer Wucht, so daß plötzlich einige Neger weißgewaschen erscheinen, und unter all' den Bärten, Nasen und sonstigen Ausstaffirungen eine arge Verwüstung angerichtet wird.

Dies ist das Zeichen zur allgemeinen gegenseitigen Taufe; jeden ereilt sein Schicksal, selbst die Unglücklichen, welche sich auf die Mastspitzen geflüchtet haben, erwartet beim Herunterkommen der volle Wassereimer.

Des Abends, nachdem die Abkühlungswuth beendet, erfolgt die natürliche Reaction in Form einer glänzenden Tanzunterhaltung, auch trägt der vom Stabe der Mannschaft gespendete Wein ein wenig zur Erwärmung bei. Um 8 Uhr findet mit dem Rufe „Alle Mann antreten" das Fest seinen Schluß. Der Nachtdienst beginnt. Ruhe und Ordnung herrschen wie gewöhnlich auf dem Schiffe.

Nach dem Schneiden der Linie nahm der Südostpassat stetig ab, hierauf traten veränderliche östliche Winde ein, und endlich am 23. October gelangte die Corvette in die Calmen. Hier war uns das im Ocean so seltene Bild einer durchgehends ölartigen, spiegelglatten See geboten. Dank dem entsprechend gewählten Schneidungsmeridian und der Strömung wurde die Region der Windstillen verhältnißmäßig bald passirt, und schon nach wenigen Tagen stellte sich in Begleitung wahrhaft tropischer Regenböen der Nordostpassat ein. Leider erwies sich letzterer in Richtung und Stärke höchst ungünstig, so daß der 30te Breitenparallel statt wie unter gewöhnlichen Umständen am 35ten Längengrade, von der Helgoland am 41° westlicher Länge und erst am 14. November geschnitten werden konnte.

Zahlreich waren die Schiffe, welche während dieser Zeit gesichtet wurden, unter andern auch ein Emigrantenschiff mit südlichem Curse, das nach der Position wahrscheinlich der unglückliche „Cospatrick" gewesen sein dürfte, der durch die schauderhafte Brandkatastrophe kurz darauf eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.*)

Der ungünstigen Winde und Stillen müde, begrüßte Alles an Bord höchst freudig einen südlichen Wind, welcher sich am 16. November erhob und der gestattete mit ansehnlicher Geschwindigkeit directen Curs zu steuern. Lange währte jedoch diese Freude nicht: den 17. umzog sich der Himmel,

*) Dieses Schiff segelte am 11. September 1874 von London nach Neuseeland ab und hatte außer der Bemannung 429 Auswanderer an Bord. Auf dem Wege zwischen St. Helena und dem Cap der guten Hoffnung brach am 17. November Feuer an Bord aus, man konnte desselben nicht Meister werden, und das Schiff mit der Mehrzahl der Passagiere fiel ihm zum Opfer. Ein geringes Häuflein suchte in den Booten Rettung, doch nur eines von diesen wurde, nachdem Mangel an Lebensmitteln von den gräulichsten Scenen begleitet die Ueberlebenden auf drei reducirt hatte, 10 Tage nachher vom Schiffe „Britisch Scepter" aufgefunden und nach St. Helena gebracht.

anhaltend strömender Regen, eine starke todte See aus Südost und das rasch fallende Barometer verkündigten außerordentlich schlechtes Wetter.

Obwohl demgemäß in Bezug auf Segelführung schon am Nachmittag des genannten Tages Vorkehrungen getroffen wurden, so war doch kaum mehr Zeit vorhanden, dem Unwetter entsprechend zu begegnen. Um $7^3/_4$ Uhr Abends während des dichtesten Regens — man konnte kaum einige Klafter vor sich sehen — sprang der Wind mit außerordentlicher Heftigkeit nach Südost um. Obwohl die Bramsegel und Untersegel rasch geschlossen, und die Marssegel doppelt gerefft wurden, so genügte dies nicht, und der stets zunehmende Wind drückte das Schiff derart auf die Seite, daß die Neigung 40° betrug, und die Reeling*) der Leebordwand das Wasser erreichte.

Das noch immer außerordentlich rasch fallende Barometer ließ nun keinen Zweifel mehr aufkommen, daß wir es mit einer Cyklone zu thun hatten, die sich direct auf das Schiff zu bewegte. Bei der beträchtlichen Geschwindigkeit der Corvette, welche nahezu an 11 Meilen per Stunde machte, war jedoch Hoffnung vorhanden, sich aus der gefährlichen Lage zu ziehen und östlich von der Bahn des Sturmcentrums zu gelangen. In der That drehte der zum vollkommenen Sturme angewachsene Wind mit heftigen Böen gegen S. und SSW., ein Zeichen, daß das Centrum sich schon westlich vom Schiffsorte befand**). Für einen derartig raumen Wind†) war jedoch die beihabende Segelführung nicht zutreffend. Obwohl blos die beiden Marssegel und der Sturmklüver gesetzt waren, erwies sich das Schiff derart luvgierig††), daß um ein In-den-Wind-schießen zu verhindern, welches dem Schiffe und der Bemastung höchst

*) Reeling heißt der oberste Theil der Schiffswand, bei der Helgoland, wenn das Schiff normal steht, beiläufig 17 Fuß über der Wasserfläche.

**) Eine ausführlichere Beschreibung des Unwetters sowie eine Skizze der Cyklonen-Bahn im Anhange.

†) Raumen Wind nennt man einen in Bezug auf den Schiffscurs mehr von rückwärts einfallenden, also für die Fahrt des Schiffes günstigen Wind.

††) Bestreben des Schiffes, mit dem Bug in die Richtung des Windes zu gelangen.

gefährlich gewesen wäre, das Steuer immer ganz an Bord gehalten werden mußte.

Es wurde uns bald klar, daß dies auf die Dauer nicht so bleiben konnte, umsomehr da sich das Steuerruder schon früher als nicht sehr verläßlich gezeigt hatte. Da an ein Hinaufschicken von Leuten in die Takelage nicht zu denken war, so beschloß der Commandant, das Großmarssegel durch einfaches Aufgeien zu opfern, um dadurch das Steuer zu retten.

Einige donnerartige Schläge und das genannte Segel flatterte in langen Lappen von der Raa.

Die Arbeit des Schiffes und besonders des Ruders war nun auffallend erleichtert, und somit die Besorgniß für letzteres theilweise gehoben.

Die Situation um Mitternacht war wahrhaft imposant.

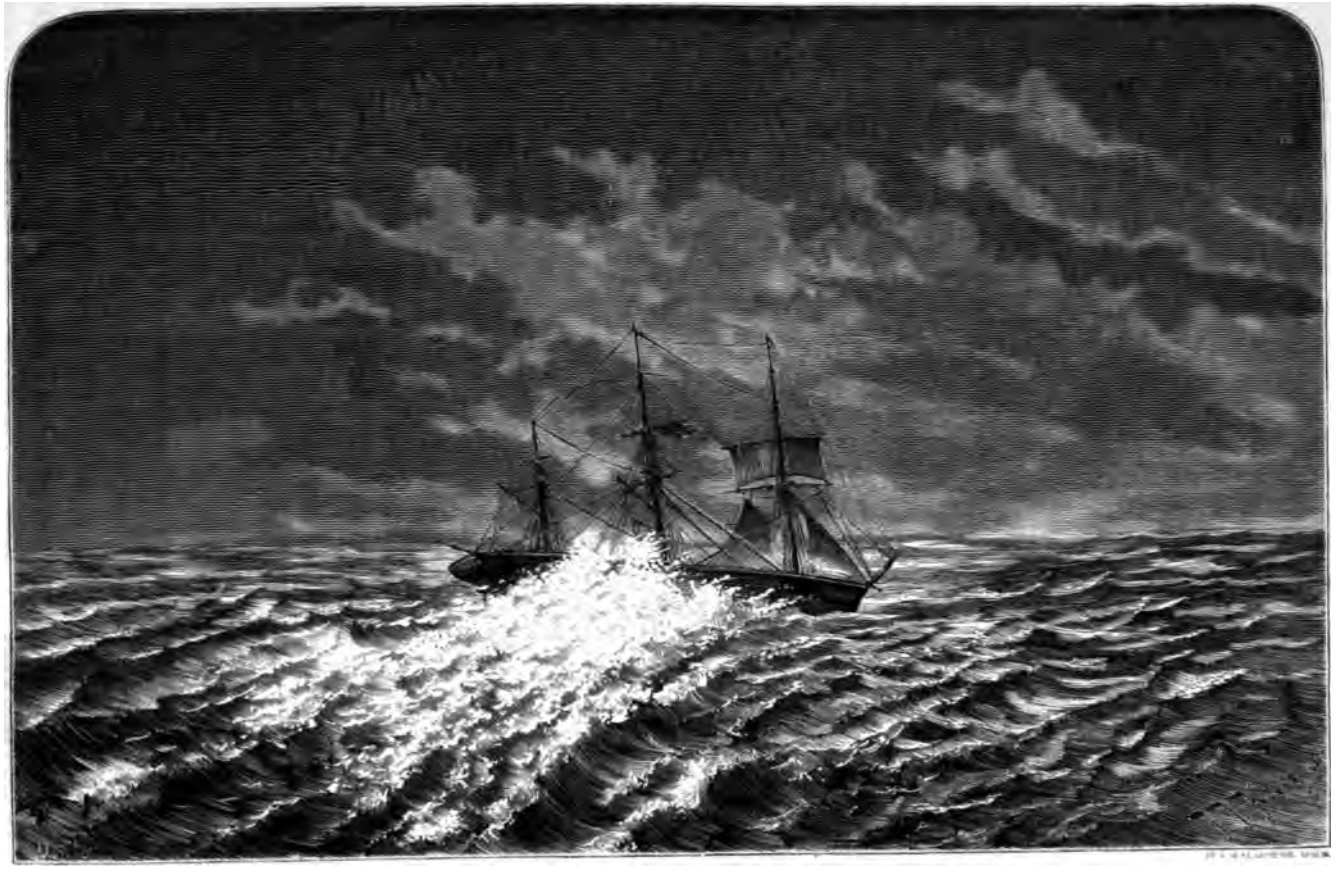
Die See glich kochendem Wasser, immense kegelförmige Wellen erhoben sich und stürzten mit Getöse zusammen, der Sturm heulte durch das Takelwerk, von dem schwarzen Himmel stachen die weißen, gleich Peitschen knallenden Lappen des Segels grell ab, indessen das hin- und hergeworfene Schiff mit geisterhafter Geschwindigkeit dahinsauste, zu beiden Seiten weiße, funkelnde Schaumstreifen zurücklassend.

Der Wind sprang weiter nach Südwest um, und somit erwies sich klar, daß die Corvette aus der Bahn des Cyklonencentrums entronnen war, jedoch handelte es sich die Stellung des Vormarssegels schnell derart zu ändern, daß bei dem vorauszusehenden weiteren Drehen des Windes dasselbe nicht maskirt *) werde. Die entsprechenden Befehle wurden gegeben, und die Mannschaft befand sich schon an den Brassen; als, ehe diese noch angeholt werden konnten, das Segel killend **) an den Mast schlug, während das Fockstagsegel mit Donnergekrach in tausend Stücke riß.

Das Schiff, hiedurch momentan jedes Motors beraubt, hielt von seiner früheren rasenden Schnelligkeit inne, man sah über dem Achtertheil

*) Ein Segel ist maskirt, wenn es durch seine Stellung oder durch ein anderes vorstehendes Segel verhindert ist, den Wind zu fangen.

**) Unter Killen eines Segels versteht man das Schlagen desselben, wenn der Wind bald von einer bald von der anderen Seite auf dasselbe einfällt. Bei heftigem Winde wird durch das Killen die Takelage sowie das Segel selbst gefährdet.



„Helgoland“ in der Cyklone.

den unheimlich leuchtenden Kamm einer Welle, die sich gar bald mit solcher Gewalt in das Schiff entleerte, daß dies in allen seinen Fugen erkrachte. Was nicht niet- und nagelfest auf der Achterhütte und der Commandobrücke angebracht war, riß die schäumende Fluth mit sich und schwemmte es nach Lee; die Corvette legte sich auf die Seite und der Wasserschwall, Taue und losgerissene Gegenstände sowie der größte Theil der Mannschaft kollerte im wirren Durcheinander gegen die Bordwand.

Rasch jedoch sammelte sich die Bemannung, und gar bald füllte sich wieder das Segel, durch die Brassen in die richtige Lage gebracht. Nichtsdestoweniger ereilte noch eine zweite Sturzsee das Heck*), das Steuerrad machte eine so heftige Drehung, daß es die daran befindlichen Leute wegzuschleudern drohte, und zeigte dadurch an, daß diesmal vorzugsweise das Steuerruder den Anprall auszuhalten hatte. In der That zeigte sich auch eine auffallend leichte Bedienung des Rades, während der Steuerkörper sich nicht bewegte, und somit war die traurige Gewißheit vorhanden, daß der Steuerkopf abgedreht sei und nur mehr lose mit dem Körper zusammenhänge. Um den Bruch nicht vollständig zu machen, mußte man trachten dem Schiffe die größtmögliche Geschwindigkeit zu verleihen, was durch Ersetzen der defecten und Beisetzen der beschlagenen Vordersegel erzielt wurde.

Mittlerweile hatte um 2 Uhr nach Mitternacht das Barometer seinen niedrigsten Stand (746^{mm}) erreicht, der Regen hatte aufgehört, ja es waren sogar im Zenith einige Sterne, das sogenannte Sturmauge, sichtbar, und da der Wind nun aus WSW. blies, so konnte man sicher sein, daß das Centrum des Sturmes sich entferne, und somit das Aergste vorüber sei. Gegen Morgen heiterte sich auch wirklich der Horizont auf, der Wind setzte stetig aus Westen ein und war wenn auch noch immer sehr steif, so doch nicht böenhaft, wodurch auch die noch sehr hohe See, wir schätzten die Höhe einiger Wellen auf 25 bis 30 Fuß, wenigstens eine regelmäßigere Bewegung annahm.

Verlassen wir nun einen Augenblick das Deck, um die unteren Räumlichkeiten und die Wirkungen des Unwetters daselbst zu besichtigen.

---

*) Der äußerste rückwärtige Theil des Schiffes.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist an Bord auch oft in räumlicher Beziehung wirklich nur ein Schritt. Oben die entfesselnden Elemente in ihrer vollen Wuth, hier unten die menschliche Misère durch die Umstände eben so oft von hochkomischen als peinlichen Momenten begleitet.

Die über Bord gekommene Sturzwelle hatte sich durch die Treppenlucken auch in die unteren Räumlichkeiten ergossen und spülte bei den Rollbewegungen unheimlich klingend hin und her. Einige minder solide befestigte Einrichtungsstücke hatten sich losgerissen und tanzten im wilden Hexensabbath zu dem Geknarre und Geächze des Schiffskörpers, und nur mit größter Gefahr konnten sich die ordnenden Organe daran wagen sich ihrer zu versichern. Begreiflicher Weise erweckte dies jene wenigen Schläfer, die nicht schon durch das Heulen des Sturmes und das Lärmen auf Deck erwacht waren, und man sah verstörte Gesichter aus den Cabinen herauslugen, welche die Ursache dieses höllischen Intermezzo's ergründen wollten. Bei Einigen traten hiezu noch gefährlichere Momente. In einer Cabine war der eiserne Deckel, welcher das Glasfenster der Lichtlucke zu schützen hat, durch Nachlässigkeit eines Dieners nicht geschlossen worden. Beim Anprall der Sturzwelle an die Schiffswand brach die zolldicke Glasscheibe in Stücke, die mit derartiger Wucht hart am Kopf des Inwohners vorbei an die gegenüberliegende Cabinenthür geschleudert wurden, daß sie tief in dieselbe eindrangen.

Selbstverständlich wurde der kaum von der anstrengenden Wache abgekommene Schläfer auf das Grausamste geweckt. Im ersten Augenblicke rief das fortwährend eindringende Wasser in ihm den Gedanken hervor, daß das Schiff sinken müsse. Doch bald erkannte er den wahren Sachverhalt und setzte dem Einströmen durch Schließen des Eisendeckels ein Ende. Freilich war noch der unangenehme Umstand eingetreten, daß die durch die Wassermenge angeschwollene Thür erst mit Beihilfe des herbeigerufenen Zimmermanns geöffnet werden konnte. Mit großer Heiterkeit wurde der derart Getaufte empfangen, doch schon nach kurzer Schilderung der grausigen Scene wiegte er sich bald wieder zu süßem Schlummer in einer eiligst hergerichteten Hängematte.

Andere, deren Anwesenheit auf Deck auch nicht benöthigt war, die aber noch nicht gelernt hatten, daß es an Bord höchst wichtig ist dann zu schlafen, wenn es der Dienst erlaubt, und nicht wenn die momentane Disposition es wünschenswerth erscheinen läßt, suchten Zuflucht in der zu einer Trockenkammer verwandelten Officiersmesse. Mit ängstlichen Mienen beobachteten sie die Bewegungen eines Stewards, der mit großer Geschicklichkeit den von den Durchnäßten so ersehnten Thee kochte.

Im Vordertheil des Banjerdecks war es verhältnißmäßig ruhig; gleichmäßig pendelten die Hängematten der freien Wache hin und her, und nur der Koch, der Speisemeister, der die Laternen bewachende Inspectionskanonier und ähnliche Geister der Unterwelt benutzten die nach allen Richtungen gespannten Halttaue, welche allein ein Gehen ermöglichten.

Doch auch schon unter diesen verwöhnten Leuten hatte das erste Princip im Bordleben „Gute Miene zum bösen Spiele machen" derart Wurzel gefaßt, daß sie, als ein gestrenger Machthaber im Fallen zwei bis drei andere Leute umarmend in der possierlichsten Lage nach Lee kollerte, trotz ihrer Unbehaglichkeit ob des Wetters und trotz aller Disciplin nicht umhin konnten helllaut aufzulachen, worin übrigens die Verunglückten redlich miteinstimmten.

Daß die Cadettenmesse von dem unerbittlichen Gesetze der Schwere auch zu leiden hatte, ist begreiflich, und gab sich durch ein zwischen Verwünschungen laut ertönendes Gelächter deutlich kund. Diesmal hatte jener Cadet, welcher sonst wegen eingebildeter Schmerzen den Doctor durch Aufwecken um die Mitternachtsstunde zur Verzweiflung brachte, in Folge des Reißens seiner Hängemattenschnüre und der daraus resultirenden leichten Contusionen eine gewisse Berechtigung zu einer nächtlichen Consultation.

Bei einbrechendem Tage wurde daran gegangen die Schäden, welche das Unwetter hervorgerufen hatte, festzustellen. Mit Ausnahme des Steuers, über dessen Bruch keine Zweifel mehr obwalten konnten, und einiger zerrissenen Segel war keine Havarie zu bemerken, und hatte sich besonders die sieben Jahre alte Takelage recht wacker gehalten. Am Steuer konnte in Folge des noch immer stürmischen Wetters nichts

gearbeitet werden, erst nach zwei Tagen, als sich Wind und See legten, wurde es entsprechend versorrt*) und bei später eintretender Stille eine Nothsteuerung eingerichtet.

So wünschenswerth zu dem ebenerwähnten Zwecke anfänglich das ruhige Wetter war, so ärgerlich erschien es, als es sich durch eine Woche hindurch in Permanenz erklärte, und flaue veränderliche Brisen nur wenig Weg zu machen erlaubten.

Von Gibraltar noch 1200 Meilen entfernt, mußte man wenigstens noch fernere 14 Tage bis zum Anlangen daselbst rechnen, ganz abgesehen von dem im Winter wohl zu gewärtigenden Fall, in der Straße schlechtes Wetter anzutreffen, wo dann der unverläßliche Zustand unseres Steuerapparates zu einer Umkehr und dem Abwarten einer günstigeren Gelegenheit im freien Fahrwasser Anlaß geben konnte. Aus diesen Gründen schien der noch an Bord vorhandene Lebensmittel- und Wasservorrath für nur 20 Tage bereits bedenklich gering. Dieser Umstand gewann immer mehr Bedeutung, als sich nach den Windstillen wieder Gegenwinde einstellten, und das außergewöhnliche Verhalten des Barometers auch sehr unstetes Wetter anzeigte.

Bei einem derartigen Sachverhalte war es ganz erwünscht, als am 28. November Früh vom Ausluger ein Dampfer in Sicht gemeldet wurde. Von uns angerufen gab sich dieser als der auf der Reise von Gibraltar nach New-York begriffene englische Dampfer „Trinacria" zu erkennen. Auf die ihm gestellte Anfrage erklärte er sich bereit, die Corvette nach Ponta Delgada, der Hauptstadt der zur Azorengruppe gehörenden Insel S. Miguel, zu schleppen, wo wir das Steuer zu wechseln und die Lebensmittel zu ergänzen gedachten. Selbstverständlich hatten zuvor einige Auseinandersetzungen mit dem Capitän des Dampfers stattgefunden, wobei hauptsächlich betont wurde, daß es sich hier nur um eine Schleppung und nicht um eine Bergung der ganz seetüchtigen Helgoland handle. Die Schlepptaue wurden herübergeholt, und um Mittag setzte sich die Trinacria mit uns in Bewegung.

*) Gebunden.

Das Barometer hatte richtig vorhergezeigt, und schon den nächsten Tag stellten sich heftige Wind- und Regenböen ein, die nach und nach in einen steifen, von hoher See begleiteten Nordwestwind übergingen. In der Nacht vom 29. auf den 30. wurde die See so stark, daß man jeden Augenblick ein Reißen der Schlepptaue erwarten mußte. Glücklicherweise erwiesen sich die Befürchtungen als unbegründet, und bei Tagesanbruch des 30. Novembers wurde uns der fast durch volle zwei Monate entbehrte Anblick von Land zu Theil; die langgestreckte Hügelkette von San Miguel lag vor uns.

Im Lee der Insel in Seestille angelangt, ging es wieder rasch vorwärts, das Land nahm schärfere Conturen an, das Blau verwandelte sich in belebendes Grün, Häuser wurden ausnehmbar, und bald war das reizend amphitheatralisch gebaute und von prachtvollen Gärten umgebene Ponta Delgada vor uns.

Um 9 Uhr wurde der Anker geworfen, und der an Bord kommende Lootse brachte uns die erfreuliche Nachricht, daß die Arbeiten am dortigen Wellenbrecher schon so weit vorgeschritten seien, daß auch die Corvette dahinter Schutz finden könne, ein Punkt, über welchen wir im Unklaren waren, und der für uns eine umso größere Wichtigkeit hatte, als ein Steuerwechsel auf der im Winter unsichern Rhede nicht leicht durchzuführen gewesen wäre.

Der frische Wind verhinderte das allsogleiche Hineinholen des Schiffes in den Hafen, und wir mußten uns begnügen, vorderhand das Schiff derart zu vertäuen, daß ein In-See-treiben nicht leicht stattfinden konnte.

Der Verkehr mit dem Lande war für uns, die wir mit der Vertäuung des Schiffes vollauf beschäftigt waren, nicht möglich, desto mehr jedoch zeigten sich Boote vom Lande, und Alles, vom Sanitätsdoctor angefangen bis zu den verschiedenen Consuln, die gleich ihre Besuche machten, trug sehr dazu bei, unsere ursprünglichen, allerdings nicht hochgespannten Erwartungen über die Ressourcen, welche uns die voraussichtlich längere Station bieten dürfte, als von der Wirklichkeit weit übertroffen darzustellen.

Dreizehntes Capitel.

San Miguel.

Unabhängigkeitsfest der Portugiesen. — Eindruck von Ponta Delgada. — Tedeum in der Kathedrale. — Theater paré. — Allgemeine Daten über San Miguel. — Hafenbauten. — Bevölkerung. — Deren Charakter und Sitten. — Die Helgoland als Pilgerungsobject. — Club Michaelense. — Benefice einer Primadonna. — Verzögertes Einlangen des Holzes zur Steuererzeugung. — Der Carneval in San Miguel. — Das Entrudospiel. — Orangengärten und Ananasbau. — Ausflug nach Furnas. — Ribeira Grande. — Anblick von Furnas. — Heiße Quellen daselbst. — Besteigung des Pico da Vigia. — Dorfball. — Villa franca. — Sete cidades. — Abschiedsfest. — Reise nach Tanger.

Es war der Morgen des ersten Decembers, eines in der Geschichte Portugals wichtigen Tages, als wir zuerst das Land von San Miguel betraten.

Am ersten December 1640 hatten sich die Portugiesen von dem ihnen verhaßten spanischen Joche freigemacht, und als Gegendemonstration auf die vor einiger Zeit von spanischer Seite wieder angeregte Idee eines iberischen Reiches wird nun alljährlich dieser denkwürdige Tag in ganz Portugal mit großer Feierlichkeit begangen. Selbstverständlich geschieht dies auch in San Miguel, dessen Bewohner wie überhaupt jene der Azoren, die eigentlichen Portugiesen noch an glühender Vaterlandsliebe übertreffen, und zur Zeit unserer Ankunft hatte man zur officiellen Feier dieses Tages ein Te deum und eine Galavorstellung im Theater angesagt und hiezu sämmtliche Consuln und den Stab der Helgoland geladen. Wir begaben uns nun in voller Gala zu unserem Consul um unter dessen Führung bei den Feierlichkeiten zu erscheinen.

Das Wetter hatte sich etwas aufgeheitert, und hell beschien die Sonne das freundliche Bild der gleich den Schiffen im Hafen im vollen

Flaggenschmucke prangende Stadt Ponta Delgada, aus welcher uns schon seit frühem Morgen heitere Weisen, Jubelgeschrei und Böllerschüsse entgegentönten. Der kleine mittelalterlich gebaute Bootshafen war erreicht; wir schritten durch eine Art Triumphbogen, seinerzeit vielleicht das Stadtthor, und waren am Hauptplatze, der nach der Kathedrale, die sich daselbst befindet, Largo de la Matriz benannt ist. Unter Leitung eines Consulatsbeamten setzten wir unsern Weg nach dem Hause des Consuls fort. Der Eindruck, den die Stadt macht, ist ein höchst angenehmer. Zumeist einstöckige im spanischen Style gebaute Häuser, skrupulös weiß getüncht mit schwarzen Rändern und grün angestrichenen Balkonfenstern, reine, gut gepflasterte Straßen, geräumige, mitunter mit Bäumen und Gartenanlagen gezierte Plätze. Ueberall herrschte das regste Treiben; auf den Gassen, zahlreiches Publicum, theils in europäischer, theils in der originellen Landestracht; Militärs, hübsche martialische Gestalten, auffallend einfach, fast düster in Schwarzbraun gekleidet; verschiedene Corporationen mit Fahnen und Musikbanden, ja sogar eine Menge Wagen mit Festtheilnehmern der höheren Classen.

Alles dies trug nicht wenig bei, unsere Meinung von Ponta Delgada, von dessen Aussehen wir noch vor einigen Tagen kaum eine Ahnung hatten, bedeutend zu erhöhen.

Unser Consul, Herr Abreu da Lima, ein wohlhabender portugiesischer Handelsmann, empfing uns mit großer Höflichkeit, und da soeben von den Forts und der Helgoland die Mittagssalven gegeben wurden, so machten wir uns in corpore auf den Weg zur Kirche de la Matriz, wo das Tedeum abgehalten wurde. — Die Matriz, so wird schlechtweg die Kathedrale genannt, ist beträchtlich groß und hat schöne Proportionen, ist aber mit Schnörkeln und Zierathen störend überladen.

Am Eingange wurden wir vom Gouverneur der Insel, Conde da Praia, einer gleich elganten, wie typisch südländischen Erscheinung empfangen, und nach den üblichen Vorstellungen durch unsern Commandanten wies man uns in dem durch bunte Teppiche und Stühle salonartig hergerichteten Presbyterium neben zahlreichen Militär- und Civildignitären bequeme Plätze an.

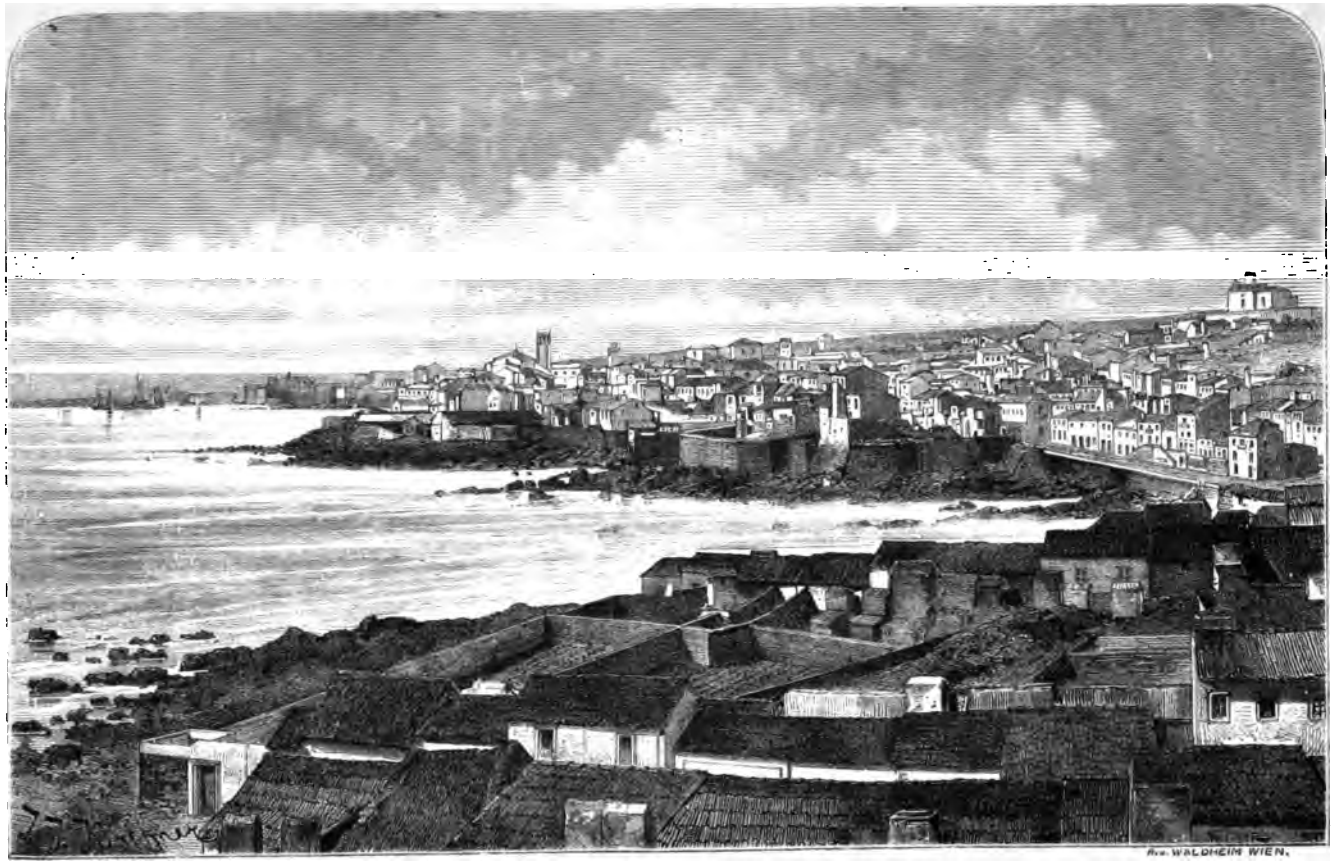
Es folgte nun der Gottesdienst mit bei uns nichtgekanntem Pompe. So begleitete der Gouverneur den Bischof bei einem Umzuge in der Kirche und hielt diesem von Zeit zu Zeit einen goldgestickten Sonnenschirm vor, was verbunden mit dem Umstande, daß Alt und Jung, selbst Militärs fast fortwährend auf den Knieen lagen, uns einen sehr hohen Begriff von der Frömmigkeit der Bevölkerung Ponta Delgada's beibrachte. Den Schluß der Feierlichkeit machte eine auf den Ursprung des Festes bezughabende Predigt. Selbe wurde in portugiesischer Sprache abgehalten, und war uns daher nur möglich einige Worte aus der Aehnlichkeit mit dem Spanischen oder Italienischen zu verstehen, nach den beistimmenden Mienen der Zuhörer und der fließenden Rede schien sie jedoch sehr schwungvoll gehalten zu sein. Eigenthümlich berührte uns der Klang der Sprache, die zahlreichen darin vorkommenden Nasaltöne und die Zischlaute am Ende der Wörter würden wir eher dem Polnischen als einem romanischen Idiom zugemuthet haben.

Bei dem Austritte aus der Kirche ging es sehr lebendig her; die Truppen feuerten Salven, die Hymno da Independencia wurde zu wiederholten Malen gespielt und gesungen, und Schwärmer wie Raketen wurden trotz des Tageslichtes in Menge abgebrannt.

Endlich verlief sich die Menge, die zahlreichen befrackten und besternten Kirchenbesucher hatten ihre Wagen gefunden, und auch wir suchten unsere schwimmende Behausung auf.

Die Sonne hatte sich mittlerweile wieder hinter dunkle, schwarze Wolken versteckt, der Wind blies in heftigen Böen und von dichten Regenschauern begleitet aus Nordost, und da die Corvette noch außerhalb des Wellenbrechers lag, ein In-See-treiben aber wegen des gebrochenen Steuers sehr mißlich gewesen wäre, so wurde rasch daran geschritten, die Takelage in Hohl zu streichen um dem Winde möglichst wenig Widerstand zu bieten.

Unter solchen Umständen war es wohl ein großes Opfer, welches der internationalen Höflichkeit gebracht werden mußte, daß der dienstfreie Stab der Corvette des Abends sich zum Theater paré einfand. Wenn jedoch, wie erwähnt, dies mit Schwierigkeiten verbunden war, so lohnte



Ponta Delgada.

uns seinerseits wieder das dafür Gebotene für alle Unannehmlichkeiten. Das nette, über 50 Logen und nahezu 200 Sitze enthaltende Haus war mit Blumen, größtentheils Camelien, sehr geschmackvoll decorirt, das Publicum auf den Sitzen und die Damenwelt in den Logen in großer Toilette, und die Vorstellung von „Maria de Rohan" eine unsere Erwartungen weitaus übertreffend gute.

Der Gouverneur, welcher dem Stabe eine große Loge zur Verfügung gestellt hatte, machte auch hier in den Zwischenacten auf das Liebenswürdigste die Honneurs, und zeigte derart schon am ersten Tage unseres Aufenthaltes jene vollendete Zuvorkommenheit und das aufrichtige Wohlwollen, welchem wir in der Folge während unseres langen Verweilens in S. Miguel so viel verdankten.

Nach drei Tagen legte sich das Wetter, und am 4. December konnte die Helgoland endlich sicher in dem inneren Hafen vertäut werden.

Jetzt handelte es sich vor Allem, die Schäden des Steuerruders genauer festzustellen. Es wurde ausgehoben und an das Land gebracht. Eine sorgsame Untersuchung ergab dasselbe als derart gebrochen, daß die Nothwendigkeit klar lag, es in den Hauptbestandtheilen neu zu erzeugen. An Arbeitskräften dazu fehlte es nicht, da die an Bord eingeschifften Zimmerleute vollkommen hiefür ausreichten, wohl aber an Material, indem das hiezu benöthigte Eichenholz von beträchtlichen Dimensionen auf der ganzen Insel nicht aufzubringen war. Als das Zweckentsprechendste, um rasch zu dem Holze zu gelangen, erschien es, dieses aus England kommen zu lassen, doch bedingte selbst dieser Vorgang bei der unregelmäßigen Verbindung S. Miguel's mit dem genannten Lande einen mehrwöchentlichen Aufenthalt der Corvette, und in der That zog sich derselbe sogar bis Mitte März 1875 hinaus, also über $3^1/_2$ Monate.

San Miguel ist die reichste und wichtigste Insel der Azorengruppe. Lang und schmal mit der Hauptausdehnung Ost-West ist sie eigentlich blos ein dem Meere direct entsteigender Bergrücken, der sich in Folge seiner bizarren vulcanischen Formen, verbunden mit einer reichen Vegetation, sehr malerisch ausnimmt. Nach den neuesten Erhebungen beträgt der Flächeninhalt der Insel an 16 Quadratmeilen; die Bevölkerung wird auf

120.000 Seelen geschätzt, und ist von fast rein portugiesischer Abkunft. Ein feuchtes mildes Klima und der fruchtbare Boden fördern einen höchst üppigen Pflanzenwuchs, und gestatten eine reiche agricole Ausbeutung, indeß die geographische Lage der Insel auch für den Seefahrer eine Wichtigkeit verleiht.

Die Hauptproduction S. Miguel's besteht in Orangen, an 300.000 Kisten (à 400 Stück) davon werden jährlich zumeist nach England und Nordamerika ausgeführt. Getreide wird ebenfalls viel gewonnen, und bildet mit Rindvieh, Leder und Puzzolanerde den Rest der Ausfuhr, der sich ausschließlich nach Portugal wendet.

Die wenigen Orte von Bedeutung sind: Ribeira Grande im Norden, der Badeort Furnas im Osten, Villa franca und Ponta Delgada im Süden. Letzteres ist der Sitz des Gouverneurs, die Hauptstadt und der Haupthandelsplatz der Insel, und zählt über 15.000 Einwohner.

San Miguel hat gleich den übrigen Azoren eine wenig gegliederte, zumeist steile Küste und keinen natürlichen Hafen. Die Rhede von Ponta Delgada, obwohl mit gutem Ankergrunde, ist von Süd-Ost bis West-Nord-West vollkommen offen, und daher im Winter, wo Winde aus dieser Richtung häufig sind, sehr unsicher. Da nun der Orangenexport gerade in diese Jahreszeit fällt, so war diese Hauptquelle des Reichthums der Insel durch Störungen im Ein- und Ausladen und Verlust von Schiffen oft empfindlich geschädigt. Um sich vor derartigen Unfällen sicher zu stellen, und um anderseits auch die günstige Lage der Insel in Bezug auf Schifffahrt zu verwerthen, und Ponta Delgada zu dem in diesem stürmischen Theil des atlantischen Oceans so benöthigten Zufluchtshafen zu machen, erkannten die fortschrittsliebenden Einwohner San Miguel's den Bau eines künstlichen Hafens für sehr wünschenswerth.

Auf ihr Drängen erließ die portugiesische Regierung ein Gesetz, womit die Construction eines Hafens in Ponta Delgada angeordnet, und die Geldbeschaffung hiefür zumeist aus den Zollerträgnissen der Insel selbst angewiesen wurde. Im Jahre 1862 wurde mit dem Bau begonnen, und man ist gegenwärtig so weit fortgeschritten, daß schon Schiffe von 2000 Tonnen und darüber im Hafen Schutz finden können. So

wäre an der Stelle, wo die Helgoland vertäut lag, auch genügend Raum für eine große Panzerfregatte gewesen.

Das Project des englischen Ingenieurs Rennie, welcher anfänglich mit der Leitung der Arbeiten betraut war, bestand darin, durch Construction zweier Dämme ein Bassin zu bilden. Im Laufe der Arbeit ging man jedoch von diesem Plane ab, und beschränkte sich nun damit, einen einzigen Wellenbrecher in einer Gesammtlänge von 860 Meter herzustellen, welcher von der westsüdwestlichen Spitze Delgada's zuerst gegen Osten läuft, und am Ende gegen Nordost abliegt, wodurch ein 19 Hektaren großes, vollkommen geschütztes Becken abgeschlossen wird. Das Constructionssystem ist jenes der „pierres perdues", und wird der unregelmäßige Aufwurf oben durch Parapetmauern gekrönt, innen aber, wo prachtvolle 30 Meter breite Quais angelegt werden, durch Mauern von großen künstlichen Blöcken bekleidet.

Gegenwärtig ist der Wellenbrecher schon bis zur Länge von 700 Meter ausgeführt; die Breite des Querschnittes ist außerordentlich groß, und variirt zwischen 150 und 190, beziehungsweise 70 bis 100 Meter an der Basis und an der Tiefwasserlinie.

Trotz der ungünstigen Elementarverhältnisse, welche besonders beim Beginne des Baues große Schwierigkeiten und bedeutende Reparaturauslagen verursachten, ist dieses riesige Unternehmen minder kostspielig als ähnliche dieser Art, und es erreichen die Gesammtauslagen bis jetzt nicht 2 Millionen Thaler, in Betracht der großen Vortheile, die dadurch der Insel erwachsen, eine wahrhaft geringfügige Summe.

Wie bekannt, wurden die Azoren von den Portugiesen unter Gonçalo Cabral entdeckt, und blieben mit kurzer Unterbrechung, wo sie der Isabella von Burgund angehörten, bis heutigen Tages unter portugiesischem Scepter.

Der Haupttheil der Bevölkerung von San Miguel ist daher, wie schon erwähnt, portugiesischer Abstammung, nur in Ponta Delgada haben sich einige Fremde angesiedelt, vorzugsweise Engländer, die zu dem Orangenhandel in Beziehung stehen. Die Landbevölkerung ist ein kräftiger, schöner Menschenschlag, besonders sieht man viele hübsche Weiber. Die

Tracht ist höchst einfach, und der süditalienischen ähnlich. Originell ist jedoch die Kopfbedeckung, bei den Männern ein Käppi mit ungeheurem Schirme und Nackenschutz aus blauem Tuche, bei den Frauen die bis zwei Fuß lange Kapuze der aus gleichem Stoffe angefertigten „capote", einer Art Burnus, die stets über den Kopf geschlagen ist, und dadurch den Trägerinnen das komische Aussehen eines wandelnden Siebeners verleiht.

Trachten auf den Azoren.

Durch Einfluß der Engländer, die ganze weibliche Erziehung wird von Engländerinnen geleitet, sowie durch die insulare, von der Welt mehr abgeschlossenen Lage haben sich in den wohlhabenden Kreisen San Miguel's ganz eigene Gebräuche und Sitten gebildet, in denen sich der praktische Sinn der Nordländer und das heitere, lebhafte Temperament der Südländer zu gleichen Theilen widerspiegeln. Auch die Charaktereigenschaften

der Inselbewohner gleichen nicht jenen, die man bei uns mit Recht oder Unrecht den Portugiesen des Festlandes zuschreibt.

Wie letztere, höchst patriotisch, unternehmend, mäßig, und fast übertrieben höflich, entbehren jedoch die Miguelenser des Hochmuths, der Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit derselben, und sind aufrichtig, zugänglich und sehr gastfreundlich.

Ein Drang nach Bildung läßt sich überall bemerken, in den besseren Kreisen spricht man durchgehends französisch und englisch, und wer nur irgendwie die Mittel auftreiben kann, sendet seine Söhne auf die Hochschule nach Coïmbra.

Die Landbevölkerung scheint höchst gutmüthiger und genügsamer Natur zu sein. Die Criminalstatistik ergibt, daß Diebstähle eine Seltenheit sind, und zum letzten Raubmord muß man in das politisch erregte Jahr 1830 zurückgreifen. Dies wird um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß in Folge von Uebervölkerung die unteren Klassen derart verarmt sind, daß alljährlich 500 bis 600 Personen nach Brasilien auswandern, um dort ihr Brot zu finden.

Dem entgegengesetzt ist die Aristokratie, wenn man die alten Patricierfamilien so nennen will, und die Handelswelt von San Miguel höchst wohlhabend; dieser Contrast rührt wohl von der Periode der Morgados, d. h. der Majoratsherren, her, in deren Händen sich seinerzeit der ganze Grundbesitz der Insel befand, und hat sich noch jetzt theilweise durch Heiraten in der Familie erhalten. Seit der Aufhebung dieser veralteten Institution mehrt sich der allgemeine Wohlstand merkbar, es wird nicht nur Grund und Boden rationeller verwerthet, sondern es entfaltet sich auch in industrieller Beziehung eine große Rührigkeit. Obwohl man noch viel auf Namen und Familie hält, und mit Stolz die Abkunft von irgend einem Albuquerque, Cabral oder Gama ableitet, welches Gefühl durch die patriarchalischen Familienversammlungen Nahrung findet, so sucht doch jeder eine entsprechende Beschäftigung, und verarmte Mitglieder der ersten Familien scheuen sich durchaus nicht, und es macht auch ihrer gesellschaftlichen Stellung keinen Eintrag, wenn sie auf noch so beschwerliche, doch ehrenwerthe Weise ihren Lebensunterhalt verdienen.

Besonders ist das Augenmerk der Miguelenser auf die Zukunft ihres Hafens gerichtet; wie bereits gesagt, haben sie schon viel dafür gethan und die Befriedigung, mit welcher dem Fremden gegenüber alle Augenblicke von der „Doca" (Hafen) gesprochen wird, ist eine sehr gerechtfertigte, umsomehr als man dabei nicht stehen bleibt und emsig fortschreitet, den Zufluchtshafen zu vervollständigen.

Verschiedene Werkstätten wurden errichtet, ein hölzerner Schwimmdock für Schiffe größter Gattung construirt, und jetzt ist man eben daran entsprechende Magazine für Schiffsvorräthe anzulegen. In nicht ferner Zukunft wird sich dieser Unternehmungsgeist glänzend lohnen, und die schon durch die Orangenproduction so wohlhabende Insel durch den sicher zu gewärtigenden großen Schiffsverkehr noch bedeutend an Reichthum zunehmen.

Auch das geistige und politische Leben ist auf der Insel sehr entwickelt, und es sprechen hiefür die 13 periodischen Zeitschriften, die daselbst erscheinen. Ebenso geben viele gemeinnützige Anstalten, wie Spitäler, Schulen und Wohlthätigkeitsvereine von der großen Humanität der Einwohner Zeugniß.

Auffallend für den Fremden, dem die Bigotterie der europäischen Südländer sprichwörtlich geworden ist, sind die vielen aufgelassenen, zu Spitälern, Casernen, Schulen und selbst zu Wohnhäusern verwendeten Klöster, denen man in Ponta Delgada so oft begegnet. Eine Erklärung davon findet man jedoch bei näherer Kenntniß der Verhältnisse. Wenngleich die Landbevölkerung manchmal übergroße Frömmigkeit äußert, und auch die gebildeteren Klassen die entschiedenste Anhänglichkeit an die katholische Kirche an den Tag legen, so ist doch besonders bei letzteren der Bürgersinn überwiegend, und sobald Religions- und Staats- oder Gemeinde-Interessen widerstreiten, wird ohne Rücksicht zum Besten der letzteren entschieden.

Die Anwesenheit der Helgoland in der Doca blieb von den Miguelensern nicht unbemerkt. War es doch das erste Kriegsschiff und zwar größerer Gattung, welches hinter dem Wellenbrecher Schutz fand, und wurde dieser dadurch erst so eigentlich eingeweiht. Ferner hatte man ein Stück jenes fernen Reiches im Osten vor sich, das neuerer Zeit durch die

Weltausstellung sich so bekannt gemacht, und von dem man bis dahin nur einige vorbeisegelnde Kauffahrer gesehen hatte. Dies, verbunden mit dem Umstande, daß trotz der halbmonatlichen Dampferverbindung mit Lissabon und der im Winter noch häufigeren mit England, doch nur verhältnißmäßig wenige Bewohner San Miguels Europa gesehen haben, und der Rest sich für Alles, was von dort kommt, auf das Höchste interessirt, mögen wohl erklären, daß die Helgoland der Gegenstand beständiger Besuche war. Zum Glücke ermöglichte uns ein mehrere Tage anhaltendes schönes Wetter das Schiff entsprechend in Stand zu setzen, und der österreichischen Flagge würdig erscheinen zu lassen, bevor der Reigen der Besuche mit jenem des Gouverneurs begann.

Besonders Sonntag nach der Kirche strömten Jung und Alt an Bord und überfüllten das Deck derart, daß man sich kaum rühren konnte. Da wurde Alles bewundert vom madagaskarischen Maki (Halbaffe) angefangen bis zum Negerknaben, der den Commandanten bediente, und als nun gar die Matrosen ihr Sonntagstänzchen machten, da hatte die Schaulust kein Ende. Unter dieser Menge befanden sich auch Familien der besseren Classen, und es ließen sich die Mitglieder des Stabes angelegen sein denselben persönlich an die Hand zu gehen und ihnen nach der ermüdenden Besichtigung auch die entsprechenden Honneurs in den eigenen Räumlichkeiten zu machen.

Auf diese Weise lernte man einander mit der Zeit kennen, die Bekanntschaften wurden im Theater und auf dem Largo San Francisco, der Promenade Ponta Delgada's, wo Sonntags die Musik spielt, erneuert und befestigt, und bald waren die „Helgoländer" in der Gesellschaft Ponta Delgada's vollkommen zu Hause. Die drei bestehenden Geselligkeitsvereine, Club Michaelense, Recreativa und Progresso, ernannten die Officiere der Helgoland zu Mitgliedern und zogen sie allen ihren Vergnügungen bei.

Erstgedachter Club vereinigt die Spitzen der Gesellschaft und scheint ein sehr gelungenes Unternehmen zu sein. Für einen Jahresbeitrag von nicht ganz drei Pfund Sterling stehen den Mitgliedern ein Billard-, ein Spiel-, ein elegantes Conversationszimmer und ein Ballsaal, dann ein

gut ausgestattetes Lesezimmer, sowie täglich des Abends Thee und Zubehör zur Verfügung, und es bestreitet der Verein überdies noch jährlich zwei Bälle sammt den dazu gehörigen Buffets, jedenfalls bei blos 200 Mitgliedern eine erstaunliche Leistung.

Eine fernere Annehmlichkeit war uns durch das Theater geboten.

Largo S. Francisco.

Dasselbe erst vor einigen Jahren gebaut, hatte gerade während der Anwesenheit der Corvette die erste italienische Opernsaison, und erfreute sich großen Zuspruchs. Die Leistungen der ersten Künstler waren ganz befriedigend, minder jene des Orchesters und des Chors; das Publikum, das sehr musikalisch ist, wußte dies zu würdigen und zeichnete erstere entsprechend aus. Bei dem Erscheinen der Primadonna Signora Pavoni machte sich jedes Mal das ganze südliche Naturell der Zuhörer geltend, und wurde ein förmlicher Cultus getrieben, welcher bei der Beneficevorstellung dieser Künstlerin das Unerhörte erreichte.

Der Abend des großen Tages war hereingebrochen, und zahlreiche Raketen, Schwärmer, sowie Klänge von Musik verkündeten eine außerordentliche Bewegung in der Stadt. In der That war die Musikbande

des philharmonischen Vereins „Rival das Muses“ mit zahlreichen aus der Jugend der besseren Classen recrutirten Fackelträgern gekommen, um die Künstlerin von ihrer Wohnung im Hôtel zu dem prachtvoll mit Blumen ausgeschmückten Theater zu geleiten. Hier wurde die Gefeierte vom Theatercomité empfangen und unter den Klängen der Unabhängigkeitshymne auf die Bühne geführt.

Der Zuseherraum und die Logen hatten sich mittlerweile gefüllt, selbstverständlich Alles in reichster Toilette, einige Damen ganz als Pfaue gekleidet, bei dem männlichen Theile des Publikums durfte die Pfaufeder im Knopfloche schon gar nicht fehlen, da sie als zarte Huldigung der gefeierten Signora galt. Pavoni heißt nämlich zu deutsch beiläufig die Pfauenhafte.

Nun entsteht große Ungeduld, einerseits um endlich das Idol zu sehen, anderseits, bei der sehr geringen kühleren Minorität, weil die für den Beginn festgesetzte Stunde in Folge der vorerwähnten Ovationen schon längst überschritten, und die Existenz im Saale durch Hitze und Gedränge unleidlich ist. Endlich ist der unglückliche Flügelhornist am Schlusse der heisern Proben der ihm minder geläufigen Passagen, die Violine und Pauke sind gestimmt, der Dirigent klopft auf den Soufflеurkasten und die Ouverture zur „Favorita“ beginnt. Der Vorhang hebt sich, und es haben zuerst der Männer-, dann der Frauenchor Gelegenheit ihren Mangel an Stimmbegabung und ihr linkisches Auftreten zu produciren; jetzt aber haltet die Mehrheit des Publikums den Athem ein — Fernando erscheint und kurz darauf fällt ihm die auf das Schönste herausgeputzte Leonora in die Arme.

Ein betäubender Beifallssturm erhebt sich, und nun folgen die Huldigungen Schlag auf Schlag.

Ein Hagel von Bouquets und Lorbeerkränzen fällt auf die Bühne nieder, trifft aber theilweise auch den Orchesterraum und die vordersten Sitzreihen. In Letzteren werden die vom fortwährenden Klatschen schon ermüdeten Enthusiasten neubelebt, bei den ohnehin nicht sehr tactfesten Musikern aber fallen die Noten von den Pulten, Blumen bleiben an den Geigenbogen oder an den Klappen der Instrumente hängen, und es

bedarf riesiger Anstrengungen des Capellmeisters um sich nur einigermaßen seinem Personale verständlich zu machen.

Auf der Bühne wirbeln Flocken nieder. Sollte dies vielleicht Schnee sein? Bei der großen Hitze eine zweckmäßige Abkühlung! Doch nein — weit poetischer — es sind Rosenblätter, die von den Coulissen aus der Künstlerin gestreut werden.

Nun erscheint ein Theaterdiener nach dem andern mit Braceletten, Uhren, Ringen, Colliers. Da schwirrt und zwitschert es plötzlich in der Luft herum. Ist es keine Täuschung? Gewiß nicht — es sind wirkliche Canarienvögel, welche mit bunten Bändern geziert, von den Logen losgelassen werden, und ermattet auf das Parterre und auf die Bühne fallen; indeß jene sicherer anlangen, welche in einem Bouquet versteckt sind, und herausfliegen, wie es die Favorita mit dem obligaten süßen Lächeln und einer tiefen Verbeugung in die Hand nimmt.

Eine gute Gelegenheit für „Fernando" um extemporirend seine heiße Liebe durch Einfangen der Vögel zu beweisen. Schade aber, bei dieser Verwirrung entgeht der Heldin des Tages, sowie dem Publikum das Gedicht, das ein befrackter, etwas schüchterner Herr aus einer Rolle herunterdeclamirt und mit Gesten begleitet, die gleich viel Lampenfieber als Enthusiasmus verrathen.

Nun endlich legt sich nach und nach die Extase und die Vorstellung nimmt ihren weiteren Verlauf, ebenso die Einlage aus dem „Corsar", und man muß zugestehen, daß die Beneficiantin sich wirklich außerordentliche Mühe gibt und ihre Partie recht gut durchführt.

Doch mit dem wiederholten, nicht endenwollenden Beifall während und nach der Vorstellung ist es durchaus nicht genug, der eigentliche Triumph beginnt jetzt. Die Damen bilden ein förmliches Spalier im Gange, welcher zur Bühne führt. Von demselben kommt ein langer Zug; alle Bouquete und Geschenke werden von freiwilligen Knappen vorausgetragen, schließlich kommt Frau Pavoni am Arme ihres Gemahls, und macht jetzt ein Lauffeuer von Umarmungen durch, bis sie beim Wagen anlangt. Wie es nicht anders sein kann, wird die Unabhängigkeitshymne angestimmt, die Pferde werden ausgespannt; eine weise

Vorsicht, denn bei dem Kreuzfeuer von Raketen und anderm Feuerwerk, welches in unmittelbarer Nähe des Wagens abgebrannt wird, hätten sie leicht scheu werden können; und es haben so wenigstens einige junge Leute die Gelegenheit Proben ihrer Muskelkraft im Ziehen zu geben. Unglücklicher Weise ist die Entfernung vom Theater zum Hôtel nur sehr kurz, doch einige erfinderische Köpfe sind schon auf ein Mittel gekommen diesen herrlichen Moment zu verlängern. Während die andern bestrebt sind vorwärts zu schieben, ziehen sie den Wagen nach rückwärts, und bringen ihn in ein solches Schwanken, daß er fast umstürzt und die „Favorita" vor Angst um Hilfe fleht.

Der Wagen hält glücklich vor dem Hôtel; soll die Göttin den kalten Steinboden betreten? — Das kann doch nicht geduldet werden. Rasch sind die Röcke ausgezogen, und auf dieser zum Stolpern wie geschaffenen Unterlage gelangt die sichtlich von der Vorsehung geschützte Künstlerin in ihre Wohnung. Noch einige Hurrah's, Tusche, Unabhängigkeitshymnen mit bengalischer Beleuchtung, und endlich konnte Signora Pavoni zur Ruhe gehen mit dem schmeichelhaften Bewußtsein, mehr gefeiert worden zu sein, als es je eine Theatergröße war, und vielleicht sein wird — in Ponta Delgada.

Unterdessen war das neue Jahr eingetreten, und das bestellte Holz für das Steuer noch immer nicht eingetroffen.

Während gewöhnlich die Dampfer von San Miguel nach England sieben, höchstens zehn Tage auf der Reise sind, wurde gerade der Dampfer, der das Bestellschreiben an Bord hatte, von heftigen Stürmen nach Spanien verschlagen und gelangte erst nach einem Monate an sein Ziel. Sodann war es wieder schwierig in London überhaupt ein Holz von den verlangten Dimensionen aufzutreiben, und endlich als dies gelungen war, hatte wieder das herabkommende Schiff mit Gegenwinden zu kämpfen. Auf diese Weise kam es, daß wir auch den Carneval, welchen wir ursprünglich schon weit heimwärts von San Miguel zuzubringen gedachten, noch auf dieser Insel mitmachten.

Oeffentliche Bälle der Vereine und Tanzkränzchen in Privathäusern werden in San Miguel wie anderwärts abgehalten und unterscheiden sich

von unseren Unterhaltungen dieses Schlages höchstens darin, daß durch Einschiebung im allgemeinen recht gelungener Musikproductionen ein lobenswerthes Maß im Tanzen erzielt wird.

Fällt es dem Tanzlustigen auf, daß im Verhältniß wenig Rundtänze getanzt werden, so erstaunt er wieder anderseits, wenn er mitunter erfährt, daß seine graziöse Tänzerin eine Großmutter sei. Dieser dem Aussehen der betreffenden Dame widerstreitende Umstand wird dadurch erklärlich, daß man auf San Miguel sehr jung heiratet, und eine gemäßigte Lebensweise, sowie das sehr gesunde Klima den Körper in Kraft und Aussehen gut conserviren. So sind rüstige Achtziger hier keine Seltenheit.

Ein der Insel San Miguel eigenthümlicher Faschingsscherz ist das sogenannte Entrudospiel, auf welches die Miguelenser nicht wenig stolz sind. Da dasselbe ein Wenig gegen die gewöhnlichen polizeilichen Ordnungsregeln verstößt, so ist es aber ausschließlich nur am Sonntag und Donnerstag der letzten Faschingswoche und an den drei letzten Faschingstagen gestattet.

Aus einem Gemenge von Wachs und Talg werden verschieden geformte, hohle, eigroße Körper gegossen und mit Wasser gefüllt, mit denen man sich ähnlich wie in Italien mit den Confetti bewirft. Meistens platzen diese kühlen Bomben sehr leicht, manche jedoch sind festerer Natur, und hat man vor der Nässe — ein solches Wurfgeschoß genügt, um eine Person zu durchnässen — noch ein Gefühl, welches einem erhaltenen Faustschlage auf ein Haar gleichkommen dürfte.

Läßt sich über die Annehmlichkeit dieses Spieles, besonders wenn man dabei ein blaues Auge oder eine geschwollene Backe davonträgt, wohl auch streiten, so kann man doch nicht leugnen, daß es in der Art und Weise, wie es ausgeübt wird, viel Scherz bereiten kann. Die Damen nehmen nämlich auch Theil daran, und zwar, von früher bekanntgegebenen, möglichst hohen Balkonen. Dahin zieht nun der Trupp der jungen Leute mit Regenschirmen, oder praktischer, im Regenanzuge, hinter ihnen der Troß kleiner Buben mit den Limas, so heißen diese Geschosse, wahrscheinlich nach der wenig geschätzten Frucht, welche ein Mittelding zwischen der Orange und der Citrone ist.

Nun beginnt das Bombardement, da wird geworfen, dann geduckt, dann wieder gezielt, natürlich hat auch in dieser gröberen Fassung das Sprichwort „Was sich liebt, das neckt sich" seine Geltung, bis endlich die Munition ausgegangen, oder die Hitze der Kämpfenden genügend abgekühlt ist.

So werden die Bekannten nach einander besucht, und am Abend des Tages kehrt man oft mit leeren Taschen, müden Armen und im besten Falle nur mit einem durch die beständige Erhitzung und Durchnässung zugezogenen Schnupfen heim.

Soweit ginge es noch an, allein ärmere Leute und Kinder machen sich den Spaß billiger und ausgiebiger. Der unglückliche, ahnungslos Vorübergehende wird mit Spritzen, Lavoirs und Krügen bearbeitet, und kann noch froh sein, wenn ihm nicht ein Gefäß auf den Kopf fallen gelassen wird; daß man dabei, besonders wenn man nicht an die Sitte denkend und in bessern Kleidern ausgeht, in Entrüstung gerathen kann, ist natürlich, und die Versuchung lag oft nahe, hierauf mit einer wohlbedienten Feuerspritze zu antworten.

Den Hauptwerth San Miguel's in touristischer Beziehung bildet seine landschaftliche Schönheit. Der mit Ende Februar daselbst beginnende Frühling gab uns Gelegenheit, dieselbe in vollem Maße kennen zu lernen.

Schon in der Stadt selbst findet man Gärten, wie selten irgendwo. Jeder Wohlhabende setzt einen Stolz hinein, möglichst hübsche Parkanlagen zu besitzen, und da das Klima dieses Bestreben sehr begünstigt — Camelien und Azaleen gedeihen üppig im Freien — so erzielt man außerordentliche Resultate. Unsere vollste Bewunderung erregte der dem Publikum geöffnete Garten des Herrn Borges, der jedem Fremden mit berechtigtem Stolz als eine Sehenswürdigkeit von Ponta Delgada angepriesen wird. Wir sahen daselbst eine Zusammenstellung von Pflanzen aller Himmelsstriche und Länder, wie eine solche in Bezug auf Reichhaltigkeit und geschmackvolle Gruppirung selten gefunden werden dürfte.

Selbst die Nutzgärten, Quintas, welche den ganzen südlichen Theil der Insel einnehmen, sind dankbare Objecte für Spaziergänge. Ist an

und für sich schon das Wandeln in den duftenden Orangenhainen angenehm, so erhält dies durch die Abwechslung, welche die Schutzbäume (abrigos) hineinbringen, noch mehr Reiz. Nicht uninteressant dabei ist auch die Ananasproduction im Großen in Augenschein zu nehmen. Die meisten Orangengärten haben nämlich ein großes Glashaus beigefügt, in welchem bei möglichster Erhaltung und Concentrirung der Sonnenwärme die Ananas theils in Beeten, theils in Töpfen gezogen werden. Die Erfolge, welche man bei geringer Mühe derart erzielt, sind staunenswerth, und wir trafen nirgends in den Tropen so große, oft 5 bis 6 Pfund wiegende Exemplare dieser Frucht. Die Ananas werden zumeist mit den Orangen nach England versendet, und wurden früher oft mit 1 bis 2 Pfund Sterling bezahlt; heutzutage hat die große Concurrenz die Preise herabgedrückt, und somit auch der weiteren Ausbreitung der Pflanzungen Schranken gesetzt.

Eine der ersten unserer Ausflüge, welche wir theils allein, theils in Gesellschaft unserer Miguelenser Freunde machten, galt Furnas.

Wie schon erwähnt, ist San Miguel eigentlich blos eine Bergkette, deren Formation, kegelförmig mit concaven Gipfeln, keinen Zweifel über ihren vulcanischen Ursprung läßt. Dem Aeußern nach scheinen zwar die Vulcane erloschen zu sein; die drei Hauptkrater sind mit Wasser gefüllt und bilden von Westen gegen Osten zählend die Seen von Sette Cidades, Lagoa da Fogo und Furnas. Daß im Innern jedoch noch eine vulcanische Thätigkeit herrscht, läßt sich aus den zahlreichen auf der Insel sich vorfindenden heißen Quellen und geiserartigen Sprudeln schließen. Solcher Quellen gibt es besonders im Thale von Furnas viele, und da dieselben eine große Heilkraft besitzen sollen, außerdem die Gegend um das Städtchen zu den schönsten der Insel gehört, so haben die fashionablen Miguelenser sich Furnas zum Sommeraufenthalte erkoren.

Es war am frühen Morgen, als wir uns dahin auf den Weg machten. In Ponta Delgada lag noch Alles im tiefen Schlummer, es sei denn, daß das Gepolter und Gerassel unseres landesüblichen, mit drei Maulthieren bespannten Wagens leichter reizbare Schläfer an die Anwesenheit schenslustiger Fremder mahnte. Nach und nach kamen wir aus dem

Häusergewirr heraus, verließen bei der Vorstadt Rosto da Cao den Strand und damit die Aussicht auf den in Dunkelheit und Nebel gehüllten, ebenfalls schlaftrunken scheinenden Ocean. Wir fuhren nun landeinwärts zwischen Landhäusern, durch Orangengärten und Fichtenwaldungen bis nach einstündiger Fahrt der Bergrücken erreicht war, der uns von dem auf der Nordseite der Insel gelegenen Ribeira Grande trennte.

Unterdessen war die Sonne aufgegangen, und die wegen des Schattens des hohen Berges Pico d'Agoa de Páo im Osten, nur theilweise beleuchtete Gegend, beiderseits von dem nun wieder blauen Meere umflossen, gewährte von unserem erhöhten Standpunkte eine reizende Aussicht. Deutlich trat hierbei der verschiedene Charakter der Nord- und Südseite der Insel vor Augen. Hinter uns, von Ponta Delgada, dessen Fenster wie Gold in der Morgensonne erglänzten, bis Alagoa war ein üppiges Grün, das der Orangenhaine sichtbar; vor uns bot die Küste um das weitausgebreitete Ribeira Grande dem Auge nur wenig Ruhepunkte, da sie mit Ausnahme des lieblichen Capellhas meistens nur einförmige Getreidefelder aufweist. Der regere Verkehr auf der Straße verrieth die Nähe von Ribeira Grande, und durch eine lange sich dahinstreckende Vorstadt langten wir um 8 Uhr auf dem Hauptplatze dieses Ortes an.

Man hatte uns gewarnt auf die culinarischen Talente der Wirthe von Ribeira Grande zu vertrauen, allein da einer derselben sich sehr dienstbeflissen antrug, und auch um Gelegenheit zu haben, das kleine Städtchen näher zu besichtigen, machten wir hier dennoch eine Frühstücksstation.

Der Hauptplatz mit seinen Anlagen und dem ansehnlichen Stadthause, sowie die größeren Gassen waren bald abgegangen; überall trafen wir Reinlichkeit und Ordnung, aber auch unleugbar das Gepräge der Landstadt. Mehr Aufmerksamkeit widmeten wir der Kirche, zu der uns ein Schwarm von Gassenjungen führte, welche die „Inglezos" gleich zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gemacht hatten. An und für sich schön ausgestattet, ist besonders der Hochaltar durch prächtige, höchst kunstvolle Schnitzereien wirklich sehenswerth. Große Heiterkeit erregten bei uns die Aeußerungen mehrerer Frauen, die unter ihrer Capote versteckt im Gebet tief versunken zu sein schienen, nichtsdestoweniger aber die Bewegungen

der Fremdlinge aufmerksamst verfolgten, und als wir beim Ausgange uns bekreuzten, höchst erstaunt sich zuflüsterten: „Están Christaõs!“ (Sind Christen!)

Wie alle Städte San Miguel's war auch Ribeira Grande einstens befestigt, besonders gegen die See zu, obwohl man denken sollte, daß die steil abfallende kahle Küste, wo fast beständig eine große Brandung herrscht, schon genügend Sicherheit gegen Angriffe von der Seeseite biete.

Auch uns wurde, als wir das alte Nordfort besichtigten, das Schauspiel einer ungewöhnlich starken Brandung zu Theil. Es wehte gerade ein frischer Nordostwind, und daher rollten die langen Oceanwogen, um sich mit Donnergetöse an der Felswand zu unseren Füßen so heftig zu brechen, daß diese erzitterte, der weiße Gischt hoch in die Luft geschleudert wurde, und selbst wir noch von einem feinen Staubregen genäßt wurden. Wehe dem Schiffe, das an einem solchen Punkte strandet, da ist wohl an keine Wahrscheinlichkeit, kaum an die Möglichkeit der Rettung der Bemannung zu denken!

Aus diesen melancholischen Betrachtungen weckte uns der Kutscher mit der Meldung, daß das Frühstück bereitet sei, und da der Seestaub uns durchaus nicht auf die Existenz des eigenen physischen Ich's vergessen gemacht hatte, so folgten wir ihm gerne zum Hôtel.

Durch unseren Wirth, der sich besser als sein Ruf erwies, befriedigt, verließen wir in der zur Bewunderung von Naturschönheiten geeigneten Stimmung das gute Ribeiro Grande.

Die Straße ging nun bald bergauf bald bergab, da wir die Ausläufer zu übersetzen hatten, welche der mächtige Serro d'Agoa de Páo auf seiner nördlichen Seite dem Meere zusendet.

Die Scenerie bot, soweit sie das rechts liegende Innere der Insel betraf, nichts Besonderes, hier war eben Alles durch die Bergwand abgeschnitten; links jedoch zeigte die zackige Felsenküste mit den kleinen Fischerdörfern etwas mehr Abwechslung. In letzteren war wohl die größte Armuth zu sehen, und die in elende Lappen gehüllten Weiber, so wie die schmutzigen Kinder, welche sich auf der Straße herumtrieben, machten einen gleich Mitleid erregenden als unangenehmen Eindruck.

Noch einmal ging es jetzt landeinwärts, und zwar diesmal südlich und ziemlich steil bergan; endlich war ein weites Plateau erreicht.

Vergebens suchten unsere Augen Spuren eines Kessels, überall war der Horizont durch eine leichte Terrainerhöhung mit den Spitzen der Berge im Hintergrunde begrenzt, und doch waren wir nach Versicherung des Kutschers ganz nahe am Ziele.

Da bogen wir in einen tief in das Erdreich geschnittenen Hohlweg, eine Wendung noch, und vor uns lag in der ganzen Pracht der Mittagssonne wie plötzlich hervorgezaubert das reizend gelegene Furnas.

Das Thal von Furnas bilden zwei Kessel, jeder von beiläufig einer halben deutschen Meile im Durchmesser, mit steilen, fast senkrechten, jedoch nichtsdestoweniger auf das Reichste bewachsenen Wänden, beide durch ein kleines Grat von einander getrennt. Das etwas niedriger gelegene östliche Becken enthält das Städtchen Furnas, das höher gelegene westliche den See gleichen Namens. Der Eindruck, den das Ganze macht, wenn man längs der Straßenserpentinen abwärts fährt, ist ein außerordentlich reizender, und man wähnt sich in eine der freundlichsten Gegenden Steiermarks oder Oberösterreichs versetzt. Das Dunkelgrün der Wände, hie und da in das Violetblau der etwas fernern Berge verlaufend, die weißen Dampfwolken der Quellen über den saftigen Wiesen der Thalsohle, sodann die weißgetünchten Häuser des Ortes, die zumeist im modernsten Style gebauten Villen mit reichen Gärten, endlich die coquet durch den Bergsattel schimmernde Spiegelfläche des Sees; wer sollte da glauben, sich auf einer kleinen Insel in der Mitte des Oceans zu befinden!

Wir hatten bald die Thalsohle, und nach einer langen Häuserreihe, die zum Hauptplatze führt, das Hôtel erreicht, wo man uns recht gute Unterkunft gab.

Den noch erübrigenden Theil des Nachmittags verwendeten wir zur Besichtigung der Quellen. Hier diente uns der Wirth des Hôtels, der vielgereiste Senhor Hironimo als Führer.

Wir waren bald an Ort und Stelle. Eine dichte Dampfwolke und ein unangenehmer Schwefelgeruch, sowie lautes Brodeln und Zischen zeigten uns die Nähe unseres Zieles an, und vorsichtig folgten wir jetzt

den Fußstapfen unseres Führers, da bei der Siedetemperatur des Wassers ein Ausgleiten auf dem glatten Thonboden und ein unvorhergesehenes Bad leicht fatal werden konnte. Der erste Sprudel, der uns zu Gesicht kam, war die Caldeira Grande. Aus der ummauerten Oeffnung von ungefähr 10 Fuß im Durchmesser erhebt sich bald höher bald niedriger eine dünne Wassersäule, welche Erdstückchen mit sich reißt, die im Sprühregen mit dem condensirten Dampfe im weiten Umkreise niederfallen. An die Caldeira Grande schließen sich nun eine Menge ähnlicher, jedoch kleinerer Quellen. Jeden Augenblick trifft man eine Spalte oder eine Grotte, wo es sprudelt und kocht, und es hat selbst der Boden auf eine beträchtliche Ausdehnung eine bedeutend erhöhte Temperatur.

Auffallend ist es inmitten dieser heißen Wasser, ja nicht ganz einen Schuh von der Mündung eines derselben entfernt, eine kalte Quelle, die Agua azeda anzutreffen; diese ist außerordentlich reich an Kohlensäure und bietet dem durstenden Wanderer einen ausgezeichneten Labetrunk.

Im Allgemeinen theilen sich sämmtliche Quellen von Furnas in sehr heiße und kältere. Erstere enthalten mehr Schwefelverbindungen, letztere Kohlensäure und Eisen; allen ist ein sehr großer Gehalt von Kieselsäure und Soda gemein. Die heißen Wasser sollen jenen von Plombières, die kälteren jenen von Selz in der Zusammensetzung sehr nahe kommen.

Da die Heilkraft der Sprudel von Furnas zu wiederholten Malen sich glänzend bewährt hat, so ist neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Miguelenser darauf gerichtet sie entsprechend zu verwerthen, und ihrer Insel, welche schon als klimatischer Curort von einigen Engländern und Amerikanern aufgesucht wird, eine erhöhte Anziehungskraft durch Errichtung eines Heilbades in Furnas zu geben.

Auf Veranlassung der portugiesischen Regierung wurde im Jahre 1872 der bekannte französische Chemiker Herr Fouqué nach San Miguel berufen, um eine genaue Analyse der Quellen vorzunehmen. Dieselbe fiel höchst günstig aus, und es wird nun auf Regierungskosten ein Badehaus errichtet.

Zu diesem gelangten wir von den Caldeira's durch ein ziemlich langes Tunnel.

Das Gebäude iſt nach den modernſten Grundſätzen conſtruirt. In geräumigen und bequem eingerichteten Cabinen ſind Marmorwannen inſtallirt, in welche das Waſſer von vier verſchiedenen Quellen zur beliebigen Miſchung geleitet wird. Nach der Anzahl der verwendeten Arbeiter zu ſchließen, ſcheint jedoch die für das Unternehmen bewilligte jährliche Geldquote ſehr gering zu ſein, und dürften daher bis zur gänzlichen Vollendung und Eröffnung des Etabliſſements noch einige Jahre verſtreichen.

Heiße Quellen in Furnas.

Vom Badehaus zum Städtchen führt eine kleine Allee, zu deren beiden Seiten Anfänge von Parkanlagen ſichtbar ſind; übrigens braucht die Natur nur wenig Nachhilfe um das Bad von Furnas auch in dieſer Richtung auf die Höhe continentaler Anſprüche zu bringen.

Der Abend war indeß hereingebrochen, die ſcheidende Sonne warf ihre letzten Strahlen nur noch auf die Berggipfel, während das Thal ſchon im dunklen Schatten lag, die Abendglocke ertönte, und unter dem Eindrucke dieſes gleich friedlichen wie großartigen Bildes lenkten wir unſere Schritte dem Hôtel zu.

Hier erwarteten uns einige Cameraden, die nach uns in Furnas angelangt waren, und es wurde nun zum Diner gegangen, welches uns Senhor Hironimo ganz nach englischer Sitte serviren ließ. Nicht wenig Unterhaltung gewährte uns hiebei der gute Wirth selbst, der auf unsere Einladung mit daran theilnahm, und seine Erlebnisse und Reisen am Continente zum Besten gab. Jedenfalls war er dabei stark Freidenker geworden, was wohl die Ursache sein dürfte, daß er nach seiner Aussage in heftiger Fehde mit den übrigen Honoratioren von Furnas, besonders aber mit dem Pfarrer lebt.

So lustig auch die Abende in Furnas zur Zeit der Badesaison in Folge der Anwesenheit von Zerstreuung suchenden Fremden sein sollen, so wenig bieten sie außer derselben, und wir bedauerten es sehr, keine Reiselectüre mitgenommen zu haben. Einige von uns hatten Karten, und versetzten sich durch das vaterländische Tarock in die Heimat, der Rest aber machte sich auf um die Zeit bis zum Thee durch eine Wanderung im Orte zu vertreiben.

Hier war es sehr lebendig geworden, überall Lärmen und Stimmengewirr, sodann eine auffallende Beleuchtung, ja man sah sogar hie und da Flammen zwischen den Häusern herausschlagen, so daß wir unsere Schritte verdoppelten, um bei dem vermeintlichen Brande Hilfe leisten zu können. Näher gelangt, fanden wir das Lärmen heiterer Natur, und die allerdings hell flackernden Feuer minder gefährlich. Es war nämlich an diesem Tage das Fest eines Heiligen, an welchem man in ganz Furnas Schweine zu schlachten pflegt.

Diese Vierfüßler werden, nachdem sie ausgeweidet sind, ihrer Borsten durch Versengen an Feuern von Reisig entledigt, und dies waren die hellauflodernden Flammen, welche uns ursprünglich so beunruhigt hatten. Wie uns ein alter Bauer verschmitzt lächelnd erklärte, hat diese gleichzeitige Metzelei, man schätzte die Anzahl der geschlachteten Thiere auf 500, ihren Grund darin, daß man so die gegenseitigen Geschenke vermeidet, die sonst nothwendiger Weise gemacht werden müßten.

In den von Wohlhabenderen bewohnten Gassen ging es ruhiger und poetischer zu. Man ruhte von den Mühen des Tages am Fenster

aus, besuchende Bekannte versammelten sich vor denselben, manch schönes dunkeläugiges Mädchen wandelte am Arme des Geliebten im traulichen Gespräche vertieft, hie und da hörte man die nationalen Cantigas (Lieder) und musikalisch Gebildetere, worunter wie in jedem Dorf der Barbier die Hauptperson, versuchten sich auf der Viola, einem der Guitarre ähnelnden Instrumente, dessen Klang aber der Drahtsaiten wegen an die Zither erinnert. So ein Bild von Gemüthlichkeit und Zufriedenheit wirkt bei dem heutigen Tags grassirenden Fieber nach Reichthum doppelt wohlthuend, obschon oft, wie auch im vorliegenden Falle, vielleicht nicht eben nachahmenswerthe Indolenz, die blos mit dem unmittelbar Bescheerten sich begnügt, ihm zu Grunde liegt. Solches ist buchstäblich bei einigen Bewohnern von Furnas der Fall, welche so wenig Verlangen nach der Außenwelt haben, daß sie noch nie ihr Thal verlassen und die See — in San Miguel! — noch nie gesehen haben sollen.

In früher Morgenstunde des nächsten Tages mahnte uns Senhor Hironimo zum Aufbruche. Vor der Thüre warteten schon lange die bestellten Esel, und wir mußten eilen, um noch bei entsprechendem Stande der Sonne die Aussicht vom Pico da Vigia zu erreichen. Mit Hilfe unserer Treiber bestiegen wir die lustig dareinschauenden Grauthiere, eine für den Ungewohnten nicht so leichte Sache, da dieselben in San Miguel nicht wie anderwärts gesattelt sind, sondern blos Polster befestigt haben, auf denen man sich der Quere nach etablirt. So lange es im Dorfe im Schritte ging, war es wohl leicht sich im Gleichgewicht zu halten, als aber auf das „Passacaia" der Führer und auf ihre sanften Mahnungen mit einer an einem langen Stocke befestigten Eisenspitze die Thiere zu traben und zu galoppiren anfingen, da war gar manchem keine lange Wahl zwischen dem vorwärts oder rückwärts Herunterfallen gelassen. Mit der Zeit nahm jedoch unsere equilibristische Geschicklichkeit zu, und wir mußten bekennen, daß diese Reitweise eigentlich recht bequem ist, da sie dem Touristen gestattet unbekümmert um das Thier sich wie auf einem Künstlerstuhle nach der interessanten Seite der Gegend zu drehen.

Nach kaum viertelstündigem Ritte erreichten wir den See von Furnas. Kein Hauch bewegte die vielleicht eine viertel deutsche Meile

lange und halb so breite Wasserfläche, in der sich wundervoll klar die hohen, das Thal begrenzenden Bergwände abspiegelten, welche im Westen durch den über 2000 Fuß hohen Pic do Ferro einen imposanten Abschluß finden. Am Fuße dieses Berges hat sich ein Engländer ein nettes Landhaus gebaut, und dadurch auch ein wenig Leben in die schöne, jedoch vereinsamte Landschaft gebracht.

Villa in Furnas.

Wir wenden uns jetzt bergauf durch einen reizenden Park, sodann geht es über wohl gepflegte Schlangenwege zwischen stämmigen Pinien weiter. Mit jeder Biegung des Weges erweitert sich die Aussicht, zuerst hat man eine Vogelschau des See's, dann gewinnt man langsam Einblick in den Kessel des Ortes Furnas, hie und da sieht man auch schon etwas vom Meere durch eine Baumlichtung schimmern, endlich sind wir am Gipfel angelangt, wo uns eine reizende Rundschau über alles dies, ja sogar über das Meer bis zur fernen Insel San Maria zu Theil wird.

Vom Pico da Vigia, der sich fast senkrecht vom Meere aus erhebt, brachen wir nach kurzer Rast wieder auf und zogen landeinwärts. Wir

bestiegen nun die anderen Spitzen und besichtigten derart diesen herrlichen Theil der Insel bei stets wechselnder Perspective im Detail.

Für den Abend hatte uns unser Wirth eine kleine Ueberraschung bereitet. Wir hatten nämlich gesprächsweise Tags vorher erwähnt, daß es uns interessiren würde, portugiesische Nationaltänze zu sehen. Jetzt gab er uns bekannt, daß er nach dem Essen verschiedene Leute zu einem Tanze bei sich bestellt hätte.

Zur festgesetzten Stunde erschien auch richtig eine Schaar festlich geschmückter Tänzer und Tänzerinnen in dem rasch zu einem Ballsaale hergerichteten Speisezimmer des Hôtels, während ein großes nicht geladenes Publikum die Fenster von Außen besetzte. Senhor Hironimo, dem es im patriotischen Eifer darum zu thun war, seinen Gästen einen möglichst vortheilhaften Begriff von seinen vaterländischen Gebräuchen beizubringen, nahm trotz seiner grauen Haare die Direction auf sich. Die zwei besten Violaspieler des Ortes waren aufgeboten, und zu deren trauten Weisen, theilweise auch mit Gesangbegleitung wurden nun Aurora's, Faisinha's, Constanza's und wie alle die Contretänze heißen aufgeführt, bei denen, wie bei allen Tänzen der Südländer, eben so viel Grazie als Animo entwickelt wird. Recht coquet und belebend machte sich hierbei das Schnalzen mit den Fingern, den spanischen Castagnetten entsprechend; ebenso waren einige der Lieder, welche abwechselnd vom Tänzer und der Tänzerin gesungen werden, recht hübsch. Als nun gar einige Erfrischungen verabreicht wurden, und auf das Drängen des Wirthes hin, auch wir hie und da theilnahmen, da ging es gar lustig her, und erst um Mitternacht hatte das ländliche Fest sein Ende.

Nächsten Morgen wurde von dem ganz betrübten Senhor Hironimo Abschied genommen und der Rückweg angetreten, und zwar wählten wir hiezu nicht den Weg, den wir gekommen, sondern die südliche Route d. h. jene längs der Südküste der Insel. Bei derselben kann man erst von Villa franca aus einen Wagen benutzen, da über die steilen Abhänge, die man zu übersteigen hat, um von Furnas zur letztgenannten Stadt zu gelangen, nur Wege für Saumthiere führen. Für unsere Langohren von Tags vorher, die wir jetzt schon mit einer gewissen Sicherheit

benutzten, war dies jedoch leichtes Spiel, und es ging in frischem Trab oft ziemlich steil bergan. Langsam entschwand das Thal von Furnas, und den Pico da Vigia links lassend erreichten wir den Gipfel des Bergrückens, welcher uns von der See trennte.

Hier hatten wir die weite See vor uns, und nun ging es wieder sehr abschüssig den üppig bewachsenen Abhang herunter, bis wir endlich Garça erreichten.

Dasselbe steht, wie alle Dörfer der Südseite der Insel, im auffallenden Gegensatze zu jenen der Nordseite. Die Häuser sind reinlich und gut gebaut, die Bewohner wohl genährt und verrathen durch ihre Kleidung eine gewisse Wohlhabenheit. Ueberhaupt gehört die Partie von Garça längs der guten Straße, die parallel zur See nach Ponta Delgada führt, zu den schönsten, welche man sich denken kann.

Kaum hat man die letzten Gärten des genannten Dorfes hinter sich, so beginnen schon die Häuser von Villa franca. Dieses selbst war früher die Hauptstadt der Insel, wurde aber durch ein Erdbeben gänzlich zerstört. Gegenwärtig zählt die Stadt kaum 4000 Einwohner, hat aber schöne freundliche Häuser und einige in Bezug auf Bauart sehenswerthe Kirchen.

Hier wechselten wir unsere wackeren Thiere mit den uns erwartenden Wagen und setzten den Weg ohne weitere Unterbrechung fort. Von Villa franca bis nach Ponta Delgada führt eigentlich blos eine große, zwei geographische Meilen lange Gasse. Landhäuser, Gärten, Dörfer reihen sich rechts von der Straße dicht aneinander, indeß man links stets die freie Aussicht auf das Meer hat. Besonders anziehend wird die Scenerie, wenn man Alagoa erreicht. Links wird dann das weiße Häusermeer von Ponta Delgada sichtbar, in der Mitte hat man in allen Schattirungen des lebhaftesten Grüns den Pico do Fogo mit den umliegenden Orangengärten, rechts schließen die schroffen Abhänge der Serra d'Agua de Páo ab; hiezu die See und die fast untergehende Sonne, wie wir sie hatten, und das malerischeste Bild ist vollständig.

Auch die lebende Staffage gewinnt von Villa franca aus bedeutend an Mannigfaltigkeit. Während bis dahin nur hie und da ein Wanderer

zu Fuß oder auf einem Esel reitend sichtbar war, und in den Dörfern sich Scenen aus dem südlichen Volksleben, wie sie Murillo in einem Bilde so treffend gegeben hat, darboten, so gewinnt später das Treiben einen regeren, mehr städtischen Anstrich. Das Wagengerassel lockt dunkeläugige Schönheiten an das Fenster, elegante Equipagen, die der Insel eigenen Ochsenwagen mit den knarrenden, vollen Holzrädern, Maulthiere, welche unter der Last von aufgeladenen Orangenkisten keuchen, Reiter und Fußgänger aller Stände theilen sich gleichmäßig in die Straße.

Nach dreistündiger Fahrt, im Ganzen sechs Stunden nach dem Aufbruche von Furnas erreichten wir unsere schwimmende Behausung.

Ein zweiter Ausflug, welchen Besucher von San Miguel, die Sinn für großartige Naturschönheiten haben, nicht versäumen sollen, ist jener nach dem Krater der Sette Cidades.

Ein Ritt von $3^1/_2$ Stunden läßt von Ponta Delgada aus leicht den Rand des Kraters erreichen, und es übertrifft der Anblick desselben an Großartigkeit noch jenen von Furnas. Das Becken über $^3/_4$ geographische Meilen im Durchmesser, enthält zwei Seen, der größere Lagoa Grande, der kleinere seiner tiefblauen Farbe halber Lagoa Azul genannt, ferner noch verschiedene kleinere Kraterbildungen, alle auf das Ueppigste bewachsen. Am Fuße eines derartigen Hügels liegt das kleine Dorf Sette Cidades, wo der Tourist im Hôtel Travassos recht gute Unterkunft findet.

Eine passende Stelle, gerade an Verbindung der beiden Seen, hat der schon erwähnte Herr Borges gewählt, um sich ein Landhaus zu bauen und einen prachtvollen Park anzulegen. Letzterer ist eine Art Pflanzschule für seine übrigen Besitzungen und enthält einige schöne höchst seltene Baumexemplare.

Einen Begriff von der in früherer Zeit stattgehabten furchtbaren Thätigkeit der Vulcane in San Miguel gibt die Entstehung von Sette Cidades während eines Jahres.

Als Gonçalo Cabral die Insel im Jahre 1444 entdeckte und im Nordwesten landete, sah er große, weite Ebenen und freute sich leicht

cultivirbares Land gefunden zu haben. — Wie groß war aber sein Erstaunen als er das nächste Jahr wiederkam und an der Stelle der weiten Ebene den gegenwärtigen Krater fand, der an den Rändern 2000 Fuß und am Niveau der in der Mitte entstandenen Seen 800 Fuß über dem Meere erhoben ist.

Ueberhaupt hatte San Miguel an vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben viel zu leiden.

Sette Cidades.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts (1811) bildete sich an der Nordwestspitze eine kleine Insel, die jedoch bald darauf wieder verschwand.

Neuerer Zeit scheinen sich die vulcanischen Kräfte mehr beruhigt zu haben, und man verspürt nur dann und wann an einzelnen Orten leichte Erderschütterungen.

Im Bordleben war durch die Ankunft des Dampfers „Oceano", der uns endlich das langerwartete Holz zur Erzeugung unseres Steuers brachte, eine grelle Wendung eingetreten.

Während früher bei der unbestimmt in der Ferne liegenden Abfahrt des Schiffes blos der vorgeschriebene Dienstgang eingehalten wurde, und mit größter Muße und Gründlichkeit eine Aufnahme des Hafens bewerkstelligt werden konnte, mußte jetzt mit Beschleunigung gearbeitet werden, um das Schiff bei Vollendung des Steuers seeklar zu haben.

Schon am 7. März war dasselbe eingesetzt, und es bedurfte nur mehr einiger kleineren Ausführungen, um es vollkommen seegerecht zu machen.

Jetzt erst wo der Moment des Abschieds an uns herantrat, gewahrten wir, wie lieb uns Ponta Delgada geworden war. Aus der auf Höflichkeit und Gastfreundschaft fußenden ersten Bekanntschaft hatten sich mit der Zeit Bande aufrichtiger Freundschaft gebildet, welche die „Helgoländer" und die Gesellschaft Ponta Delgada's enge verbanden.

Daß unsere Sympathien erwidert waren und nicht blos dem Einzelnen, sondern dem ganzen österreichischen Schiffe galten, bewiesen zahlreiche Artikel in den Zeitungen von San Miguel, die sich in schmeichelhafter Weise über die Helgoland und ihr Verweilen auf der Insel aussprachen.*) Mit besonderer Genugthuung erfüllte uns hiebei, daß das gesittete, höfliche Betragen unserer Mannschaft am Lande nicht wenig dazu beigetragen hatte das Ansehen des Schiffes und der Flagge zu heben.

So wenig es möglich war für die vielen Freundschaftsbezeugungen, die man uns erwiesen, entsprechend Revanche zu geben, so glaubten wir doch beim Abschiede unsere Erkenntlichkeit den hier rückbleibenden Freunden am besten wieder durch eine Tanzunterhaltung an Bord auszudrücken. Zu unserer Befriedigung entsprach man bereitwilligst der Einladung, und es wurde das vom schönsten Wetter begünstigte Fest mit vieler und herzlicher Freundlichkeit aufgenommen. Zum Abschied wurde den zahlreichen Gästen ein Versuch unseres Bordpoeten H-- P-- als Andenken überreicht.

---

*) Daß dies nicht blos für die Gegenwärtigen berechnete Schmeicheleien waren, bewies der herzliche Nachruf, welchen der „Diario dos Açores" am Jahrestage der Ankunft der Corvette in Ponta Delgada brachte.

Er lautete wie folgt:

Partis de ce pays.
Obligés à son obligeance.
Nos coeurs seront remplis
Toujours de reconnaissance.
Pour vous, très dignes habitants
D'une terre que Dieu a béni.
Enlevés de meilleurs sentiments,
Les coeurs vous disent merci.
Gravées dans notre mémoire
Affectueuses demoiselles et dames,
D'ici jusqu'au revoir:
Adieu de coeur et d'âme!

Corvette „Helgoland" le 8 Mars 1875.

Nun kam das mitunter schwere Abschiednehmen an die Reihe. Bei unserer ausgebreiteten Bekanntschaft wollte dies kein Ende nehmen, ja sogar der letzte Abend fand noch den ganzen Stab zum Abschied bei Herrn und Frau Manoel de Hintze Ribeiro versammelt, deren gastfreundliches Haus gleich jenem des Herrn Andrade d'Albuquerque und des Herrn Teves Adam, Maire von Ponta Delgada, den Helgoländern ein zweites Daheim geworden war.

Endlich den 14. März des Morgens wurde mit der Lichtung der Vertäuung begonnen.

Aber auch in Ponta Delgada regte es sich, und man traf Vorbereitungen um den scheidenden Freunden ein entsprechendes Geleite zu geben.

Große Bewegung herrschte im Bootshafen, an 50 verschiedene Boote mit bunten Flaggen geziert, nahmen Passagiere am Land auf und steuerten gegen See, wo sie rechts und links von der Hafeneinfahrt Spalier bildeten. Ebenso füllten sich der Wellenbrecher und die Landungsplätze mit zahlreichem Publikum.

Gegen Mittag wurden die Segel gesetzt, die letzte Vertäuung eingeholt, und unter lauten Scheidenrufen der Menge verließ die Helgoland den Hafen, welcher sie durch 3½ Monate so gastfreundlich beherbergt hatte.

Eine frische Südwest-Brise brachte uns rasch vorwärts, bald waren blos die blauen Conturen von San Miguel sichtbar, endlich verschwanden auch diese unter dem Horizonte.

Der Wind blieb noch zwei Tage günstig, dann aber nahm er, wie so häufig während unserer Campagne, eine dem Curse direct entgegengesetzte Richtung und blies mitunter recht heftig. Nichtsdestoweniger arbeitete sich die Corvette, deren Segeleigenschaften durch Ausheben der Propellerflügel sich bedeutend gebessert hatten, wacker auf, und wurde schon nach einer Woche die spanische Küste östlich vom Cap S. Vincent gesichtet.

Den 24. März hatte der Wind Sturmesstärke erreicht, auch die folgenden Tage war wenig gegen starken Wind und immense See zu gewinnen. Am 28. endlich wurden die Verhältnisse günstiger, allein gerade nur so weit, daß wir des nächsten Tages noch in Tanger ankern konnten. Bald begann es wieder aus Osten zu blasen, und dadurch erschien vor einer entschiedenen Aenderung der Witterungsverhältnisse eine Fortsetzung der Reise durch die an variablen Strömungen so reiche Straße von Gibraltar nicht räthlich.

Vierzehntes Capitel.

Tanger.

Anblick der Stadt. — Beschwerliches Landen. — Bazar. — Die Citadelle Kasbah. — Besuch beim Pascha. — Vor dem Thore. — Ritt zur gestrandeten „Ortensia“. — Zustand des Wracks. — Abdul Kader's Erlebnisse in Wien. — Erzählung des Capitäns der „Ortensia“. — Unbequeme Unterkunft. — Fahrt durch die Straße von Gibraltar. — Ursache von Schiffszusammenstößen.

Die Sonne ging eben unter, als die Helgoland unter allen Segeln getrieben vom letzten, ersterbenden Hauche des Westwindes in die weite Bucht einlief, an deren Westende Tanger liegt. Die rasch einbrechende Nacht hüllte die Landschaft in Dunkelheit, und erst des nächsten Morgens ward uns der volle Anblick der Stadt zu Theil.

An einem Bergabhange gelegen, nimmt sich die weiße Häusermasse mit den zahlreichen Minarets, den alterthümlichen, gezackten Umfassungsmauern und dem grünen Hintergrunde der Gärten recht freundlich aus, und jene, die das Land der Enttäuschungen, den Orient, nicht kennen, dürften sogar auf den ersten Anblick hin sich viel von der Stadt versprechen. Wir jedoch, die wir der moslemischen Städte viele gesehen hatten, machten uns keine Illusionen, als wir uns anschickten an das Land zu fahren, um unseren Consul aufzusuchen.

Unser Besuch hatte diesmal einen vorwiegend geschäftlichen Charakter und war durch einen traurigen Umstand hervorgerufen. Der heftige Oststurm, welchen die Helgoland am 24. März bestanden hatte, wüthete auch in Tanger und dem in der Nähe befindlichen Cap Spartel, und war das österreichische Barkschiff „Ortensia“ von demselben erfaßt südlich vom

genannten Vorgebirge gescheitert. Man fand das Wrack von der Mannschaft verlassen vor, und es handelte sich nun darum, den etwas mysteriösen Sachverhalt beim Unfall aufzuklären, und im Interesse des Eigenthümers die nöthigen Schritte zu thun um was möglich vom Schiffe und der Ladung zu retten. Zu diesem Behufe hatte der österreichische Consul zu Tanger eine Expertencommission zusammengerufen, und hiezu auch den Commandanten der Helgoland und mehrere Bordofficiere geladen.

Unser Mißtrauen gegen das Innere der Stadt erwies sich vollkommen gerechtfertigt. Schon das Landen wirkte niederschlagend. Ein Anlegeplatz findet sich in Tanger, diesem ersten Handelshafen von Marokko, trotz der regen Schifffahrtsbewegung nicht vor. Die Boote, welche mit dem Lande verkehren, müssen auf beträchtliche Distanz vom seichtverlaufenden Ufer ankern, und werden Passagiere und Waaren von Packträgern ans Land geschleppt.

Auch wir erfuhren dasselbe. Sobald wir anlangten, stürzte sich eine Meute der schmutzigsten Kerle, zumeist Juden, in das Wasser, und umringte bis zu den Hüften watend das Boot, mit hölliſchem Geschrei die Vorzüge ihrer Schultern anpreisend. Wir fügten uns in das Unvermeidliche, und nicht ohne Contact mit den etwas unappetitlichen Schmachtlocken gelangten wir an das von Neugierigen und Nichtsthuern überfüllte Ufer.

Kaum hatten wir uns durch ein Silberstück von unseren Trägern befreit, so waren wir das Angriffsobject einer zweiten Bande, alte Bekannte aus der Levante, die auch hier am westlichsten Ende des Islam's guten Boden finden. Es sind dies Leute undefinirbarer, vielleicht den Malteſen noch am nächsten stehender Race und noch undefinirbareren Erwerbs, welche sich dem Fremden als Führer und Prellungsagenten aufdrängen. In allen denkbaren Sprachen wird man bestürmt, Zeugnisse werden vorgewiesen, das muthmaßliche Vaterland des Reisenden gelobt, bis dieser, wenn er die nöthige Erfahrung und einen Stock besitzt, zu letzterem greift und sich Luft macht.

Wir besaßen glücklicherweise beides, befreiten uns rechtzeitig von den lästigen Drängern und wählten hierauf einen bescheidenen Araberjüngling als Führer zum Consulate.

Vierzehntes Capitel.

Tanger.

Anblick der Stadt. — Beschwerliches Landen. — Bazar. — Die Citadelle Kasbah. — Besuch beim Pascha. — Vor dem Thore. — Ritt zur gestrandeten „Ortensia“. — Zustand des Wracks. — Abdul Kader's Erlebnisse in Wien. — Erzählung des Capitäns der „Ortensia“. — Unbequeme Unterkunft. — Fahrt durch die Straße von Gibraltar. — Ursache von Schiffszusammenstößen.

Die Sonne ging eben unter, als die Helgoland unter allen Segeln getrieben vom letzten, ersterbenden Hauche des Westwindes in die weite Bucht einlief, an deren Westende Tanger liegt. Die rasch einbrechende Nacht hüllte die Landschaft in Dunkelheit, und erst des nächsten Morgens ward uns der volle Anblick der Stadt zu Theil.

An einem Bergabhange gelegen, nimmt sich die weiße Häusermasse mit den zahlreichen Minarets, den alterthümlichen, gezackten Umfassungsmauern und dem grünen Hintergrunde der Gärten recht freundlich aus, und jene, die das Land der Enttäuschungen, den Orient, nicht kennen, dürften sogar auf den ersten Anblick hin sich viel von der Stadt versprechen. Wir jedoch, die wir der moslemischen Städte viele gesehen hatten, machten uns keine Illusionen, als wir uns anschickten an das Land zu fahren, um unseren Consul aufzusuchen.

Unser Besuch hatte diesmal einen vorwiegend geschäftlichen Charakter und war durch einen traurigen Umstand hervorgerufen. Der heftige Oststurm, welchen die Helgoland am 24. März bestanden hatte, wüthete auch in Tanger und dem in der Nähe befindlichen Cap Spartel, und war das österreichische Barkschiff „Ortensia“ von demselben erfaßt südlich vom

genannten Vorgebirge gescheitert. Man fand das Wrack von der Mannschaft verlassen vor, und es handelte sich nun darum, den etwas mysteriösen Sachverhalt beim Unfall aufzuklären, und im Interesse des Eigenthümers die nöthigen Schritte zu thun um was möglich vom Schiffe und der Ladung zu retten. Zu diesem Behufe hatte der österreichische Consul zu Tanger eine Expertencommission zusammengerufen, und hiezu auch den Commandanten der Helgoland und mehrere Bordofficiere geladen.

Unser Mißtrauen gegen das Innere der Stadt erwies sich vollkommen gerechtfertigt. Schon das Landen wirkte niederschlagend. Ein Anlegeplatz findet sich in Tanger, diesem ersten Handelshafen von Marokko, trotz der regen Schifffahrtsbewegung nicht vor. Die Boote, welche mit dem Lande verkehren, müssen auf beträchtliche Distanz vom seichtverlaufenden Ufer ankern, und werden Passagiere und Waaren von Packträgern ans Land geschleppt.

Auch wir erfuhren dasselbe. Sobald wir anlangten, stürzte sich eine Meute der schmutzigsten Kerle, zumeist Juden, in das Wasser, und umringte bis zu den Hüften watend das Boot, mit höllischem Geschrei die Vorzüge ihrer Schultern anpreisend. Wir fügten uns in das Unvermeidliche, und nicht ohne Contact mit den etwas unappetitlichen Schmachtlocken gelangten wir an das von Neugierigen und Nichtsthuern überfüllte Ufer.

Kaum hatten wir uns durch ein Silberstück von unseren Trägern befreit, so waren wir das Angriffsobject einer zweiten Bande, alte Bekannte aus der Levante, die auch hier am westlichsten Ende des Islam's guten Boden finden. Es sind dies Leute undefinirbarer, vielleicht den Malteſen noch am nächsten stehender Race und noch undefinirbareren Erwerbs, welche sich dem Fremden als Führer und Prellungsagenten aufdrängen. In allen denkbaren Sprachen wird man bestürmt, Zeugnisse werden vorgewiesen, das muthmaßliche Vaterland des Reisenden gelobt, bis dieser, wenn er die nöthige Erfahrung und einen Stock besitzt, zu letzterem greift und sich Luft macht.

Wir besaßen glücklicherweise beides, befreiten uns rechtzeitig von den lästigen Drängern und wählten hierauf einen bescheidenen Araberjüngling als Führer zum Consulate.

Zuerst stolperten wir über herumliegende Waarenballen. Hie und da saß ein Araber auf einem derselben gemüthlich seine Pfeife schmauchend, das Sinnbild gleichgiltiger Ruhe; andere Waarenbesitzer zankten unter lebhaftem Geberdenspiele mit dem unerbittlichen Zollbeamten in Burnus und Turban, und zeigten derart wieder die volle südliche Leidenschaftlichkeit. Unsere Uniform verschaffte uns freie Passage durch dieses primitive Zollmagazin, und nun ging es durch das enge Stadtthor in die treppenartige Hauptstraße.

Ueberall die nämliche Unreinlichkeit, der gleiche unausstehliche Gestank, das nämliche schmutzige Publikum aus Juden, Arabern, Schellucken, Mauren, Negern und Mischlingen. Neben dem arabischen Kaufmanne in seinem bunten, aber reinlichen Laden bieten die moslemischen Vetter unserer Greisler ihre von Fliegen umschwärmten Eßwaaren aus, dazwischen zahlreiche Curiositätenhändler mit echt maurischem Seidenzeug aus Lyon, obscönen Photographien und abgelegenen Lederwaaren, die obligaten Wasserverkäufer des Orients mit ihren klingenden Gefäßen und die für das Auge verführerisch ausstaffirten Tabakbuden mit zumeist verdorbener Waare. Das sinneverwirrende Geschrei der Feilbietenden, das Feilschen der Käufer, bei welchen die gutturalen Töne des Arabischen vorherrschen, vollenden den betäubenden Eindruck, welchen das mehr originelle als anziehende Gewühl auf den Fremden macht.

Endlich verließen wir den Bazar und kamen durch enge Straßen des reinlicheren Judenviertels zu einem hübschen Gebäude, wo uns das Schild mit dem Doppelaar verkündete, daß wir bei unserem Vertreter angelangt waren.

Dr. Schmidl, derselbe, welcher bei der Weltausstellung in Wien durch Aufstellung des marokkanischen Wohnhauses sich rühmlichst bekannt gemacht hat, empfing uns mit echt österreichischer Herzlichkeit und hieß uns in Tanger willkommen.

Die Dienstesgeschäfte waren bald abgewickelt, die Besichtigung der „Ortensia" für den nächsten Tag festgesetzt, und wir machten uns nun an der Hand unseres liebenswürdigen Hausherrn auf den Weg, um die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Tanger.

Die untere Stadt, in der sich mit Ausnahme der Consulatsgebäude und der in reinem, maurischem Style gebauten Häuser einiger wohlhabenden Handelsleute nur elende Bauten vorfinden, war bald abgegangen, und wir wendeten uns bergauf nach der Citadelle, Kasbah genannt.

Hier besuchten wir die Regierungsgebäude, die Gefängnisse mit den darin befindlichen Strolchen und mit zur Schau gestellten höchst mittelalterlichen Strafwerkzeugen, einige Schulen mit Koransprüche heulender Jugend, die eben leeren Gerichtslocalitäten und endlich den Alcazar, die Wohnung des Pascha's von Tanger.

Letzterer von unserem Wunsche, das Palais zu besichtigen, unterrichtet, empfing uns persönlich und auf das Höflichste. Durch einen langen, mit schönen Strohmatten belegten Corridor gelangten wir in den großen Hof mit dem Springbrunnen und den prachtvollen Säulengängen, dem Mittelpunkte eines jeden maurischen Hauses.

Wir konnten nicht genug die gleich zierlichen wie geschmackvollen Arabesken bewundern, welche die Mauern bedeckten, und deren Inschriften nach Aussage des Pascha's auf ein Alter von mindestens 200 Jahre schließen lassen.

Nach diesem für die heißen Sommertage berechneten Aufenthaltsorte durchschritten wir einen hübschen Garten, dann ging es über eine mit Teppichen belegte Treppe hinauf in die Privatgemächer des Pascha's, wo wir uns in dem mit prachtvollen Specimens marokkanischer Schafwollwirkerei ausgeschmückten Staatszimmer niederließen.

Welcher Fortschritt der Civilisation, wenn man bedenkt, daß wir friedlich in Conversation mit dem Befehlshaber eines Ortes begriffen waren, der Jahrhunderte lang, ja selbst noch vor vierzig Jahren, der berüchtigte Schlupfwinkel von Seeräubern war, und noch heutzutage den fanatischesten Moslems gehört.

Einigen Glücklichen von uns war hiebei auch vergönnt, einen Blick in den anstoßenden Harem zu werfen, dessen Bewohnerinnen zwar von ihrem Herrn einen Wink erhalten hatten, sich in die inneren Gemächer zurückzuziehen, allein vielleicht nicht ganz unfreiwillig demselben nicht genug rasch nachgekommen waren.

Uebrigens wurde die indiscrete Neugierde durch eine Enttäuschung gestraft. Abgesehen der wenig reizenden Unordnung, die in dem, einem Spitalszimmer sehr ähnelnden Gemache herrschte, waren auch die gelben, abgelebten Gesichter, die sich zeigten, nicht darnach angethan, einen hohen Begriff von den Haremsschönheiten beizubringen.

Nach Austausch der blumenreichsten Artigkeiten, welche Herr Consul Schmidl, der sehr fließend arabisch spricht, uns im vollen Redeschmucke wörtlich übersetzte, verabschiedeten wir uns von dem freundlichen Pascha.

So wenig anziehend es innerhalb der Mauern Tanger's ist, so freundlich sieht es vor dessen Thoren aus. Hier haben sich Europäer Landhäuser angelegt, deren duftende Gärten reichlich Auge und Nase für die in der Stadt erduldeten Beleidigungen entschädigen. Besonders reizende Aufenthaltsorte bieten jene Villen, welche nordwärts von der Stadt gelegen die volle Aussicht auf diese, auf die Meerenge, ja sogar bei heiterem Wetter auch auf Gibraltar haben. Die Bewohner letzterer Stadt benützen daher auch die fast tägliche Dampferverbindung mit Tanger, um Ausflüge hieher zu machen und finden dabei in dem von einem großen Parke umgebenen englischen Clubhouse Hôtel die bequemste Unterkunft.

Auch in Bezug auf Volksleben und Treiben ist ein Spaziergang vor den Thoren nicht uninteressant.

Hier langen große Züge von Kameelen mit ihren schweren Ladungen aus Fez ein und werden abgeladen, Schellucken, die zum Einkaufe in die Stadt gekommen, schlagen ihre elenden Zelte auf, und Jung und Alt strömt des Abends aus dem Häusergewühle heraus, um die kühle Luft zu genießen. Da sieht man die malerische Tracht des Beduinen, die maurischen Frauen in ihrer eigenthümlichen Verkleidung, die marokkanische Jüdin in möglichst grellfarbigen Gewändern und die europäische Touristentoilette im buntesten Gemische.

Unserer Verabredung gemäß machten wir uns des nächsten Morgens frühzeitig zu dem Strandungsplatze der „Ortensia" auf den Weg. In der Stadt, wo das Treiben auf den Straßen bis spät in die Nacht währt, pflegte jetzt noch Alles der Ruhe, und nur nach langen Mühen konnten wir den schläfrigen Thorwächter bewegen, die gegen die Landseite gelegene

Zugbrücke herabzulassen. Nachdem wir die zunächst der Stadt gelegenen Gärten passirt hatten, breitete sich vor uns ein eintöniges, wellenförmiges, doch gut bebautes Terrain aus, erst wieder in weiter Ferne zeigte sich üppigere Vegetation, und die hohen Berge Innermarokko's. Unsere höchst feurigen Berberrosse griffen auf dem zum Reiten wie geschaffenen Boden wacker aus, und schon nach drei Stunden erreichten wir das flache sandige Ufer, welches sich vom Cap Spartel südwärts zieht.

Unser Führer war seiner Sache nicht ganz sicher gewesen, und so mußten wir längs des Strandes gegen Süden reiten, um das Wrack aufzusuchen. Endlich nahmen wir, obgleich noch auf beträchtliche Distanz, ein Schiff mit aufgegeiten Segeln wahr, dem Anscheine nach zwar ganz intact, allein da es sich nicht bewegte, so wurde es uns bald klar, daß dies die „Ortensia" sein müsse. Hiefür sprachen auch die zahlreichen Anker und Schiffsausrüstungsgegenstände, welche wir längs des Strandes vorfanden, und die bezeugten, daß wir uns jenem Theile der Küste näherten, der besonders bei nebligem Wetter durch seine geringe Erhebung über dem Meere den Schiffen, welche die Straße von Gibraltar anlaufen wollen, nur zu oft gefährlich wird.

Unsere Annahme erwies sich gerechtfertigt, und nach weiterem halbstündigen Ritte befanden wir uns an Ort und Stelle. Der zur Wache beim Wrack bestellte Kavasche des Consuls übernahm unsere Pferde, und wir begannen das Object unseres Ausfluges näher zu besichtigen.

Trotz des von der Küste wehenden Ostwindes war die Brandung bedeutend und erlaubte nicht an Bord zu gehen, allein da das Schiff kaum 50 Klafter vom Ufer saß, so konnten wir selbst von unserem innehabenden Standpunkte dessen Zustand ziemlich genau beurtheilen.

Leider war nur zu klar, daß der Schiffskörper unrettbar verloren sei, indem die heftigsten Wellenstöße ihn nicht mehr zu rühren vermochten, überdies das Hintertheil sich nicht in der normalen Lage befand, somit ein gänzlicher Bruch des Körpers stattgefunden haben mußte. Einen förmlich wehmüthigen Eindruck machte die stattliche Bemastung, welche zwar mit vom Winde zerfetzten Segeln, allein sonst im vollkommen intacten Zustande der Gewalt der Elemente bis jetzt Trotz geboten hatte.

Bei einer ſolchen Sachlage war wohl wenig mehr zu thun, und es zeigten ſich die von unſerem Conſul eingeleiteten Schritte entſchieden als das Vortheilhafteſte, was im Intereſſe des Schiffseigenthümers oder der betreffenden Verſicherungsgeſellſchaft geſchehen konnte. Dr. Schmidl, der

Jüdin. Mauriſche Frau. Schelluck.

Volkstypen in Tanger.

ſich überhaupt mit ſeltenem Eifer der Sache annahm, hatte einen Unternehmer in Tanger aufgetrieben und dieſen ermächtigt gegen entſprechenden Antheil am Reingewinn Alles, was ſich von Schiff und Ladung bergen ließ, nach Tanger zu bringen und daſelbſt zu verkaufen.

Räthſelhaft blieb das Schickſal der Mannſchaft und die Urſache des Auffahrens, da dieſes gerade während eines vom Lande wehenden Sturmes ſtattgefunden hatte. Ueber beides konnte der arabiſche Fiſcher, welcher Augenzeuge des Unfalls war, nur ungenügende Aufſchlüſſe geben.

Wie die Sachen ſtanden mußte man annehmen, daß grobe Nachläſſigkeit im Spiele war, oder daß der Capitän die Abſicht hatte, das Schiff auf den Strand laufen zu laſſen, vielleicht um dieſes vor dem Sinken in See zu retten. Für letztere Annahme ſprach das Ausſehen und die Bauart des Schiffes, nach welchen man ſchließen konnte, daß man es mit einem alten Fahrzeuge zu thun habe.

Unſere Unterſuchung war hiemit zu Ende, und wir begaben uns in das am Strande hergerichtete Zelt, wo uns Abdul Kader, ſo hieß der Kawaſche des Conſuls, ein wohlbereitetes Mahl auftiſchte.

In nicht geringes Staunen verſetzte uns dieſer intelligent ausſehende Araber durch die Kenntniß der deutſchen Sprache. Unſer Intereſſe für denſelben mehrte ſich noch, als wir erfuhren, daß er dieſelbe in Wien gelernt, wo er das Amt eines Hüters der marokkaniſchen Villa in der Weltausſtellung verſehen hatte. Auf unſer Befragen, wie ihm Wien gefallen habe, konnte er nicht genug Worte der Bewunderung finden; zwei Sachen hatten jedoch ſeine Aufmerkſamkeit beſonders erregt, die Eiſenbahnen und — das Papiergeld. Wie man um ein Stückchen Papier ſo viel Schönes bekommen könne, war ihm noch heute zu Tage ein Räthſel.

Uebrigens war der ſtämmige Araber Gegenſtand vielfacher Aufmerkſamkeit ſeitens der Beſucher der Ausſtellung, und ereignete ſich dabei folgender Vorfall, den Dr. Schmidl zu unſerer großen Heiterkeit zum Beſten gab.

Abdul Kader war eines Tages nach heimatlicher Weiſe mit gekreuzten Beinen vor der Villa im dolce far niente verſunken; da erſchien eine Familie aus Vater, Mutter und einer erwachſenen Tochter beſtehend, nach ihren naiven Bemerkungen zu ſchließen, aus einer entlegenen Provinz zugereiſt. Der Araber wurde von allen Seiten neugierigſt betrachtet; dies genügte jedoch nicht, und nach einigem Hin- und Herreden mit ihren Angehörigen kniff ihm endlich die Tochter in das Ohrläppchen. Abdul Kader, der bis zu dieſem Momente ſich nicht in ſeiner apathiſchen Ruhe ſtören ließ, ſchnellte erzürnt in die Höhe, dies gewahrend ſtieß das junge Mädchen einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Der Araber auf das

Höchste entsetzt, holte rasch Wasser herbei und wollte gerade den Krug über den reglosen Körper des Mädchens entleeren, als dieses zu sich kam, jedoch bei Anblick des Arabers neuerdings ohnmächtig wurde. Die Verzweiflung des armen Abdul Kaders kannte nun keine Grenzen, er eilte zu dem glücklicher Weise in der Villa anwesenden Dr. Schmidl und bat ihn um seinen Schutz, da er nichts dafür könnte, wenn die Dame stürbe.

Beim Erscheinen des Dr. Schmidl klärte sich das seltsame Benehmen des mittlerweile unter Beihilfe ihrer Eltern zu sich gekommenen Mädchens in heiterer Weise auf.

Vor dem Besuche der marokkanischen Villa war die Familie durch die türkische Ausstellung gewandert, und hatte sich bei dem Anblicke der dort in den Nationaltrachten ausgestellten Figuren zwischen Vater und Tochter eine Meinungsdifferenz ergeben, ob dies wohl lebende Ausstellungsobjecte seien. Natürlich hatte sich die Frage durch Anfühlen der Figuren bald im negativen Sinne entschieden. Der anscheinend leblose, vor sich hinbrütende Abdul Kader gab nun zu gleichem Streite Anlaß, und durch die frühere Erfahrung kühner gemacht, hatte das junge Mädchen nicht lange gezaudert die gedachte Probe anzuwenden, daher ihr Schrecken und ihre Scham, als die vermeintlich leblose Figur sich drohend erhob.

Ein herzliches Gelächter beendete das Mißverständniß, doch Abdul Kader war trotz eines der magischen Papierstücke nicht zu trösten, und dachte nur mit Schaudern daran, wie nahe er vielleicht einer in's österreichische übertragenen Spießung am Pfahle oder Räderung gewesen sein mochte.

Bei unserer Rückkehr in die Stadt fanden wir im Consulate den Capitän der „Ortensia", welcher von Gibraltar angelangt war, um hier beim competenten Consulate seine Aeußerung wegen der Strandung zu hinterlegen.

Ich war, erzählte der bei der Erinnerung des Vorgefallenen sichtlich erregte Capitän, auf der Reise von Leith nach Neapel begriffen und hatte eine Ladung Asphaltpech an Bord. Am 24. März Nachmittags legten wir bei dem heftigen Oststurme unter der Küste von Spartel bei, und

da ich die vorhergehenden Nächte des schlechten Wetters halber wenig geschlafen hatte, so legte ich mich nieder und ließ das Schiff unter Führung meines Steuermanns. Plötzlich wurde ich durch eine heftige Erschütterung aus dem Schlafe geweckt, dann gab es einen zweiten, noch stärkeren Stoß, ich stürzte auf Deck und fand das Schiff am Strande; an eine Rettung desselben war angesichts der hohen Brandung nicht zu denken.

Nach Aussage des Steuermanns war die Küste durch Nebel verhüllt gewesen, und bei Gewahren derselben, trotz des vom Lande wehenden Windes jedes weitere Manöver unmöglich.

Wir setzten, erzählte der Capitän weiter, das große Boot in's Wasser, da uns aber die Küste unwirthlich schien, und außerdem nicht im besten Rufe in Bezug auf die Absichten der Küstenbewohner steht, so zog ich es vor, mich mit meinen Leuten auf die nahe vorbeisegelnde englische Brigg „Zephyrus" zu begeben, deren Capitän uns freundlichst aufnahm und nach Gibraltar brachte.

Weitere als diese Aufklärungen konnte auch der Capitän nicht geben, und es dürfte daher der Fall Anlaß zu einer genaueren Untersuchung durch die Seebehörde geben.

Der Abend war hereingebrochen, und von unserem Ritte ziemlich ermüdet machten wir Anstalten an Bord zu gehen. Doch blieb es nur beim Vorhaben. Der Ostwind hatte derart an Stärke zugenommen und war von solch hoher See begleitet, daß kein Ruderboot dagegen aufkommen konnte, und an eine Fahrt zur Corvette nicht zu denken war.

Gute Miene zum bösen Spiele machend zogen wir zu dem Royal Victoria Hôtel, um Nachtquartier zu suchen. Allein vergebens; nicht umsonst waren uns an jeder Ecke mit Lorgnetten und Bädecker bewaffnete Albionssöhne aufgefallen, eine Masse Rockpeople, so heißen hier die Bewohner Gibraltar's, sammt Bekannten aus Altengland hatten Alles besetzt. Ebenso erging es uns in mehreren andern Hôtels, bis wir endlich in einem Gasthofe letzter Kategorie nothdürftige Unterkunft fanden.

Ein Umstand erleichterte uns jedoch das Ertragen all' dieser Unbilden. Mit dem nämlichen Dampfer, der die Engländerfluth gebracht

hatte, war auch unsere Post angelangt, und zwar hatte man sie, da man nicht an Bord konnte, beim Consulate hinterlegt. Da war sie vor uns die große Kiste, welche die Correspondenz voller neun Monate enthielt. Wir hatten nämlich die letzte Post in Capstadt erhalten und waren die nachfolgenden Briefe nach Gibraltar gesandt worden, wo unter normalen Verhältnissen die Corvette im October des vergangenen Jahres eintreffen sollte. Trotz des langen Aufenthaltes auf den Azoren war es nicht thunlich die in Gibraltar liegenden Packete der Helgoland zukommen zu lassen. Mit welcher Ungeduld wurde die Kiste eröffnet, wie lange dauerte die Sortirung der die Zahl Tausend überschreitenden Briefe!

Doch der Lohn für die mühselige Arbeit blieb nicht aus, und mit einem imposanten Pack Briefe suchte ich meine Schlafstätte auf, die man mir mit einem käfersuchenden Franzosen und einem Whiskey liebenden Engländer in einem Zimmer zurechtgerichtet hatte.

Zum Glücke hatte der Tisch für die Käfer, den Whiskeytoddy und meine Correspondenz genügend Platz, und da der Wind einen derartigen Tanz mit unseren Fensterläden aufführte, daß von einem Schlafen selbst bei den anscheinend abgestumpften Nerven des Engländers keine Rede sein konnte, so nahm ich auch keinen Anstand bis in die tiefe Nacht hinein Licht zu halten und mich dem langentbehrten Genusse des Briefleseus hinzugeben.

Den nächsten Tag belehrte uns ein Blick auf die Bucht, daß das Wetter sich nicht gebessert habe und wir uns somit bequemen mußten einen weiteren Tag in Tanger zuzubringen. Dank der Liebenswürdigkeit unseres Consuls war jedoch derselbe nicht so schrecklich, als wir befürchtet hatten.

Vor allem gelang es durch seine Vermittlung unser höchst unsauberes Quartier mit dem eleganten Clubhaus zu vertauschen. Den größten Theil des Tages verwendeten wir unter seiner Führung zur Musterung und zu Ankäufen marrokkanischer Erzeugnisse, von welchen Teppiche und Lederwaaren in Bezug auf Qualität besondere Beachtung verdienen. Den Abend verbrachten wir sehr angenehm in Dr. Schmidl's

Hause. Besonders interessirte uns hiebei seine Darlegung der Handelsverhältnisse Marokko's.

Leider entgeht auch hier unserem Vaterlande eine ziemlich beträchtliche Absatzquelle aus Mangel an Unternehmungsgeist und wahrhaft kaufmännischem Sinn. Die frühere Glas- und Papierzufuhr aus Oesterreich hat fast ganz aufgehört, und gemeine Eisenwaare ist der einzige österreichische Artikel, der sich am marokkanischen Markte zu behaupten vermag.

Am nächstfolgenden Tage heiterte es sich auf, die Tage des Ostwindes waren gezählt, und mit dem Neumonde am 6. April des Morgens trat der langersehnte Westwind ein.

Wir benützten rasch die Gelegenheit und setzten unter Segel um in sechsstündiger Fahrt die Meerenge zu passiren.

Die Straße von Gibraltar gewährt durch die grotesken Formen der sie bildenden Küsten und durch die schönen Gefilde Südspaniens, die sich um die Stadt Tarifa ausbreiten, einen äußerst interessanten Anblick. Die zahllosen Segel, welche von allen Seiten des atlantischen Oceans zuströmend gleich uns die günstigen Chancen für das Einlaufen in's Mittelmeer benutzten, trugen bei, dem Bilde das entsprechende Leben zu verleihen. Auch an Dampfern fehlte es nicht, und wir konnten uns aus dieser regen Schifffahrtsbewegung einen Begriff von dem ungeheuern Handelsverkehr machen, der über diese Straße seinen Weg nimmt.

Bald fuhr ein Schiff vor, bald mußte einem anderen ausgewichen werden, und so ist es begreiflich, daß bei Nacht oder bei nebligem Wetter die Meerenge oft Schauplatz jener traurigen Unglücksfälle sein muß, die durch Zusammenstöße herbeigeführt, meist große Verluste an Menschenleben und Hab und Gut nach sich ziehen. Nichtsdestoweniger muß man leider eine große Zahl von Collisionen zur See sträflicher Nachlässigkeit oder Halsstarrigkeit zuschreiben. In Bezug darauf muß ich hier ein ungebührliches Benehmen der Handelsschiffe gegenüber Kriegsschiffen erwähnen, welches wir sowohl in der Meerenge, als auch später im Mittelmeere wiederholt und zwar meist bei Engländern und Amerikanern zu beobachten die Gelegenheit hatten.

Auf das Sprichwort „der Geſcheidtere gibt nach“ in der für ſie zwar nicht ſchmeichelhaften Anwendung bauend, wird immer das Ausweichen dem Kriegsſchiffe zugemuthet. Abgeſehen von der ſo ausgeſprochenen durch „time is money“ nur wenig zu entſchuldigenden Prepotenz kommen jedoch Fälle vor, wo das Kriegsſchiff in Befolg der internationalen Ausweichsvorſchriften, um das dem anderen Schiffe zukommende Manöver nicht zu beirren, ſeinen Curs genau beibehalten muß und abſolut nicht ausweichen darf. Wenn man daher auch ſieht, daß das entgegenkommende Schiff keine Vorkehrungen zum Ausweichen trifft, ſo zögert man begreiflicherweiſe lange, ehe man den Vorſchriften zuwider handelt und ſich ſo ſeines guten Rechts begibt. Oft iſt es dann zu ſpät, und ſelbſtverſtändlich das ſchwächer gebaute Handelsſchiff das Opfer ſeiner Halsſtarrigkeit.

Fünfzehntes Capitel.

Gibraltar.

Eindruck der Stadt. — Ein Gang durch die Festung. — Die Felsenkasematten. — Aussicht von der Signalstation. — Ritt nach Algeciras. — Gesellschaftliches Leben in Gibraltar. — Schrecklicher Unglücksfall. — The Convent. — Im Mittelmeer. — Bordleben zu Ende der Campagne. — Ankunft in Pola.

Den 6. April Vormittags ankerten wir nach langer Zeit wieder auf europäischem Boden, und zwar in der weiten Bucht von Gibraltar.

Obwohl für die Meisten von uns kein neuer Anblick machte der ungeheuere, nackte Felsblock mit der an seinem Fuße gleichsam angemalten Stadt und mit den zahlreichen kunstvollen Batterien, dann der rege Schifffahrtsverkehr den gleich imponirenden Eindruck wie beim ersten Besuche. Gibraltar ist und bleibt ein sprechender Beweis des politischen und commerciellen Scharfblickes und der großen militärischen Leistungsfähigkeit der Engländer, und flößt daher jedem Besucher unwillkürlich Achtung vor dieser großen Nation ein.

Zur Zeit unseres Eintreffens war die Rhede nicht wie gewöhnlich mit Schiffen überfüllt; der rasche Wechsel der Winde hatte sowohl die auswärts als die für die Mittelmeerhäfen bestimmten Segelschiffe hinausgelockt, und es war nur die Flotte von Kohlen-Depôtschiffen mit ihren stets wechselnden Dampferkunden geblieben.

Von Kriegsschiffen fanden wir die englische Panzerfregatte „Invincible", den italienischen Dampfer „Dora" und die portugiesische Corvette „Duque de Terceira" vor Anker.

Letztere war eine halbe Stunde vor uns eingetroffen. Bei unserem Auslaufen von Tanger gewahrten wir sie unter Dampf und Segel auf gleicher Höhe in der Straße, und bei dem sich entspinnenden Wettlaufe hielten wir, obwohl blos auf die Segel angewiesen, derart gut Stand, daß sie nur den erwähnten kleinen Vorsprung gewann.

Die vollkommen modern gebaute Stadt Gibraltar bietet dem Touristen wenig.

Hat man sich durch die doppelten Thore des sogenannten Old Mole durchgearbeitet, so schreitet man durch eine endlos lange Straße mit allerlei Verkaufsläden, in welcher der regste Verkehr herrscht. Matrosen aller Nationen, Spanier, Portugiesen, Mauren, Juden, sowie die so nett gekleideten englischen Soldaten tummeln sich hier bunt durcheinander. Auch an Fuhrwerken fehlt es nicht. Dies ist aber auch Alles, denn bergaufwärts von dieser Straße ist zumeist nur elendes Winkelwerk zu sehen, seewärts stößt man gleich auf Bastionen und Festungsmauern.

Casernen und Magazinen begegnet man häufig; einige Kirchen, das Theater, die Bibliothek und ein äußerst luxuriös und praktisch eingerichtetes Bad sind das Ganze, was man an hervorragenden öffentlichen Gebäuden anführen kann. Ist man jedoch über die Zugbrücke und die Kugelparks des Südthores, an welchen, nebenbei gesagt, noch ein steinerner Doppelaar aus der ersten Occupation Gibraltar's durch den Landgrafen von Hessen sichtbar ist, außerhalb der Stadt angelangt, so wird man angenehm durch den hübschen Elliotgarten überrascht. Um die mehr große als geschmackvolle Bronzestatue dieses berühmten Vertheidigers von Gibraltar breitet sich ein ausgedehnter Park mit hübschen Bosketen und einigen sorgsam gepflegten exotischen Pflanzen aus. Zwei Mal der Woche spielt hier die Militärmusik, und es versammelt sich dann die schöne Welt Gibraltar's, die Mantille und der englische Reitanzug in fröhlicher Eintracht, um unter den schattigen Alleen zu lustwandeln und die herrliche Aussicht auf die See zu genießen.

Südlich vom Elliotgarten, gemeiniglich Alameda genannt, bis zum äußersten südlichen Vorsprung des Felsens, der Europaspitze, sieht man nur Regierungsgebäude. Zuerst die netten villaartigen Officierswohnhäuser,

Gibraltar.

dann rechts das kleine, aber zweckmäßig eingerichtete Seearsenal, endlich die Casernenstadt, wo der Haupttheil der über 6000 Mann zählenden Garnison von Gibraltar in der bei den Engländern normirten höchst comfortablen Weise Unterkunft findet.

Großes Interesse gewährt dem Reisenden die Besichtigung der berühmten Felsengallerien.

Mit großer Zuvorkommenheit wird vom Gouverneur den Officieren fremder Kriegsschiffe die Erlaubniß zum Besuche derselben gewährt. Auf Vorweisen der Erlaubniß-Karte beim Eingangsposten wird dem Besucher der „district gunner" als Führer zugetheilt, und man kann dann alle die höchst kunstvoll in den Felsen gehauenen Casematten und Irrgänge, welche man unter den Namen Felsengallerien begreift, nach Herzenslust durchstreifen.

Obwohl auch schon mit neueren Geschützen versehen, so dürften die Felsenbatterien bei einer künftigen Belagerung von Gibraltar nicht mehr die frühere große Rolle spielen. Einerseits sind sie gegen die Landseite gerichtet, von wo aus ein Angriff über den neutralen Grund, so heißt die schmale sandige Landzunge, die Gibraltar mit dem Festlande verbindet, kaum mehr unternommen werden dürfte; anderseits ist anzunehmen, daß die großen Granaten der modernen Belagerungsgeschütze arge Verwüstungen in den engen Räumlichkeiten anrichten, die Verbindungen der einzelnen Geschützstände unterbrechen, und somit die Batterien verhältnißmäßig bald zum Schweigen bringen würden.

Da Gibraltar bei der Breite der Straße und den jetzigen Panzerschiffen gegenüber wohl nur insoferne die Meerenge beherrscht, als seine Bucht als Operationsbasis einer stets gerüsteten Flotte dienen kann, so wird wohl mit Ausnahme dessen, der sich in den dauernden Besitz des Platzes setzen will, kaum jemand daran denken, es anzugreifen, es sei denn um das daselbst befindliche, ziemlich exponirte Seearsenal und die Vorrathsmagazine zu zerstören. Um dies zu verhindern, sind auf der ganzen Westseite der Stadt bis zur Europaspitze Batterien der modernsten und schwersten Geschütze angelegt, und liegt in diesen der Schwerpunkt der gegenwärtigen Befestigung Gibraltar's.

Von der obersten, beiläufig 800 Fuß über dem Meere befindlichen Gallerie, der St. George Hall, einer verhältnißmäßig geräumigen natürlichen Kalksteinhöhle, gelangt man über musterhaft gehaltene Serpentinen in kurzer Zeit auf den höchsten Punkt des Felsens, der 1300 Fuß über dem Meere gelegenen Signalstation.

Die Rundsicht, die man hier genießt, ist höchst lohnend. Die Vogelschau der Bucht mit der tief zu den Füßen liegenden Stadt, die Nußschalen gleichenden verankerten Schiffe, die gegenüber liegende spanische Küste von S. Roque bis Tarifa; im Süden die Berge von Ceuta, ja selbst das entfernte Tanger mit dem Ocean im Hintergrunde und die mit Segeln bedeckte Meerenge; endlich gegen Osten das blaue Mittelmeer und die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada.

Imposant und für schwache Nerven schwindelerregend ist die fast senkrechte Ostwand des Felsens, deren Fuß direct von der See bespült wird, und somit auch gar keiner künstlichen Vertheidigungsmittel bedarf.

Uns wurde durch das Fernrohr des Signalwächters der seltene Anblick einiger der auf Gibraltar vorkommenden wilden Affen zu Theil. Nach Aussage des Unterofficiers, welcher das vorerwähnte Amt bekleidet, sollen sie gegen Bekannte sehr zutraulich sein und hie und da der Signalstation, wo man ihnen Leckerbissen darreicht, ganz zutraulich Besuche abstatten.

Auf halber Höhe des Felsens über der Stadt befinden sich die großartigen Cisternen, die seinerzeit ausschließlich Gibraltar mit Wasser versorgten. Neuester Zeit wurde jedoch am neutralen Grunde eine Quelle gefunden, deren Wasser in die Stadt gepumpt wird, und man reservirt das Cisternenwasser, sowie jenes aus den Destillirapparaten für außerwöhnliche Verhältnisse.

Wie begreiflich bietet die enge Festung und der nackte Felsen für Freunde der Natur, besonders während der heißen Jahreszeit, keinen angenehmen Aufenthalt, und es suchen daher die Bewohner Gibraltar's durch Ausflüge nach den nächst gelegenen spanischen Ortschaften oder durch Beziehen einer Sommerfrische daselbst sich zu entschädigen. Jeden

Nachmittag sieht man förmliche Caravanen von Spaziergängern zu Fuß, zu Pferd oder in Wagen, welche über den neutralen Grund nach Campamiento, oder dem malerisch auf dem Gipfel eines Hügels gelegenen S. Roque pilgern. In Campamiento hat sich eine englische Colonie gebildet, und Geschäftsleute, ja sogar Militärs, bringen hier die heißen Sommertage außerhalb der Festungsmauern in mitunter recht geschmackvollen Villen zu.

Ein sehr lohnender Ausflug ist auch jener in das in der Luftlinie kaum eine geographische Meile von Gibraltar entfernte spanische Hafenstädtchen Algeciras. Obwohl zwei Mal des Tages Localdampfer zwischen beiden Städten verkehren, so ist bei dem geringen Comfort, den dieselben bieten, der Ausflug zu Lande vorzuziehen. Auch wir wählten mit der Seeleuten eigenthümlichen Vorliebe für Reitpartien den Weg auf festem Boden, als wir uns eines schönen Frühlingsnachmittags zu dem Ausfluge anschickten.

Das sehr günstige Terrain, fester Ufersand, da man zumeist längs des Strandes reitet, und die guten Pferde, welche man in Gibraltar sehr wohlfeil zu miethen bekommt, machten schon den Ritt als solchen sehr angenehm. Aber auch Algeciras selbst ist ein recht einnehmender Ort.

Wie gewöhnlich in spanischen Städten bildet hier eine vor der Kathedrale befindliche Plaça de la Constitucion mit schönem Brunnen und wohlgepflegten Gartenanlagen den Mittelpunkt des Ortes.

Die Straßen sind zwar etwas mittelalterlich gepflastert, jedoch sehr rein, und bestehen größtentheils aus einstöckigen, zierlich bemalten Häusern.

Eine von den Mauren herstammende Eigenthümlichkeit der Häuser, der schön gepflasterte Hof mit der Fontaine und der reichen Blumeneinfassung, durch die offen stehenden Hausthore leicht wahrzunehmen, macht einen äußerst freundlichen Eindruck. Ebenso fallen dem Fremden die gleich Auslagkästen hervortretenden Fenster des Erdgeschosses auf, deren grüne Jalousien die in der leichten Spitzen-Mantille so verführerisch aussehenden andalusischen Schönen so gerne benutzen, um die Vorbeigehenden zu beobachten.

Der Hafen von Algeciras ist klein und beherbergt zumeist nur Küstenfahrer; auffallend ist das gesuchte Zur-Schau-tragen der spanischen Flagge, mit welcher selbst die kleinsten Boote versehen sind, gleichsam als wollte man gegenüber der beschämenden Nähe des englischen Gibraltar die Angehörigkeit zu Spanien nachdrücklichst hervorheben. Vom Quai genießt man auch eine hübsche Aussicht auf Gibraltar; der gigantesk Felsen, dessen Umrisse von hier gesehen von phantasiereichen Köpfen

Elliotgarten in Gibraltar.

jenen eines ruhenden Löwen ähnlich gefunden werden, scheint ganz isolirt aus der See hervorzuspringen, indem der neutrale Grund unter dem Horizonte verschwindet.

Obwohl unser Aufenthalt in Gibraltar kaum über eine Woche währte, so hatten wir doch Gelegenheit auch einen kleinen Einblick in die dortige Gesellschaft zu machen. In Seestädten, besonders in jenen des Mittelmeeres, wo sich Kriegsschiffe nur kurze Zeit aufhalten, geht man eben über die gewöhnlichen Förmlichkeiten hinaus und zieht den Stab derselben durch Vermittlung des betreffenden Consuls gleich beim Eintreffen des Schiffes in den Gesellschaftskreis.

Wie überall wo Engländer sind, ist auch in Gibraltar das gesellschaftliche Leben rege entwickelt, und man sucht durch Bälle, Concerte und andere Festlichkeiten etwas Abwechslung in das sonst eintönige Festungsleben zu bringen. Bei der bekannten Unlust der Engländer fremde Sprachen zu lernen, ist der häufige Gebrauch der spanischen Sprache in allen Kreisen, wo nicht ausschließlich Engländer zusammenkommen, höchst auffallend. Wohl mag der rege Verkehr mit dem spanischen Festlande viel hiezu beitragen, allein der Hauptgrund, daß trotz der Majorität der Engländer die Sprache der Bewohner spanischer Abkunft vorherrscht, dürfte in jenem, durch lebhafte Vaterlandsliebe genährten Widerstande zu suchen sein, den die romanischen Nationen oft mit Erfolg den Entnationalisirungsversuchen entgegensetzen.

Gleich den Tag nach unserer Ankunft wurden wir zu einem jener Subscriptionsbälle geladen, die sich in Gibraltar wegen ihrer Eleganz und wegen des Alt und Jung gleich befriedigenden zweckmäßigen Arrangements allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Leider war zu Anfang dieses Jahres eines dieser Feste Zeuge eines gräßlichen Unfalls.

Ein junges Mädchen hatte beim Weggehen in der Garderobe am Aermel ihres Kleides Feuer gefangen. Dieses wurde anscheinend gelöscht, worauf die junge Dame ihren Ueberwurf nehmend ihrer Gesellschaft zum Wagen folgte. In einem der engen Corridore schlugen plötzlich helle Flammen von ihr empor; eine heillose Verwirrung entstand; in der Absicht die Flammen zu dämpfen wurden so viele Mäntel auf sie gehäuft, daß sie fast erstickte und zum Theile auch aus diesem Grunde bald darauf unter den unsäglichsten Qualen den Geist aufgab.

Begreiflicherweise mußte dieser tragische Vorfall den Schauplatz desselben für Viele, wenigstens für einige Zeit abschreckend machen, und dies erklärte wohl genügend, daß auch die von uns besuchte Unterhaltung verhältnißmäßig nur wenig Theilnehmer fand.

Das Centrum der specifisch englischen Militärgesellschaft ist „The Convent“, die Residenz des Gouverneurs von Gibraltar, gegenwärtig Sir Fenwick Williams, der durch seine besondere Tapferkeit im Krimkriege rühmlichst bekannte General. Abgesehen von der Liebenswürdigkeit, mit

welcher Sir Fenwick in seinen glänzenden Salons die Honneurs zu machen versteht, ist auch der Besuch des Convents wegen der daselbst aufgestapelten auf die Geschichte Gibraltar's bezughabenden Merkwürdigkeiten höchst interessant. Unsere Bewunderung erregte besonders der alterthümliche Speisesaal, wo sich nicht nur die Portraits und die Wappen sämmtlicher Gouverneure von Gibraltar befinden, sondern auch die bildlichen Darstellungen sämmtlicher auf Gibraltar bezughabenden Gefechte zu sehen sind, darunter Meisterstücke, sowohl in Oel als im Kupferstiche.

Rasch verflog derart unser achttägiger Aufenthalt, während die Corvette in dieser Zeit sich mit Wasser und Lebensmittelproviant auf 30 Tage versorgt hatte. Am 13. April seeklar, verließen wir den nächstfolgenden Morgen Gibraltar und hielten begünstigt von einer frischen Westbrise unter allen Segeln unsern Einzug in das Mittelmeer.

Mit diesem Momente tritt bei einer transatlantischen Expedition im Bordleben eine entschiedene Wendung ein.

Das abenteuerliche Gefühl, welches den Seemann im Ocean unwillkürlich beschleicht, da dort oft kleine Umstände entscheiden, ob man diesen oder jenen Continent anlegelt, ob das Reiseprogramm gleich auf Monate hinaus geändert wird oder nicht, ist geschwunden. Im Mittelmeere kann die Reise kürzer oder länger dauern, allein anomale Verhältnisse sind nicht von großer Tragweite, indem man stets einen Hafen in der Nähe hat, und mittelst der zahlreichen Signalstationen jeden Augenblick sich nach allen Richtungen hin telegraphisch in Verbindung setzen kann. Die Rückkehr des Schiffes in den heimatlichen Hafen und somit das Ende der Campagne sind in berechenbare Nähe gerückt. Alles an Bord rüstet sich darnach. Alles verräth, daß die Tage des Zusammenseins gezählt sind.

In dankbarer Erinnerung bewahrt [illegible]

erste Lieutenant abzurüsten und dem Arsenale zu übergeben hat. Für diesen und den Bordverwalter kommen jetzt schwere Tage. Alle Rechnungen müssen geschlossen, all' die tausendfachen Transactionen, die während der langen Reise in Bezug auf Bemannung und Material vorgekommen sind, müssen übersichtlich geordnet, noch schwebende geregelt werden.

Der Einzelne benützt jeden freien Augenblick, um seine Privatverhältnisse zu regeln. Alles packt und ordnet. Da werden die Reichthümer gesichtet, die sich durch Einkäufe in den einzelnen Stationen angesammelt haben, und deren Vertheilung an Angehörige und Bekannte geplant. Leider wie es bei den Raumverhältnissen an Bord nicht anders sein kann, erweist sich mancher sorgsam gehütete Schatz durch Feuchtigkeit verdorben, auch dieser oder jener seltene Vogel ist dem nordischen Klima oder einer Ratte zum Opfer gefallen. Glücklicherweise können diese Lücken noch leicht ausgefüllt werden, da bei so einer Reise der Bordgroßhändler, der Speisemeister, gewöhnlich große Vorräthe an Merkwürdigkeiten der besuchten Länder anlegt. Auch der Doctor mustert seine Sammlungen, die er dem Museum seiner Vaterstadt zu verehren gedenkt, ebenso schließt er freudig das Krankenprotokoll ab, besonders wenn aus denselben wie bei dem unseren ersichtlich wird, daß der Gesundheitszustand an Bord während der ganzen Reise ein ausgezeichneter war.

In der Cadetenmesse herrscht eine getheilte Stimmung. Wenn auch die Rückkehr in die Heimat angenehm berührt, so wird die Freude dadurch geschmälert, daß vor der in Aussicht stehenden schweren Officiersprüfung ein Aufsuchen der im Inlande befindlichen Verwandten kaum stattfinden kann.

Auch vor dem Maste ist die baldige Abrüstung des Schiffes auf der Tagesordnung.

Infolge der kurzen Dienstpflicht ist bei vielen Matrosen mit der Campagne auch die Dienstzeit zu Ende, und nun werden rosige Pläne für die Zukunft gemacht. Die Mannschaft erhält an Bord blos die Hälfte ihrer Gebühren ausbezahlt, der Rest wird ihr bei der Ausschiffung verabfolgt. Bei einer längeren Reise wächst dieses Depositum

mitunter bis auf einige hundert Gulden an, und diese mit den andern Ersparnissen, welche die genügsamen Dalmatiner machen, sind ausreichend, um beim Verlassen des Dienstes das Liebchen heimführen zu können und sich auf irgend einen der Scoglien einen selbstständigen Hausstand zu gründen, oder um ein Boot zu kaufen und sich derart einen Lebenserwerb zu verschaffen. Auch hat der erfahrene Matrose für Andenken von der Reise gesorgt, und der Sack, welcher seine Effecten enthält, birgt auch manche Merkwürdigkeit. Auf das Grellste gefärbte Kästchen, große Muscheln und gar schöne, bunte Seidentücher finden sich da sorgsamst in Lappen verwahrt.

Anders ist es bei dem mehr leichtlebigen Festländer, besonders dem Wiener. Was ihm von seinem flotten Leben beim Landgang geblieben, hat er höchstens zum Ankauf von Photographien verwendet, die er den staunenden Zuhörern im Vaterhause bei seinen Erzählungen von den „Wilden" in Madagaskar und den „Flußrössern" in Zanzibar als Beleg vorzuweisen gedenkt.

Unter solchen Umständen wurde uns die Fahrt durch das Mittelmeer kaum zu lang.

Am 19. April wurde Cap Palos, fünf Tage darauf das malerische an der Westspitze Siciliens befindliche Maritimo gesichtet, sodann der Canal von Malta passirt. Den 2. Mai in der Nähe von Corfu durchschnitten wir die Route, welche die Corvette vor anderthalb Jahren auf der Fahrt nach Port Said innehatte, und somit war der Kreis geschlossen, welchen die Helgoland um Afrika bei Zurücklegung von beiläufig 24.000 Seemeilen in 237 Segeltagen beschrieben hatte.

Am 4. kam die Insel Lissa und dann der Reihe nach die übrigen heimischen Scoglien in Sicht; endlich den 7. Mai 1875 ankerte die Helgoland im Hafen von Pola.

O! wonnevolles Gefühl, das der Wiederkehr in das Vaterland!

Wenn im fernen Lande unter fremden Menschen, unter den angenehmsten Verhältnissen, sowie in Gefahr und Noth sich stets der Gedanke an die weite Heimat, an die theuern Lieben einstellt, wenn dem Fremden gegenüber, jeden Heimischen Zank vergessend, der Landsmann dem

Landsmanne im erhebenden Bewußtsein begegnet, einem mächtigen Reiche anzugehören, wie pocht da erst das Herz, wenn das Auge nach jahrelanger Abwesenheit wieder die heimischen Gefilde, den Schauplatz der goldenen Jugendzeit erschaut.

Möge es anderswo noch so schön sein, mögen andere Länder Dich in mancher Beziehung übertreffen, Du o Vaterland, wo der stolze Doppelaar mit der weitleuchtenden Devise „Viribus unitis“ die hohen Alpen wie die weiten Donau-Ebenen gleich schützend umkreist, Du allein vermagst Deine Söhne zu jener dauernden Liebe und Anhänglichkeit zu begeistern, die sie Dir Alle, und Deine Seeleute nicht die letzten darunter, in so hohem Maße zollen.

Zusammenstellung der von der Helgoland gemachten Fahrten.

Strecke	Datum von	Datum bis	Seetage	Anzahl der Tage an welchen die Maschine gebraucht wurde	Zurückgelegter Weg nach dem Logg	Durchschnittsweg per Tag	Mittel-Geschwindigkeit per Stunde	Weg über dem Meeresgrunde (Strömung einbegriffen)
					See-Meilen			
Pola-Fasana — Lissa	$^{11}/_{11}$; $^{12}/_{11}$ 78	$^{13}/_{11}$ 73	1	1	184	184	7·7	184
Lissa — Port Said	$^{16}/_{11}$ 73	$^{28}/_{11}$ 73	7	6	1121	160	6·6	1150
Port Said — Suez	$^{29}/_{11}$ 73	$^{1}/_{12}$ 73	3	3	89	30	—	89
Suez — Djiddah	$^{3}/_{12}$ 73	$^{9}/_{12}$ 73	6	2	598	100	4·2	632
Djiddah — Aden	$^{11}/_{12}$ 73	$^{16}/_{12}$ 73	$5^{1}/_{2}$	$5^{1}/_{2}$	745	138	5·6	680
Aden — Tumbat — Zanzibar	$^{25}/_{12}$ 73	$^{14}/_{1}$ 74	$20^{1}/_{4}$	3	2341	115	4·8	2461
Zanzibar — Bagamoio — Nossi-Beh	$^{31}/_{1}$, $^{4}/_{2}$ 74	$^{15}/_{2}$ 74	$11^{1}/_{2}$	2	780	68	2·8	790
Nossi-Beh — Sancassi — Majunga	$^{22}/_{2}$, $^{23}/_{2}$ 74	$^{25}/_{2}$ 74	$2^{1}/_{2}$	2	188	75	3·1	186
Majunga — Tullear	$^{3}/_{3}$ 74	$^{16}/_{3}$ 74	13	3	779	60	2·5	770
Tullear — Mauritius	$^{20}/_{3}$ 74	$^{10}/_{4}$ 74	$21^{1}/_{4}$	3	2489	117	4·9	2522
Mauritius — Mauritius	$^{17}/_{6}$ 74	$^{28}/_{6}$ 74	11		1129	103	4·3	1140
Mauritius — Simonsbai	$^{18}/_{7}$ 74	$^{18}/_{8}$ 74	30		2739	91	3·8	3340
Simonsbai — St. Helena	$^{12}/_{9}$ 74	$^{29}/_{9}$ 74	17		1705	100	4·2	1890
St. Helena — S. Miguel	$^{6}/_{10}$ 74	$^{30}/_{11}$ 74	55	(2 Tage in Schlepp)	4832	88	3·7	4987
S. Miguel — Tanger — Gibraltar	$^{14}/_{3}$ 75	$^{29}/_{3}$, $^{0}/_{4}$ 75	$15^{1}/_{2}$		1598	103	4·3	1630
Gibraltar — Pola	$^{14}/_{4}$ 75	$^{7}/_{5}$ 75	$23^{1}/_{2}$		2188	93	3·9	2218
Während der ganzen Campagne			243	$30^{1}/_{2}$	23505	98	4·1	24699

Cyklone im Nordatlantischen Ocean

erfahren von

S. M. Corvette Helgoland in der Nacht vom 17. auf den 18. November 1874*).

Die Corvette „Helgoland" war am 6. October 1874 von St. Helena ausgelaufen, um nach Gibraltar zu segeln.

Der erste Theil der Reise verlief ganz normal, der SE-Passat war frisch und stetig und erstreckte sich bis auf 6° Nordbreite, auf 8° Nordbreite wurde der NE-Passat angetroffen und begleitete dieser das Schiff bis zum 20. Parallel, der am 4. November auf ungefähr 37° Westlänge (Greenw) geschnitten wurde.

Hier nun flaute der Passat gänzlich ab**), es traten S- und SW-liche Brisen ein, hierauf am 11. November wieder NE, wonach am 14. Windstille und veränderliche Brisen folgten. Bis dahin war das heiterste Wetter, das Barometer befand sich über der normalen Höhe und machte die tägliche Schwankung mit größter Regelmäßigkeit durch.

Nun aber begann dasselbe zu fallen, das tägliche Maximum war am 16. kaum mehr markirt, der Himmel bewölkte sich mit Cirrocumulus und Stratus und eine gekreuzte See aus NE und SE machte sich fühlbar.

In der Nacht vom 16. auf den 17. November umzog sich der Himmel gänzlich mit Nimbus, im Nordwesten blitzte es, und setzte böiger SSE-licher Wind ein.

Den 17. Mittags begann es zu regnen, die ESE-liche See nahm, obgleich der Wind eine südlichere Richtung hatte, an Stärke zu, das Barometer ging abwärts, ohne sich zur Zeit des vormittägigen Maximums auch nur aufzuhalten.

Der Wind ließ gegen 4 Uhr Nachmittags etwas nach, allein der Regen fiel in Strömen und da der stündliche Fall des Barometers bedeutend zunahm, wurden Vorbereitungen für schlechtes Wetter getroffen.

Der Himmel schien nun nur mehr eine bleierne Wolke und der Regen wurde so stark, daß man nach Sonnenuntergang kaum auf einige Schritte vor sich sehen konnte.

*) Diese Abhandlung wurde ursprünglich in der Zeitschrift für Meteorologie, Jahrgang 1875, Augustheft, veröffentlicht.

**) Diese Störung dürfte im Zusammenhang mit dem westindischen Orkan gleichen Datums gewesen sein.

Um 7¾ Uhr Abends, nach einem fast momentanen Fall des Barometers um 1·5mm, brach eine schwere Böe aus Ost herein, so daß eiligst die Segel gekürzt werden mußten.

Rasch nahm der Sturm an Stärke zu, von E nach ESE übergehend, erreichte er in den heftigsten Böen zwischen 10 und 11 Uhr die Stärke 11 (nach Beaufort), so daß trotz der wenigen Sturmsegel das nördlich steuernde Schiff mit höchst bedeutender Fahrt durch die brodelnde See schoß.

Der stündliche Fall des Barometers betrug um 11 Uhr schon 1·8mm und obwohl der Sturm seit 8 Uhr seine Richtung nur wenig verändert hatte und auch Ort und Jahreszeit dagegen sprachen, gelangte man nun zur Ueberzeugung, es mit einem Wirbelsturme zu thun zu haben, da schließlich der Wind nicht mehr viel an Stärke zunehmen konnte, und daher der progressiv wachsende Barometerfall, ebenso wie die eminent böenhafte Natur des Windes, nicht mit einem geradlinigen Sturm im Ocean in Einklang zu bringen waren.

War diese Annahme richtig, so mußte das Centrum des Sturmes sich nahezu direct auf das Schiff zu bewegen und befand sich nach dem Buys Ballot'schen Gesetze, welches selbst nach Meldrum bei dem vorhergegangenen Barometerfall von über 15mm hier anzuwenden gestattet war, in südlicher Richtung vom selben.

In dieser precären Position, wo ein Vor-dem-Winde-laufen und Vorneschneiden der Trajectorie, sowie ein Beiliegen gleich gefährlich schienen, wurde für ein Fortsetzen des nördlichen Curses mit raumer Schotte (auf beiläufig 135° vom Winde) entschieden. Dieser Entschluß war um so mehr gerechtfertigt, als gegen 12 Uhr der Sturm an Stärke etwas nachließ und nach SE umsprang, wonach es evident wurde, daß das Centrum westlich von der Corvette passiren müsse.

Der Zustand der See um Mitternacht war ein wahrhaft imposanter.

Die einzelnen Wellen schienen nach allen Richtungen zu gehen, erhoben sich zu seltener Höhe und überstürzten sich schäumend bei lebhaftem Phosphoresciren des Wassers, der einzigen Lichterscheinung in der vollkommenen Dunkelheit.

Endlich nahm der Regen etwas an Stärke ab, der Wind ging nach SSE über und das Barometer erreichte, nachdem es in der letzten Stunde um volle 2·4mm gefallen war, gegen 1 Uhr Morgens sein Minimum 744·3mm. (Normaler Stand auf dieser Breite 767.)

Nach 1 Uhr fiel nur mehr zeitweise etwas Regen und begann der Wind in Bezug auf Richtung sehr unstetig zu werden. Das Umspringen des Windes war so rasch, daß das einzig gesetzte Vormarssegel nicht genug schnell darnach gerichtet werden konnte, das Schiff an Fahrt einbüßte, und dadurch zwei immense Sturzwellen achter über Bord nahm, welche alles Bewegliche von Deck schwemmten und dem schon beschädigten Steuerruder den Rest gaben.

Um 2 Uhr war das Barometer um 0·2mm gestiegen, der Wind blies aus SSW, wonach das Sturmcentrum schon westlich vom Schiffe passirt sein mußte und sich nordwärts entfernte.

Der Wind nahm nun merklich an Stärke ab, es wurde heller, im Zenith zeigten sich sogar einige Sterne, ringsum war jedoch eine dichte Nebelwand, die besonders in W und NW eigenthümlich festgeballt erschien.

Um 3 Uhr Morgens war SW-, um 4 Uhr WSW-Wind von der Stärke 7, die See blieb gleich außerordentlich hoch und gekreuzt wie früher.

Bei Tagesanbruch des 18. November war die Aufheiterung entschieden, das Barometer stieg zwar langsam aber stetig und der Wind blies in mäßiger Stärke und ziemlich constanter Richtung aus SW.

Gegen Mittag frischte der Wind neuerdings und waren die Böen mit Regen begleitet, allein das continuirlich steigende Barometer, trotz des Zurückspringens der Brise nach SSW, zeigte deutlich, daß das Schiff rasch aus dem gefährlichen Bereiche der Cyklone sich entferne.

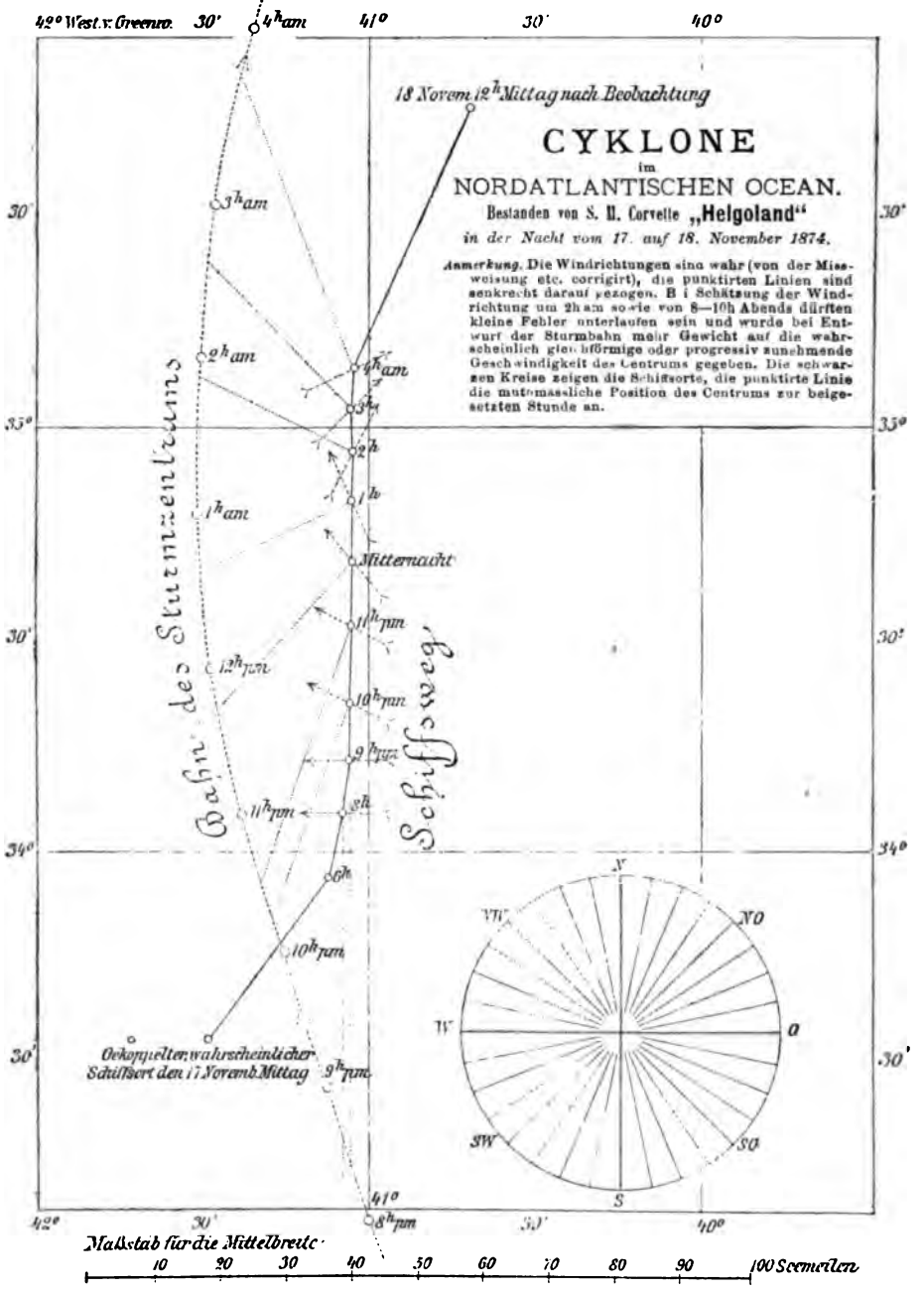
Die folgenden Tage ging der Wind bei steigendem Barometer von W und N nach NE, worauf Windstillen und veränderliche östliche Brisen bei sehr hohem Barometer (mitunter über 778^{mm}) folgten.

Aus dem Gesagten und bei Durchsicht des Tagebuches der Corvette ergibt sich nun, daß die Helgoland eigentlich nur von 8 Uhr Abends des 17. bis 4 Uhr Morgens des 18. November im gefährlichen Bereich der Cyklone, respective der das Centrum umkreisenden Luftmassen sich befand, wie sich aus einer genäherten Bahnbestimmung des Sturmes ergibt.

Obwohl derartige Bahnbestimmungen nach den Beobachtungen eines einzigen Schiffes im Allgemeinen nicht große Ansprüche auf Genauigkeit machen können, so scheint insofern das hier gewonnene Bild ziemlich der Wahrheit zu entsprechen, als, abgesehen von kleinen, aus der stets nur beiläufigen Windschätzung entstehenden Differenzen bei den gewonnenen Positionen des Centrums das Buys Ballot'sche Gesetz sehr gut mit der als wahrscheinlich angenommenen gleichmäßigen Fortbewegungsgeschwindigkeit im Einklange steht.

Hieraus ergibt sich nun der Durchmesser der Cyklone, bei Windstärke über 7, auf 110 Seemeilen, deren paraboliſcher Curs nahezu Nord mit dem Scheitel im Westen, und die Fortbewegungsgeschwindigkeit mit über 20 Meilen per Stunde.

Weitere Schlußfolgerungen auf Basis derart gewonnener Daten wären zu gewagt; überblickt man jedoch die zusammengestellten meteorologischen Beobachtungen, so springt der auffallende Zusammenhang des stündlichen Barometerfalls mit der Entfernung vom Centrum ins Auge. Ebenso läßt sich auf die große Ausdehnung der vorderen Seite des Wirbels im Verhältnisse zu der hinteren, den blos auf ersterer auftretenden Regen, auf das langsame Steigen des Barometers nach Passage des Centrums und den nachziehenden Luftstrom (SSW-Wind), als markirte Züge dieses in Bezug auf Jahreszeit und Ort außergewöhnlichen Wirbelsturmes hinweisen.


42° West v. Greenw.
30'
4h am
41°
30'
40°
18 Novem 12h Mittag nach Beobachtung
CYKLONE
im
NORDATLANTISCHEN OCEAN.
Bestanden von S. M. Corvette „Helgoland"
in der Nacht vom 17. auf 18. November 1874.
Anmerkung. Die Windrichtungen sind wahr (von der Missweisung etc. corrigirt), die punktirten Linien sind senkrecht darauf gezogen. Bei Schätzung der Windrichtung um 2h am sowie von 8—10h Abends dürften kleine Fehler unterlaufen sein und wurde bei Entwurf der Sturmbahn mehr Gewicht auf die wahrscheinlich gleichförmige oder progressiv zunehmende Geschwindigkeit des Centrums gegeben. Die schwarzen Kreise zeigen die Schiffsorte, die punktirte Linie die mutmassliche Position des Centrums zur beigesetzten Stunde an.
35°
34°
30'
3h am
2h am
1h am
4h am
3h
2h
1h
Mitternacht
11h pm
12h pm
10h pm
9h pm
8h pm
7h
6h
10h pm
9h pm
Bahn des Sturmcentrums
Schiffsweg
Oekonstelter wahrscheinlicher Schiffsort den 17 Novemb Mittag
N
NO
O
SO
S
SW
W
NW
41°
42°
Maßstab für die Mittelbreite
10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 Seemeilen

Auszug aus dem Schiffs-Tagebuch Sr. Maj. Corvette „Helgoland“

in Bezug auf die Cyklone vom 17. auf den 18. November 1874.

Tag	Stunde	Windrichtung	Windstärke Beaufort	Barometerstand cor. auf 0° und Tagesm. Mm.	Fall in einer Stunde. Mm.	Bewölkung	Grad	Regen	See	Distanz v. Centrum in Seemeilen	Breite Nord	Länge Westl. von Greenwich	Anmerkung
1874													
14. Nov.	Tagesmittel	ENE	4—5	770·1	—	nimb., cum.	9—2	1.0ᵇ R	b aus NW	—	31° 20′	41°	
15. „	„	E	2—0	66·7	—	cum.	3—2		b „ NE	--	32° 20′	42° 10′	
16. „	„	Calm. und SW	0—1	65·3	--	cir., cum.	2—5		gekreuzt aus	--	32° 40′	42° 10′	
17. „	2ʰ a. m.	SE	2—3	63·5	--	strat.	8—10		NE und	--	--	—	Wetterleuchten und Blitzen in NW.
17. „	6 „	SSE	4	61·8	- 0·42	nimb.	10		SE	--	--	—	
17. „	10 „	SSE	4—6	60·7	—0·28	nimb	10		„		--	—	
17. „	12 „	SSE	4—6	60 4	—0·15	nimb.	10	½ R	„		33° 30′	41° 40′ (29′)	Keine astron. Beobachtung.
17. „	2ʰ p. m.	E-SSE	5—6	59 9	—0 25	„	10	2 R	b aus ESE	-	--	--	
17. „	4 „	S	4	58·5	—0·70	„	10	2 R	b „ ESE	—		-	
17. „	6 „	ESE-S	3—4	57·0	0 —·75	bleierner Himmel	10	2 R	b „ ESE			--	
17. „	8 „	E	4—8	53·9	—1·55	„	10	2 R	sb „ ESE	62	—	-	
17 „	9 „	E	9	51·6	—2·3	„	10	1 R	sb „ ESE	47	-	--	
17. „	10 „	ESE	10	50 5	—1·1	„	10	1 R	sb pyramidal	37	--		
17. „	11 „	ESE	11	48·7	- 1·8	„	10	1 R	„	30	—	--	
17. „	12 „	SE	10	46 7	—2 0	„	10	1 R	„	26	-	--	
18. „	1ʰ a. m.	SSE	10	44 3	—2·4	„	10	1 R	„	23	-	-	
18. „	2 „	SSW	9—8	44·5	+0 2	„	10	½ R	sb aus S	27		--	
18. „	3 „	SW	7—8	44·7	+0·2	„	8—9	-	„	35		-	
18. „	4 „	WSW	7—6	45·7	+1·0	„	7—8	-	„	50	-		
18. „	5 „	WSW	5	46·6	+0·9	nimb., cum.	6	¼ R	sb aus SE und W		--	--	
18. „	6 „	SW	6	46·9	+0·3	„	6	½ R	„	-	--	-	
18. „	7 „	„	6	46 7	- 0·2	cum.	6	--	„	-	-	—	
18. „	8 „	WSW	5	48·6	+1·9	„	6	--	„	-	--	-	
18. „	10 „	„	5	48·5	—0·1	„	6—7	--	„	-	--	-	
18. „	12 „	SSW	5—6	48 5	—0·0	cum., nimb.	8—10	--	„	-	35° 40′	40° 40′	
18. „	2ʰ p. m.	„	6	49·6	+0·55	nimb.	4—10	¼ R	sb aus SE	—	--	—	Immense See, die Steuerbordboots-Krahne eingedrückt, die Boote berühren beim Rollen das Wasser. Heiterud.
18. „	6 „	„	6—7	49·5	—0·02	„	4—10	¼ R	und WNW	-	--	--	Steuerreparatur und Nothsteuerung begonnen.
18. „	10 „	„	6—8	50 6	+0·28	„	4—10	½ R	sb aus SSW	-	--	--	
19. „	Tagesmittel	SSW, W, NW	7—4	57·3	-	nimb., cum.	3, 10, 1	4½ R	aus SW und NW	--	36°	38°	NB. Die Barometer-Ablesungen wurden am Holostérique gemacht, da bei der heftigen See eine genaue Ablesung des Quecksilber-Barometers nicht möglich war.
20. „	„	WNW	4—2	65·4	—	cir., cum.	3	--	b aus NW	--	35° 40′	35° 50′	
21. „	„	N, -E	4·2	70·7	—	cir., cum, nimb.	2—10, 1	1 R	l. bewegt	-	35° 40′	34° 20′	

Ausserordentlich schwüle Luft. Barometer um 7½ʰ 755·7 Mm., 7⅝ʰ steife Böe. Alle Mann auf Deck! Segel verkürzt, bis auf Sturmklüver und gereffte Marssegel, Stengen und obere Raaen auf Deck. — Starkes Phosphoresciren des Wassers, das Schiff liegt 4/8 gekrängt (geneigt), 10ʰ ½ Uhr 11½ Meilen per Stunde gelegt, Sturmklüver in Stücke, Fogstagsegel gesetzt, wird aus dem Leick geblasen, Grossmarssegel aufgegeilt und Sturm in Fetzen gerissen. Um 2 Uhr springt der Wind rasch nach Backbord, das Vormarssegel wird kill, das Fockstagsegel zerreisst und das Schiff nimmt zwei schwere Sturzseen achter über Bord; das Steuer erweist sich als abgedreht.

¼3 Uhr im Zenith einige Sterne sichtbar.

Namens-Verzeichniß

des

Stabes und der Unterofficiere Sr. Maj. Corvette „Helgoland“

während der Campagne 1873—75.

Bezeichnung der Specialitäten	Chargen	Namen	Anmerkung
Commando und Schiffs-Stab	Fregatten-Capitän	Schaffer Carl	Commandant
	Linienschiffs-Lieut. 1. Cl.	Henriquez Hypolit, Ritter von	Ges.-Detailofficier
		Binicki Lukas	Cad.-Instr.-Officier
		Montecuccoli Rudolf, Graf	Batterie-Command.
	Linienschiffs-Fähnriche	Anton Franz	2. Batterieofficier
		Jedina Leopold, Ritter von	Manöver
		Benko v. Boinik Ivo, Freih. v.	Pilotage
	Seecadeten 2. Cl.	Golkowsky Wladimir	
		Urbanitzky v. Mühlenbach Carl	
		Vukovic Emil	
		Kwaszay Ludwig	
		Weber v. Ebenhof Emerich, Freih.	
		Attems Alfred, Graf	
		Hammer-Purgstall Arthur, Frh.	
		Moczarsky Carl, Ritter von	
		Francovich Ivan	
		Burgstaller Heinrich	
		Winter Ludwig	
		Dabrowsky Alfred	
		Fuchs Emil	
	Linienschiffs-Arzt	Dr. Paulay Stefan	
	Corvetten-Arzt	Dr. Neugebauer Victor	
	Mar.-Commiss.-Adj. 2. Cl.	Stoiser Stefan	
	Maschinisten 2. Cl.	Hueber Georg	Leitung
		Talento Carl	
	Maschinist 3. Cl.	Bohdanetzky Johann	

Bezeichnung der Specialitäten	Chargen	Namen	Anmerkung
Deck- und Artilleriedienst	Bootsmann	Sforzina Johann	
	Unterbootsmann	Futschik Johann	Geschützmeister
	Bootsmannsmaat	Kertek Carl	
	Quartiermeister	Canton Johann	
		Cuculich Felix	
		Reif Ottokar	Artillerie-Instructor
		Rossignol Franz	Vormeister 2. Cl.
	Marsgasten	Benussi Georg	
		Bonaldo Cherubin	Vormeister 2. Cl.
		Borovina Stefan	
		Candias Josef	
		Dvorzak Johann	
		Ghidini Ulrich	Artillerie-Instructor
		Glutich Paul	Matrosen-Kanonier
		Legovich Anton	Vormeister 1. Cl.
		Rittosa Anton	
		Spanjol Anton	
		Stipanich Andreas	
		Teuente Anton	Vormeister 1. Cl.
		Zuglich Franz	
Steuerdienst	Unter-Steuermann	Cumicich Vincenz	
	Steuer-Quartiermeister	Szeskay Arpad	
	Steuergasten	Einhorn Alfred	
		Ghercovich Georg	
		Gruber Anton	
Profoßen- und Waffendienst	Unter-Waffenmeister	Lange Adolf	1. Profoß
	Waffenmaat	Frantsitz Carl	2. Profoß
	Waffen-Quartiermeister	Müller Josef	Schreiber
	Waffengast	Zink Jakob	
	Maschinenmaat	Czerdon Ambrosius	
Maschinendienst	Maschinen-Quartiermeister	Rappoich Bela	
		Spazaban Pasquale	
		Schwarzer Carl	
	Maschinengasten	Fellner Alexander	
		Heinrich Johann	
		Jakob Carl	
		Jung Rudolf	
		Trexler Anton	

Bezeichnung der Specialitäten	Chargen	Namen	Anmerkung
Maschinen-dienst	Oberheizer	Dobrowich Peter	
		Michelich Franz	
		Zimmermann Franz	
Civil-Personen	Speisemeister	Robba Franz	
	Stabskoch	Tubaldini Anton	
	Küchenmaat	Dimitrovich Peter	
	Arsenals-Arbeiter 1. Cl.	Derin Nazamius	Zimmermann
	„ „ 1. „	Penso Ferdinand	Kalfaterer
	„ „ 2. „	Gorlatto Nicolo	Segelmacher
	„ „ 2. „	Gheiß Nicolo	Zimmermann
	„ „ 2. „	Sambo Nicolo	Kalfaterer
	„ „ 3. „	Grego Ferdinand	Segelmacher

Im Laufe der Expedition sind undienstbar geworden:

Bootsmannsmaat Castellani Josef, krankheitshalber in Port Louis ausgeschifft.
Matrose 1. Classe Novasselich Matteo, krankheitshalber in Ponta Delgada ausgeschifft.
„ 3. „ Müllner Franz, in Port Louis entwichen.
„ 3. „ Horaczek Franz „ „ „ „
„ 4. „ Punzengruber Anton, gestorben in See.
„ 2. „ Ferletig Peter, gestorben in Majunga.
Meistergehilfe Depolli Franz, gestorben in Ponta Delgada.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Abfahrt von Pola. Wechselvolles Leben des Seeofficiers. — Die Corvette Helgoland. — Die ersten Tage der Ausrüstung. — Abfahrt von Pola. — Lissa. — Das Leben an Bord. — Ankunft in Port Said 7

Zweites Capitel.

Port Said—Cairo—Suez. Die Stadt Port Said. — Ausflug nach Cairo. — Ismailia. — Egyptische Bahnen. — Feldbau in Unter-Egypten. — Zagazig. — Ankunft in Cairo. — Das Theater daselbst. — Besteigung der Pyramiden. — Aussicht von der Spitze. — Das Innere derselben. — Rückfahrt nach der Stadt. — Die Mouski. — Die Hassan-Moschee. — Castell von Cairo. — Die Mehemet Ali Moschee. — Procession mit dem Kisweh. — Auf der Schubraallee. — Nächtlicher Spaziergang nach Alt-Cairo. — Rückkehr an Bord. — Durch die Wüste. — Suez 26

Drittes Capitel.

Djiddah. Schifffahrt im rothen Meere. — Große Hitze. — Deren Einfluß auf das Bordleben. — Feueralarm. — Haifischfang. — Djiddah. — Volkstypen. — Grab der Eva. — Mekkapilger. — Besuch beim Pascha. — Türkische Schiffe. — Fahrt nach Aden 55

Viertes Capitel.

Aden. Vorbereitungen zum Einlaufen. — Eindruck des Ortes. — Sklavenkreuzer. — Steamerpoint. — Stadt Aden. — Cisternen. — Bevölkerung. — Straußfederjuden. — Englische Politik in Arabien. — Fantasia. — Fest in der Cadetenmesse. — Fahrt nach Zanzibar. — Todesfall an Bord 67

Fünftes Capitel.

Zanzibar. Allgemeine geographische Daten. — Klima. — Flora. — Fauna. — Bevölkerung. — Sklavereiverhältnisse. — Volkstrachten. — Missionen. — Aberglaube der Zanzibarioten. — Das Abedjedspiel. — Gebräuche und Sitten

Seite

der Suaheli. — Kriegsmacht, Handel und Einkünfte. — Die Helgoland in Zanzibar. — Vorstellung beim Sultan. — Beschreibung der Stadt. — Häuser der Europäer. — Häuser der Suaheli. — Negerhütten. — Nasimoja. — Reitpartie mit Hindernissen. — Besuch einer Schamba. — Beiramsfest. — Schwertertanz 81

Sechstes Capitel.

Bagamoio. Ankunft. — Empfang der Missionäre. — Leiche Livingstone's. — Besichtigung der Mission. — Organisation derselben. — Missionsschulen. — Erlegung eines Löwen. — Flußpferdjagd. — Ostafrikanische Caravanen. — Ansiedlung der Missionszöglinge 111

Siebentes Capitel.

Nossi-Beh. Wetter im Canal von Mozambique. — Ankunft in Helville. — Mißverständniß wegen der Flagge. — Helville. — Duani. — Ausflug nach Amburumu. — Kaffernkänze. — Baum des Wanderers. — Sakalaven. — Sonntagstreiben. — Zuckerpflanzungen auf Nossi-Beh. — Kraterseen. — Administrative Uebelstände. — Mission in Helville. — Religionsbegriffe der Sakalaven. — Commercielle Wichtigkeit von Nossi-Beh. — Anlaufen von Nossi-Sancassi. — Ein gefährlicher Korallenblock 125

Achtes Capitel.

Majunga. Anlaufen der Bembatookabai. — Hovabehörden. — Besuch der Stadt. — Häuser der Hova. — Untere Stadt. — Officielle Visite beim Gouverneur. — Familienbild. — Malegassische Legende. — Schwierigkeiten bei Einkäufen. — Schule. — Gefängniß. — Bevölkerung Westmadagaskar's. — Diner beim Gouverneur. — Organisation der Hova-Armee. — Gerichtswesen der Hova. — Ball. — Nationaltanz der Hova. — Besuch an Bord. — Todesfall. — Gottesdienst in Majunga. — Gemeingeist der Katholiken. — Blauer Montag. — Politische Verhältnisse Madagaskar's. — Zukunft von Majunga 146

Neuntes Capitel.

Tullear. Böenwetter im Mozambiquecanal. — Dilemma des Wachofficiers. — Klarschiff zum Gefecht. — Ankunft in Tullear. — Tauschhandel. — Captain Martin. — Besichtigung des Ortes. — En tout cas vous n'êtes pas Prussiens? — Minister des Königs Lémérize. — Allgemeines über die Vésen. — Charakter. — Religionsbegriffe. — Gebräuche. — Sonderbare Fiebercur. — Nachtruhe mit Rattengesellschaft. — Besuch des Ministers an Bord. — Scheibenschießen. — Besuch bei Captain Martin 177

Zehntes Capitel.

Seite

Mauritius. Route von Tullear nach Mauritius. — Mann über Bord. — Tribulationen wegen Waſſer und Lebensmitteln. — Ankunft in Port Louis. — Allgemeine Daten über die Inſel. — Beſchreibung der Stadt. — Markthalle. — Theater. — Champ de Mars. — Geſellſchaftliche Verhältniſſe auf der Inſel. — Gegenſatz der engliſchen und franzöſiſchen Creolen. — Gaſtfreundſchaft des Conſuls. — Ausflug auf eine Zuckerplantage. — Arbeiterfrage. — Ghun. — Hirſchjagd. — Grab von Paul und Virginie. — Botaniſcher Garten. — Ball an Bord. — Schwerer Abſchied. — Auslaufen und erneuerte Rückkehr nach Port Louis. — Herzlicher Empfang. — Engliſche Meßinſtitution. — Ausflug nach Mahébourg 202

Elftes Capitel.

Cap der guten Hoffnung. Witterungsverhältniſſe auf der Strecke Mauritius-Capſtadt. — Ankunft in der Simonsbai. — Simonstown. — Fahrt nach der Capſtadt. — Kalksbai. — Wynberg. — Oeffentliche Gebäude in der Capſtadt. — South Afrika Muſeum. — Botaniſcher Garten. — Seapoint. — Hafenbauten. — Rivalität zwiſchen Capſtadt und Port Eliſabeth. — Abfahrt des Poſtdampfers. — Ritt nach der Kloof. — Tractätchenſtürmer. — Ausflug ins Innere. — Wellington. — Bainescloof. — Van Enter's Hôtel. — Einiges über die Colonie. — Neblige Rückfahrt. — Beſuche in Capſtadt. — Ausflug nach einer Straußfarm. — Züchtung dieſer Thiere. — Ertrag der Federn. — Rückweg nach Kalksbai. — Verzweifelte Lage im Quickſand. — Cap-Obſervatorium. — Die „Adventure" ſchleppt uns aus dem Hafen. — Reiſe nach St. Helena. — Heftige See. — Mittagmahl unter ſolchen Umſtänden. — Scheibenſchießen mit Gewehren 254

Zwölftes Capitel.

St. Helena. Eindruck der Inſel. — Jamestown. — Bevölkerung. — Die große Tour. — Ladderhillfort. — Plantationhouſe. — Napoleons Wohnhaus in Longwood. — Vallée du tombeau. — Diana Peak. — Agricole Verhältniſſe der Inſel. — Geſellſchaft in St. Helena. — Abfahrt. — Equatortaufe. — Cyklone. — Schiffsleben bei Unwetter. — Im Schlepp der „Trinacria". — Ankunft in Ponta Delgada 284

Dreizehntes Capitel.

San Miguel. Unabhängigkeitsfeſt der Portugieſen. — Eindruck der Stadt Ponta Delgada. — Tedeum in der Kathedrale. — Theater paré. — Allgemeine Daten über San Miguel. — Hafenbauten. — Bevölkerung. — Deren Charakter und Sitten. — Die Helgoland als Pilgerungsobject. — Club

Seite

Michaelense. — Benefice einer Primadonna. — Verzögerung des Holzes zur Steuererzeugung. — Der Carneval in San Miguel. — Das Entrudospiel. — Orangengärten und Ananasbau. — Ausflug nach Furnas. — Ribeira Grande. — Anblick von Furnas. — Heiße Quellen daselbst. — Besteigung des Pico da Vigia. — Dorfball. — Villa franca. — Sette Cidades. — Abschiedsfest. — Reise nach Tanger 310

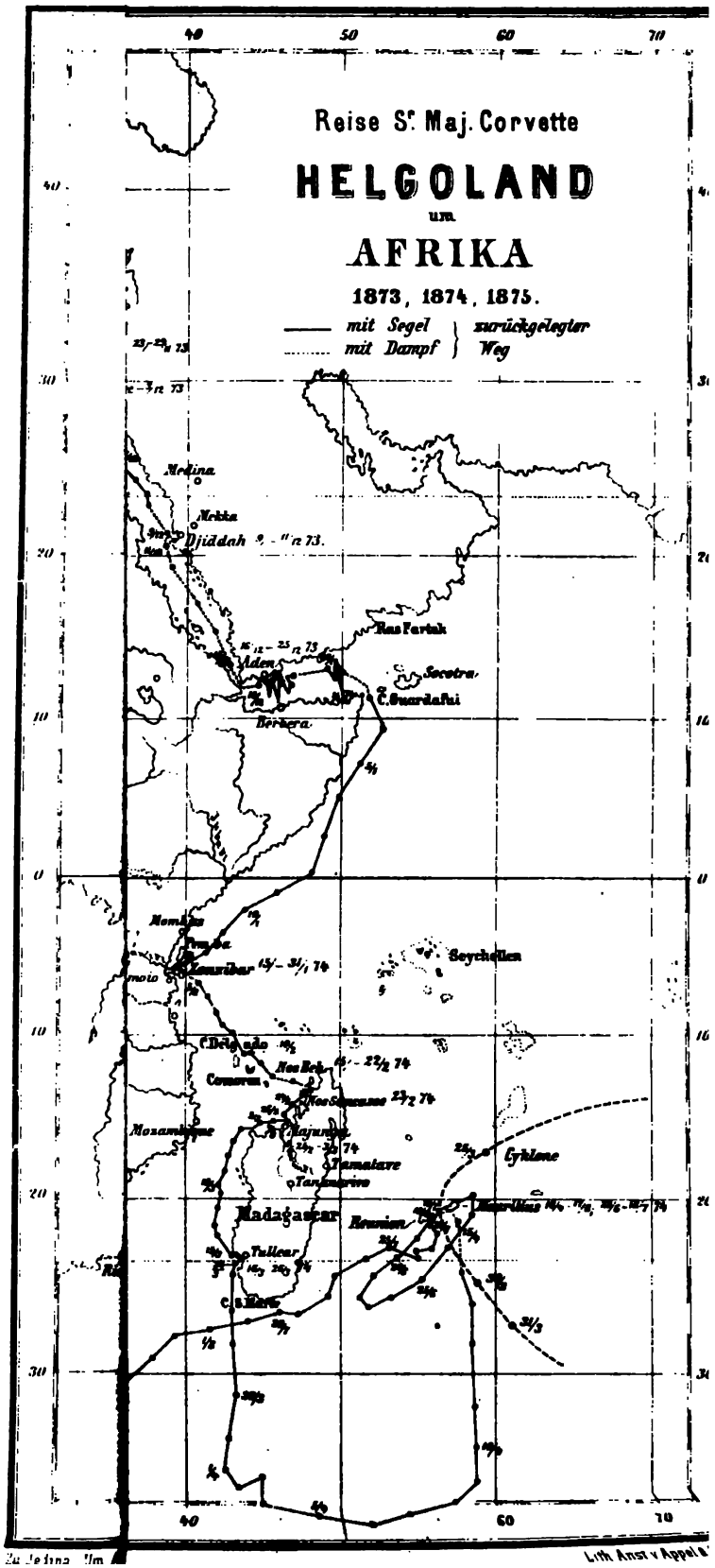
Vierzehntes Capitel.

Tanger. Anblick der Stadt. — Beschwerliches Landen. — Bazar. — Die Citadelle Kasbah. — Besuch beim Pascha. — Vor dem Thore. — Ritt zur gestrandeten „Ortensia". — Zustand des Wracks. — Abdul Kader's Erlebnisse in Wien. — Erzählung des Capitäns der „Ortensia". — Unbequeme Unterkunft. — Fahrt durch die Straße von Gibraltar. — Ursache von Schiffszusammenstößen 344

Fünfzehntes Capitel.

Gibraltar. Eindruck der Stadt. — Ein Gang durch die Festung. — Die Felsenbatterien. — Aussicht von der Signalstation. — Ritt nach Algeciras. — Gesellschaftliches Leben in Gibraltar. — Schrecklicher Unglücksfall. — The Convent. — Im Mittelmeer. — Bordleben zu Ende der Campagne. — Ankunft in Pola 359

Anhang: Zusammenstellung der gemachten Fahrten. — Ausführliche Beschreibung der Cyklone. — Namens-Verzeichniß des Stabes und der Unterofficiere.


Reise Sr. Maj. Corvette
HELGOLAND
um
AFRIKA
1873, 1874, 1875.
mit Segel
mit Dampf
zurückgelegter Weg
Medina
Mekka
Djiddah
Ras Fartak
Aden
Socotra
C. Guardafui
Berbera
Mombas
Zanzibar
Seychellen
C. Delgado
Comoren
Nos Beh
Nos Sancasse
Mozambique
Majunga
Tamatave
Tananarive
Madagascar
Reunion
Mauritius
Cyklone
Tullear
C. S. Marie
Lith. Anst. v. Appel & Co.

Seite

Michaelense. — Benefice einer Primadonna. — Verzögerung des Holzes zur Steuererzeugung. — Der Carneval in San Miguel. — Das Entrudospiel. — Orangengärten und Ananasbau. — Ausflug nach Furnas. — Ribeira Grande. — Anblick von Furnas. — Heiße Quellen daselbst. — Besteigung des Pico da Vigia. — Dorfball. — Villa franca. — Sette Cidades. — Abschiedsfest. — Reise nach Tanger 310

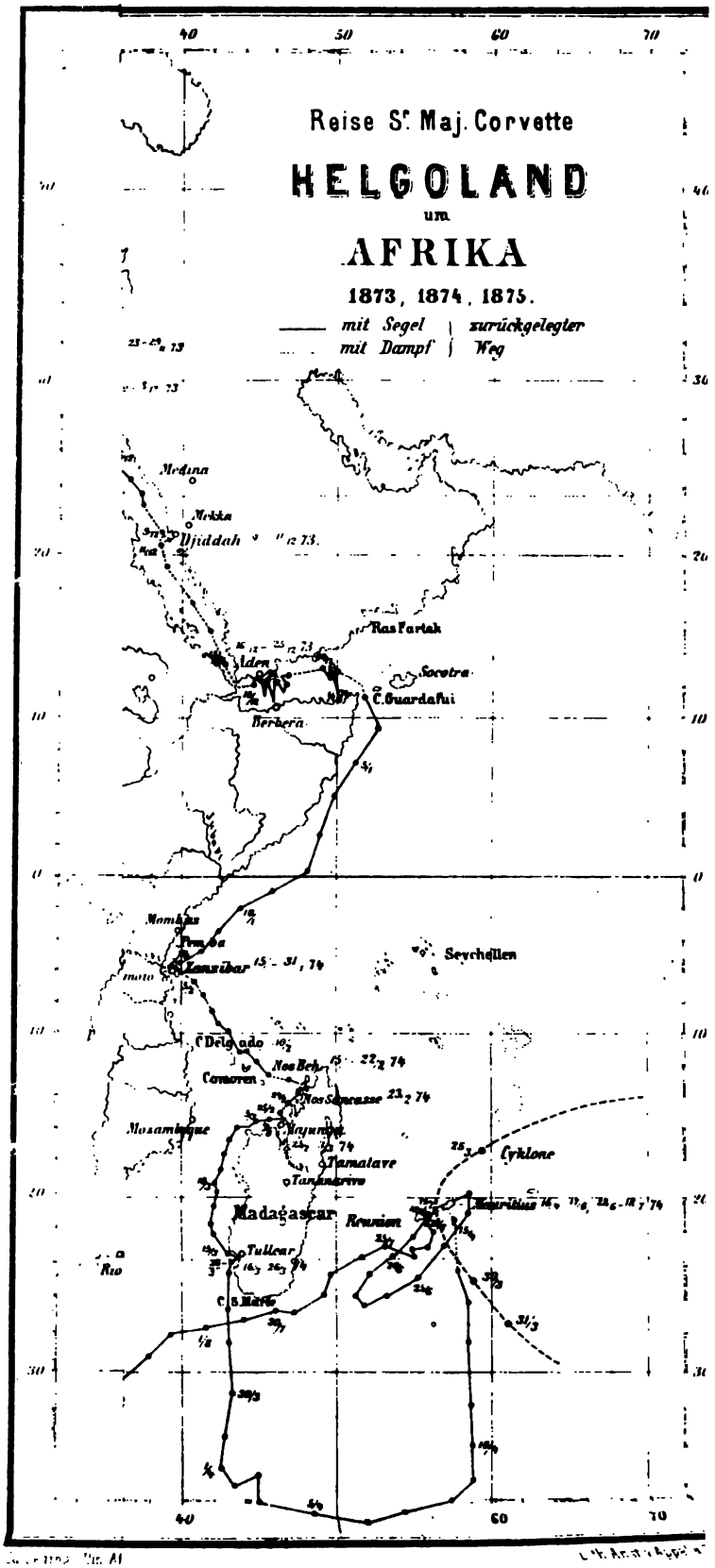
Vierzehntes Capitel.

Tanger. Anblick der Stadt. — Beschwerliches Landen. — Bazar. — Die Citadelle Kasbah. — Besuch beim Paicha. — Vor dem Thore. — Ritt zur gestrandeten „Ortensia". — Zustand des Wracks. — Abdul Kader's Erlebnisse in Wien. — Erzählung des Capitäns der „Ortensia". — Unbequeme Unterkunft. — Fahrt durch die Straße von Gibraltar. — Ursache von Schiffszusammenstößen 314

Fünfzehntes Capitel.

Gibraltar. Eindruck der Stadt. — Ein Gang durch die Festung. — Die Felsenbatterien. — Aussicht von der Signalstation. — Ritt nach Algeciras. — Gesellschaftliches Leben in Gibraltar. — Schrecklicher Unglücksfall. — The Convent. — Im Mittelmeer. — Bordleben zu Ende der Campagne. — Ankunft in Pola 359

Anhang: Zusammenstellung der gemachten Fahrten. — Ausführliche Beschreibung der Cyklone. — Namens-Verzeichniß des Stabes und der Unterofficiere.


Reise S^r. Maj. Corvette
HELGOLAND
um
AFRIKA
1873, 1874, 1875.
mit Segel
mit Dampf
zurückgelegter
Weg
Medina
Mekka
Djiddah
Ras Fartak
Aden
Socotra
C. Guardafui
Berbera
Mombas
Pemba
Zanzibar
Seychellen
C. Delgado
Nos Beh
Comoren
Nos Serrasse
Mozambique
Majunga
Tamatave
Tananarivo
Madagascar
Reunion
Mauritius
Tullear
C. S. Maria
Rio
Cyklone

STANFORD LIBRARIES
To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below
SR-B-60-05755

DT3
J44

STANFORD LIBRARIES
To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.
SM-9-60-55759

DT3
J44